

In Maria ist der Glaube der Apostel, in ihr der Starkmuth der Martyrer, in ihr findet sich die Tugend aller Heiligen vereinigt.
(St. Thomas von Villanova.)

Kunstverlag von Gebr. C. u. N. Benziger in Einsiedeln.

HELVETIA SANCTA

oder

Leben und Wirken

der

heiligen, seligen und frommen Personen

des

Schweizerlandes.

Aus den bewährtesten Quellen gesammelt

und herausgegeben

von

P. Laurenz Burgener,

aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Dritter Band.

Mit Gutheißung der Ordensobern und des Hochw. Bischofs von Sitten.

Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1862.

Druck und Verlag von

Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger.

Excute torporem, qui cœli quæris honorem:
Non dabitur segni cœlestis gloria regni.

Raffe vom Schlummer dich auf, der du ringst nach himmlischer Ehre:
Nie wird dem Trägen der Ruhm des himmlischen Reiches beschieden.

Hugo von St. Viktor.

Vorwort.

Nach dem Erscheinen meiner „Helvetia Sancta," die eine sehr günstige Aufnahme fand, erhielt ich von mehrern Freunden mündlich und schriftlich die aufmunternde Einladung zur Herausgabe eines dritten Bandes, theils um einzelne Artikel zu ergänzen oder zu berichtigen, theils auch um in diesen Tugendkranz neue Blumen einzuflechten; wozu mir aus den bewährtesten Quellen verdankenswerthe Mittheilungen gemacht wurden. Das Bewußtsein, meine Arbeit einzig in der Absicht unternommen zu haben, mein Scherflein zur Hebung und Förderung des katholisch-religiösen Lebens im Schweizerlande beizutragen, hat mich ermuthigt, auf's Neue Hand an's Werk zu legen und dem Wunsche Derjenigen zu entsprechen, welche meinem Unternehmen gefälligst das Wort gesprochen und mich durch Rath und That unterstützt haben. Daß der einfache Styl meiner Schreibart Viele nicht befriedigen werde, sah ich voraus; mache auch auf klassische Vollendung in Form und Ausdruck keinen Anspruch und finde sie bei der Abfassung eines derartigen Werkes schwer möglich, nehme daher auch die dahinbezüglichen Bemerkungen der verehrten Recensenten dankbar hin. Um desto mehr habe ich mich auch in der Bearbeitung des dritten Bandes beflissen, die christliche Tugend in ihrem einfachen Schmucke und in ihrer Liebenswürdigkeit vor Augen zu stellen. Ich habe mehrere Artikel vervollständigt, und viele neu hinzugefügt, wozu mir aus verschiedenen Kantonen Stoff geliefert wurde. Nebst vielen Einsendungen aus Klöstern beiderlei Geschlechtes, aus kirchlichen und weltlichen Archiven haben mich bei der Bearbeitung meines Werkes vorzüglich unterstützt: Der Hochwürdigste

Herr Peter Joseph von Preux, Bischof von Sitten, Johann Baptist Henzen, Professor der Philosophie in Sitten, Domherr Hyacinth Carraux, Professor der Dogmatik auf Valerie, Franz Boccard, Chorherr und Stadtpfarrer von St. Moritz, J. E. von Angreville in St. Moritz, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine, Christian von Mont, Domdekan in Chur, P. Benedikt Rösler, Benediktiner in Rheinau, Johann Joseph Gremaud, Professor der Geschichte in Freiburg, Eduard Ernst, Pfarrer und Sextar in Weggis, P. Peter Anton Venetz, Kapuziner auf dem Wesemlin in Lucern, ganz vorzüglich aber Egbert Friedrich von Mülinen in Bern, und Dr. Karl Greith in St. Gallen, deren „Helvetia Sacra“ und Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden hier bestens benützt worden sind.

So möge denn unter dem Walten des göttlichen Segens dieser dritte Band seine Wanderung beginnen und freundliche Aufnahme in den Häusern finden, wo noch treue Herzen an den Vorbildern alter Tugend und Glaubenstreue unter dem rauhen Klima unserer tief gesunkenen Zeit sich erwärmen wollen. Darum bittet zum Vater der Erbarmung und des Lichtes

Der Verfasser.

Sitten, im Mai 1862.

A.

Adelheid, Nonnen von St. Katharinenthal. Hätten die Frauen mehrerer Stifte ein fleissiges Verzeichniß ihrer Mitglieder geführt, und die Tugenden und das gottselige Leben derselben aufgeschrieben, so könnte man der Nachwelt manches Schöne aus den stillen Klosterzellen berichten; während so Vieles durch Vernachlässigung in Vergessenheit gerathen ist. Eine ehrenwerthe Ausnahme macht hierin das Kloster von St. Katharinenthal, in welchem eine Nonne schon in den ersten Zeiten nach der Entstehung des Klosters einige Notizen aus dem Leben gottseliger Frauen aufschrieb, und der Nachwelt als köstlichen Schatz hinterließ. Später ward das Verzeichniß fortgesetzt, und der unermüdete und gelehrte Pater Mauritius Hohenbaum van der Meer, Benediktiner in Rheinau, hat sich selbst nach St. Katharinenthal begeben, die Annalen des Klosters unter dem Titel „Geschichte des Klosters von St. Katharinenthal" in einem Foliobande gesammelt und die gottseligen Personen verzeichnet. — Unter dem Namen Adelheid sind die vorzüglichsten Folgende:

1) Adelheid von Holderberg. Diese ist in den Klosterannalen gleich nach der seligen Williburga, der ersten Priorin von St. Katharinenthal, verzeichnet. Wahrscheinlich gehörte sie zu jenen Schwestern, welche die genannte Vorsteherin nach Dießenhofen begleiteten, und wohnte zuvor in Winterthur. In dem Manuscript wird von ihr erzählt, daß sie eine Novizin über eine schwere Versuchung, den Schleier abzulegen und in die Welt zurückzukehren, wunderbar tröstete und von diesem Schritte abmahnte. Sie begab sich hierauf zur heiligen Messe und wurde für das Liebeswerk, welches sie der Novizin erwiesen hatte, gewürdigt, das Kindlein Jesu in der heiligen Hostie zu sehen.

2) Adelheid von Spiegelberg (s. d. A. Bd. 1. S. 12. ff.) wird ebenfalls zu den ersten Schwestern gezählt, welche von Winterthur nach Dießenhofen reisten, um daselbst ein Kloster zu errichten. Von ihr schreiben Murer und Sailer und Letzterer fügt hinzu, daß man schon 1252 einen Ritter Conrad von Spiegelberg im Thurgau finde, der wahrscheinlich ein Blutsverwandter dieser Adelheid gewesen sei. An ihr lobte man vorzüglich die Selbstverläugnung, den bereitwilligen Gehorsam und eine glühende Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament. Als sie in heiliger Andachtsglut vor dem Altare kniete, offenbarte sich unser Herr in der Gestalt eines Kindes und erfüllte ihr Herz mit unaussprechlichen Freuden. Da gab die Glocke das Zeichen zum Mittagessen; nur mit großer Ueberwindung verließ sie die Kirche und sprach: „Herr! ich würde gerne länger hier bleiben; denn bei dem Anblick des göttlichen Kindes ist mein Herz von Seligkeit und Wonne überströmt, aber der Gehorsam ruft mich." Sie begab sich sofort zum Tische, und das Kindlein begleitete sie, um ihren Gehorsam zu belohnen, zum Speisezimmer.

3) Adelheid von Offingen lebte in den ersten Zeiten nach der Erbauung des Klosters, welches sie durch ihr heiliges Beispiel erbaute. Diese fromme Nonne war eine außerordentliche Freundin des Stillschweigens, unterbrach selbes nur im Falle der Noth, und niemals an jenen Tagen, an denen sie das heilige Abendmahl empfangen hatte. Im Kloster versah sie das Amt der Schaffnerin und kam dabei oft in Noth, aber der Himmel belohnte ihren Gehorsam und ihre Treue und half ihr wunderbar.

4) Adelheid Wehrli hat sich im Dienste der kranken Mitschwestern geheiligt und darin sich so ausgezeichnet, daß Gott ihre Liebe durch ein Wunder bewährte In aller Hast lief sie einst in den Keller, einer kranken Schwester Wein zu holen; sie vergaß beim Fortgehen den Hahn zu drehen und eilte zur Kranken. Man fand nachgehends, daß der Wein im Faß sich nicht vermindert hatte, obschon er aus demselben auf die Erde geflossen war.

5) Adelheid Ludwig, eine gottinnige Seele, trug eine zärtliche Andacht zu dem heiligen Martin, Bischof von Tours. Der Heilige beschützte seine eifrige Dienerin, stund ihr hülfreich

zur Seite und reichte ihr einmal, als sie krank im Bette lag, die heilige Kommunion. Auch von ihr erzählen die Handschriften, sie habe den göttlichen Heiland in der heiligen Hostie gesehen.

6) Adelheid von Schellenberg führte ein überaus heiliges und dem Himmel gefälliges Leben, weßwegen sie beim Tode sichtbar verherrlicht wurde; wo die anwesenden Frauen einen englischen Gesang und mehrere Stimmen vernahmen, die sie zur himmlischen Freude einluden.

7) Adelheid Ritter trug eine zärtliche Liebe zu den armen Seelen im Fegfeuer und verrichtete für dieselben viele Gebete und Bußwerke. Nicht weniger verehrte sie die heiligen fünf Wunden Jesu und erwog oft sein bitteres Leiden. Einmal, als sie gänzlich in diese Betrachtung vertieft war, erschien ihr der Herr schön, in seiner Glorie und Herrlichkeit strahlend.

8) Adelheid Pfefferhart (s. d. A. Bd. I. S. 11 ff.) aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Constanz geboren, war eine Anverwandte, wie Bucelin angibt, des Bischofs Ulrich III. von Constanz, der im Jahre 1344 oder 1345 auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde. [1]) Unsere Adelheid war mit Heinrich Suso, der ebenfalls von Constanz stammte, wohl bekannt und von ihm vermuthlich auf den Weg der Frömmigkeit geleitet worden; jedoch liegen hierüber keine näheren Angaben vor. Von Jugend an entschloß sie sich, in einen strengen Orden zu treten, allein der Wille der Eltern stund ihrem Vorhaben entgegen. Indessen flehte sie mit Inbrunst und Vertrauen zu der göttlichen Mutter und gab ihre Hoffnung nicht auf. Bald starb ihr Vater und im Jahre 1332 finden wir sie, erst dreizehn Jahre alt, als gottgeweihte Jungfrau im Kloster St. Katharinenthal, welches sie während fünfzig Jahren mit dem Glanze ihrer Tugenden erbaute. Die Verfasserin der Klosterannalen erzählt von ihr viel Erbauliches und Anziehendes. Adelheid befließ sich vor Allem, Gott dem Herrn zu gefallen, ihn zu lieben und ihm zu dienen, sie floh jeden Fehler, ja selbst den kleinsten Schatten der Sünde, um Gott nicht zu mißfallen

---

1) Constantia Rhen. ad annum 1332 et ad annum 1344 Udalricus Pfefferhard Episcopus electus, beatæ Adelheidis cognatus. Er war zuvor Domdekan und starb den 24 Wintermonat 1351.

und auf dem Weg der Vollkommenheit voranzuschreiten. Seit ihrem Eintritt in's Kloster brach sie völlig mit der Welt, zog sich selbst von ihren Anverwandten zurück und nahm höchst selten, nur im Falle des Anstandes, Besuche an. So hoffte sie sich mehr und mehr mit Gott zu vereinigen und in seiner Liebe zu verharren. Wer aber von Herzen Gott liebt, der entzieht die Liebe dem Menschen nicht, sondern weihet sich denselben nach Kräften, was die selige Adelheid auch befolgte. Gegen Jedermann, insonderheit gegen ihre Mitschwestern, betrug sie sich überaus liebreich, diente ihnen mit Handarbeit, tröstete die Beängstigten und brachte Ruhe in ihr Herz. Für die Betrübten bat sie inständig zum Himmel und erlangte ihnen nicht selten den innern Frieden. Da der göttliche Friede in ihr wohnte, so suchte sie ihn auch in Andern zu erhalten; sobald sie Uneinigkeiten, Mißverständnisse oder Zwietracht unter den Schwestern sah, suchte sie mit allem Eifer das gute Einvernehmen herzustellen. Sie begab sich gewöhnlich zum Gebete, bevor sie das Wort des Friedens sprach. Obgleich sie alle Schwestern liebte, fühlte sie sich doch besonders zu Jenen hingezogen, die sie auf dem Wege der Vollkommenheit wandeln sah. Gegen die lieben Abgestorbenen empfand ihr Herz großes Mitleiden; sie verrichtete für sie viele Gebete und wenn sie des Nachts erwachte, sprach sie den Psalm „De profundis." Wirklich sollen ihr Seelen erschienen sein, welche sie versicherten, daß sie durch ihre Gebete und Verdienste die Erlösung aus der Pein erlangt hätten. Sie hatte schon mehrere Jahre im Orden zugebracht, als sie Gott mit einer schweren Krankheit heimsuchte, in welcher sie sich als ein vollkommenes Muster der Geduld bewährte; doch genas sie wieder und diente Gott mit neuem Eifer in Fasten und Wachen. Gegen ihren Körper verfuhr sie sehr streng und gab sich oft die Geißel; was die blutigen Spuren an ihren Unterkleidern bezeugten. Sie beichtete mit größter Demuth, vergoß während der Anklage schmerzliche Thränen und bereitete sich auf den Empfang der heiligen Kommunion mit einer Andacht vor, die sich kaum mit Worten beschreiben läßt. Der Beichtvater bezeugte von ihr, sie sei eines reinen Herzens und man zähle sie billig unter die ersten Dienerinnen Gottes. An den Kommuniontagen beobachtete sie das strengste Stillschweigen und der Convent pflegte zu sagen: sie verstehe, die Früchte der heiligen Kommunion in

sich zu bewahren. Als sie einst vor einem Christusbilde, auf welchem der heilige Johannes Evangelist, an der Brust des Herrn ruhend, vorgestellt war, betete, sah man sie von der Erde erhoben, und von einem himmlischen Glanze umstrahlt, was sich öfters ereignete. In ihren letzten Lebensjahren schwanden sichtlich ihre Kräfte, sie betrachtete dieses als ein Mahnzeichen, daß ihre Lebensuhr bald abgelaufen sein werde, unterließ aber den Gottesdienst und die geistlichen Uebungen nicht, sondern strengte all ihre Kräfte an, um auf die Ankunft des Herrn sich würdig vorzubereiten. Im Jahre 1380, am Fest Maria Verkündigung, empfing die fromme Greisin in der Kirche das heilige Abendmahl; nach Empfang desselben ergriff sie ein heftiger Frost und als man in der Vesper sang: „Heute ist Gott Mensch geworden" (hodie Deus homo factus est), überfiel sie eine gänzliche Schwäche, so daß sie den Chor verlassen und sich zu Bette begeben mußte; die Schwestern eilten ihr nach, um ihr zu dienen, allein sie wollte nicht zugeben, daß Jemand in der Andacht gestört würde, hieß sie also wieder gehen und den Tag im Gebete heiligen. Bald verlangte sie die heilige Wegzehrung, welche man ihr nach ihrem Wunsche darreichte. Darauf nahm sie ihre letzten Kräfte zusammen und sprach zu dem versammelten Convent: „Meine lieben Schwestern, bewähret eure Treue in Geduld, vereinigt eure Leiden mit den heiligen fünf Wunden Jesu, durch welche alles Bittere in Süßigkeit verwandelt wird. Ihr sehet mich jetzt am Rande der Ewigkeit; gedenket! wenn ihr einst in der gleichen Lage seid, dann werdet ihr frohlocken, daß ihr Gutes gewirkt und gottselig gelebt habet." Adelheid war eine innige Verehrerin der jungfräulichen Gottesmutter, des heiligen Johannes und der übrigen Apostel, um ein seliges Ende von ihnen zu erflehen: „deß ward si ouch geweret," sagt das Manuscript, „daß ir gott ein bescheiden andächtigen tod gab vedtfälig lütseligend." Dieses bestätigte sich auch durch Wunder; und einige fromme Personen sagten ihren Tod voraus, bevor die Nachricht desselben auf gewöhnlichem Wege zu ihnen gelangen konnte. Nach Murer verschied sie am 4. April, an dem neunten Tage ihrer Krankheit. Wiewohl sie ein hohes Alter erreicht hatte, war sie noch frisch am Geiste; ihr Hintritt schmerzte den Konvent sehr und bei der Bestattung fielen heiße Thränen auf den Sarg, der ihre Leiche verschloß. Später wur-

den ihre Gebeine sammt jenen der seligen Elisabeth Haimburg in die Klosterkapelle übersetzt und in die Gruft, wo Elisabeth von Stoffeln ruhte, gelegt.

9) Adelheid Zirger. (s. d. A. Bd. I. S. 12.) Bucelin erwähnt dieser um das Jahr 1361 und erzählt, die Schwester Helena Brumsin, längere Zeit von einer gewissen Schwermuth befallen, habe ihre Zuflucht zu Adelheid Zirger genommen und durch ihre Fürbitte von Gott die Heiterkeit des Geistes wieder erlangt. Ueberhaupt zeigte sie sich gegen Bedrängte voll Mitleiden, war aber um so strenger gegen sich selbst, geißelte sich zwei Male des Tages, aß in fünfzig Jahren, die sie im Kloster zubrachte, nie Fleisch, trank keinen Wein, und als ihr später die Aerzte zur Erhaltung ihres geschwächten Leibes Wein zu trinken befahlen, mischte sie Wasser darunter. Ihren Bruder, der ein ausschweifendes Leben führte, bekehrte sie durch ihr frommes und andächtiges Gebet. Er ging in sich, kam wider alles Erwarten nach St. Katharinenthal, vertauschte seine Kleider mit jenen der Einsiedler und lebte dort auf der Hofstatt gottselig in Uebung des Gebetes und der Bußwerke. Sie starb mit den hl. Sakramenten versehen zu jener Stunde, die ihr die Oberin bezeichnet hatte. Von diesem Wunder schreiben Murer und Sailer.

10) Adelheid von Schwins. Unser Gewährsmann Hohenbaum van der Meer hält diese für eine Schwester der Vorigen. Sie litt viel Versuchungen und Anfechtungen und befürchtete sehr, im Kampfe zu unterliegen. Da erschien ihr der göttliche Heiland, zeigte ihr seine Wundmalen und ermunterte sie zur Ausdauer, worauf sie gänzlich gestärkt ihren Streit fortsetzte, bis sie der Himmel zu sich nahm.

11) Adelheid Hüller bekleidete einige Zeit die Stelle einer Oberin, deren sie sich durch ihre Klugheit und Frömmigkeit würdig zeigte. Einst ergoß sie ihr Herz vor dem großen Kreuz, wahrscheinlich vor jenem, das annoch im Chor aufbewahrt wird, und war in tiefer Betrachtung versunken. Da kam ihr vor, als wollte der Herr sie vom Kreuze herab umfangen; bald darauf fiel sie in eine schwere Krankheit, welche neun Jahre andauerte, die sie aber mit so unüberwindlicher Geduld und Aufopferung ertrug, daß auch die selige Katharina Brumsin angewiesen wurde, zu ihr zu gehen, um von ihr die Geduld und die Beharrlichkeit im Gebete zu erlernen.

12) Adelheid von Geilingen lebte in beständiger Verbindung mit Gott, der ihr seinen Willen offenbarte. Einst frug sie den Herrn: „Für was soll ich vor Allem beten?„ Der Herr erwiederte: „Meine Tochter! bete um Nachlaß deiner Sünden, um die Beharrlichkeit im Guten und um die Gnade, ein seliges Ende zu erlangen."

13) Adelheid von Randeck zierte das Kloster durch ihren Adel, und durch den Glanz ihrer Tugenden und gehörte mehr dem Himmel als der Erde an. Als sie am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes im Chor zu singen begann, sah eine andere Nonne eine weiße Taube über ihrem Haupte schweben. Aus der edlen Familie Randeck sind mehrere Töchter in das Kloster von St. Katharinenthal eingetreten; die erst Bekannte von diesen hieß Adelheid und war eine Tochter der edlen Wittwe von Randeck.

14) Adelheid von Otwies, beständig um ihr und Anderer Heil besorgt, hatte einen Bruder, der in den Malteserorden getreten war. Dieser verließ denselben und führte dann ein ungebundenes Leben, worüber die Schwester sich sehr betrübte. Um sein Heil bekümmert, nahm sie im Gebete ihre Zuflucht zu der Gottesmutter und erlangte von ihr die Bekehrung ihres Bruders. Adelheid litt beständig an Gliederreißen und andern Uebeln und war damit bis zum Tode behaftet; der Herr war aber ihre Hoffnung und Stärke. Vom Kreuze herab ward sie gemahnt, geduldig zu leiden und so die Krone der Unsterblichkeit zu erringen. — Die eifrige Schwester, welche das Leben der gottseligen Frauen von St. Katharinenthal zusammenschrieb, beginnt ihre Sammlung mit den Worten: „Dieß Buch habe ich von den seligen Schwestern geschrieben, die von unserm Convent des Klosters zu Dießenhofen abgeschieden sind. Wie gering es auch ist, was mir zu schreiben noch übrig blieb, gehalten an das große Gut, das unsern Schwestern widerfuhr, so schien mir doch besser, es bleibe uns davon wenigstens etwas, als daß wir dessen ganz vergessen, und wie mangelhaft es auch ist, was ich überliefere, so habe ich doch mit Arbeit zu Stande gebracht und zur Besserung derjenigen, die es hören werden." Ihre Arbeit schildert noch nebst den schon erwähnten die mystischen Erscheinungen im Leben der Frauen Agnes von Wangen, Anna von Constanz, Anna Hetti, Anna von Ramschwag, Anna von

Stoffeln, Anna von Tettikon, Bertha von Herthen, Katharina Brumsi, Katharina von Stein, Katharina von Ueberlingen, Cäcilia von Winterthur, Diemuth von Lindau, Elisabeth Haimburger, Elisabeth von Stoffeln, Gertrud von Hertlingen, Gutta Möst, Gertrud Haimburger, Gertrud Ritter, Hedwig von Legelau, Hilti Brumsi, Irmina von Fürstenberg, Idda von Kloten, Idda von Hallau, Lucia von Stein, Mia von Constanz, Mia Goldast, Mia Rettershofen, Mechtilde von Esenz, Mechtilde Hüser, Mechtilde Lörberz, Mechtilde Ritter, Mechtilde von Tettikon, Mechtilde von Wangen, Richmuth von Winthertbur, Williburge von Trossingen und Williburge, der alten Priorin. Die fromme Verfasserin dieser Sammlung unterließ es leider, uns über das äußere Leben dieser Schwestern etwas nähere Nachrichten mitzutheilen; sie übergeht in Abstammung, in Familienverhältnisse, in weitere Geschicke und Erlebnisse derselben und faßt aus ihrem Leben nur dasjenige von wunderbaren Offenbarungen und Erscheinungen auf, was ihr ein geeigneter Stoff zur Erbauung ihrer Mitschwestern zu sein schien. Nur das Leben der Schwester Elisabeth Haimburger von Villingen (s. d. A.) ward von ihr weitläufiger behandelt. — Das Wappen des Klosters von St. Katharinenthal ist die heilige Katharina mit dem Rade.

Adelheid, Nonnen von Töß. Einsam und dem Menschen verborgen ruht im Schooße der Erde das Saatkorn, das der Säemann ausgeworfen hat, und entwickelt sich in der schützenden Wärme, von allem schädlichen Einflusse gesichert, bald zum organischen Leben. Eine stille Kraft erwacht im zarten Samen, welche ihre Hülle sprengt und bald mit der Wurzel sich tiefer in die Erde senkt, den Stamm aber ans Sonnenlicht zur Höhe hebet, der sich in Zweige ausbreitet, mit Blättern und Blüthen schmückt und reichliche Früchte bringt. Unter diesem Bilde zeichnete unser göttlicher Erlöser das Leben, wie es sich im Gebiete der Natur und des Geistes nach gleichen Gesetzen entwickelt. Wer den erhabenen Berg der Beschauung ersteigen will, kann nach der gewöhnlichen Ordnung nur auf dem Wege der christlichen Vollkommenheit dahin gelangen; wer aber diesen Weg eintritt, muß sich von der Oberfläche der Welt zurückziehen und in dem verborgenen Leben jene schwere Prüfungen bestehen, worin der natürliche Mensch mit seinen Fehlern und Begierden sterben und der geistige mit der Hülfe der gött-

lichen Gnade zu einem neuen Leben erstehen soll. Die Seele tritt einst dann auf den Weg der Beschauung, wenn sie die schweren Prüfungen und Mühen, welche die Tugend erfordert, durchgemacht hat. Diese Weise wurde auch von den seligen Schwestern in Töß, namentlich von jenen, die unter dem Namen Adelheid vorkommen, eingehalten, aus deren Leben hier einige Notizen folgen:

1) **Adelheid von Frauenberg** fühlte schon in früher Jugend eine entschiedene Neigung zum Ordensleben; allein da sie eines Freiherrn Tochter war, wurde sie nach der Weltsitte von ihren Verwandten einem edlen Herrn angetraut, wodurch sie zu großer Ehre und Ansehen gelangte. Nun spricht Christus: „Niemand kommt zu mir, er werde denn gezogen von meinem himmlischen Vater!" — und diese Worte gingen an ihr in Erfüllung; denn ihr Leben war der Beweis, mit welch' besonderen Gnaden der himmlische Vater in ihr wirkte, wie er sie auserwählte und wie er sie schon von ihrer Jugend an durch seinen eingebornen Sohn an sich gezogen. Wohl schien es, das Band der Ehe, in der sie lebte, werde jede andere Verbindung mit Gott im Ordensstande für sie unmöglich machen; doch ließ unser Herr von seinem Werke nicht ab, das er in ihr so lieblich wirkte, indem er bei aller irdischen Ehre ihr Herz mit Bitterkeit darüber erfüllte, und ihr eine stete Sehnsucht nach seinem Besitze mittheilte. Sie betete Tag und Nacht und rief zu Gott von Herzen, daß er sie von der Welt wegnehme oder daß er sie mit dem Aussatze heimsuche, damit sie dadurch von der Welt getrennt werde. Als sie kaum vierzehn Jahre zählte, betete sie jeden Morgen vor dem Mittagsmahl zu unseres Herrn Wundmalen fünfzig Vater unser, und konnte sie diese nicht verrichten, so versagte sie sich zur Buße die beste Speise bei Tische. Sie übte sich auch besonders in den Werken der Barmherzigkeit und erwies einem eckelhaften Kranken Dienste, die ihm die eigene Mutter nicht erweisen wollte, indem er sehr mißgestaltet und abschreckend anzusehen war. Das Alles that sie ihm aus großer Gottesliebe so freudig, als ob sie mit Gott selbst umgehe, wenn sie diesen Kranken pflegte. Als sie sich lange in der Welt in solchen Tugenden geübt, wollte unser Herr sie näher an sich ziehen und ihr Verlangen erfüllen, er verhängte, daß ihr Mann starb (s. d. A. Bd. I. S. 13.) Doch wollte Gott ihr Verlan-

gen nicht gänzlich erfüllen, sondern sie noch weiter prüfen. Ihre Verwandten nämlich drangen in sie, daß sie sich einem andern edlen Mann vermählen solle, dessen liebenswürdige Eigenschaften ihr die Prüfung doppelt schwer machten. Die göttliche Gnade aber half ihr endlich, daß sie überwand und von der Welt sich gänzlich zurückzog. Sie trat ins Kloster und lag der Arbeit, den Tugendübungen und dem Gebete ob; sie stellte sich, obschon sie oft kränklich war, zur gemeinsamen Arbeit als Eine der Ersten ein, so daß ihr oft die Finger davon aufschwollen. Unter der Arbeit betete oder sang sie geistliche Lieder oder unterhielt sich, wenn das Stillschweigen nicht geboten war, in erbauenden Gesprächen. Das bequeme Leben, das sie einst in der Welt genoß, hatte sie im Kloster in ein sehr hartes umgetauscht. Beinahe allzeit kränklich, ging sie immer zum gemeinsamen Tische, und wollte man ihr eine Speise geben, welche die Schwestern nicht hatten, so war sie nie dazu zu bewegen, etwas davon zu verkosten. Sie fastete fleißig und wollte, auch wenn sie dürstete, nie zur unrechten Zeit trinken. Wenn man zu Tische ging und sie vor Kälte zitterte, stieß sie ihre Füße in heiße Asche, um sie zu erwärmen. Um ihre zärtliche Natur zu brechen, widmete sie allen und einzelnen Schwestern die geringsten Dienste und erbot sich demüthig und zuvorkommend dazu. Einer armen Schwester that sie Dienste, die ihr keine Andere leisten wollte, wie sehr es ihr auch widerstand. Sie war gewöhnt, nach der Mette zu wachen, und was sie in äußerer Uebung und Arbeit zu verrichten hatte, that sie so fleißig, daß man wohl merkte, sie habe den Gemächlichkeiten des Leibes entsagt, darum wurde sie auch gewürdiget, daß der Herr ihr Herz mit besonderem Verlangen zu sich entzündete. Unsere Adelheid hatte eine große Verehrung und Andacht zu unsers Herrn Kindheit und zu unserer lieben Frau. Zur heiligen Weihnachtszeit erbot sie sich zu unserer lieben Frau, ihr und ihrem Kinde dienen zu wollen, begehrte dann mit herzlichem Verlangen zur Ehre des göttlichen Kindes leiden zu können. In ihren Leiden leuchtete sie allen Schwestern als ein glänzender Spiegel vollkommener Geduld voran. Gott suchte sie besonders gegen das Ende ihres Lebens durch große Schmerzen auf einen seligen Tod vorzubereiten. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode lag sie an Auszehrung darnieder und litt die großen Leiden, die sie zu

tragen hatte, mit bewunderungswürdiger Geduld. In allen Schmerzen benahm sie sich gegen die Schwestern immer freundlich, lobte Gott für jeden Schmerz und dankte, daß sie etwas zu Ehre seiner Leiden erdulden könne. Alle Anfechtungen zur Ungeduld überwand sie standhaft mit den Worten: „Ich will meinen Willen ganz in Gottes Willen geben."

2) Adelheid von Lindau war eine vortreffliche Sängerin, sang mit ihren Mitschwestern oft schöne Lieder, bald unter den Arbeiten, bald im Vereine. In ihren letzten Jahren erblindete sie und mußte durch drei Jahre vor ihrem Tode das Bett hüten. Man traf sie immer im Gebete und in der Betrachtung an; zuweilen sang sie frohlockend geistliche Lieder, zuweilen redete sie mit Gott so kindlich, als ob er vor ihr stünde: „Ach lieber Gott, du bist mein Vater und meine Mutter und meine Schwester und mein Bruder; ach, Herr, du bist mir Alles, was ich will, und deine Mutter ist auch die meine!" Als ihre Wärterin sie eines Tages in großer Fröhlichkeit antraf und sie um den Grund befragte, antwortete sie: „Was sollte mir Größeres geschehen? Unser Herr und unsere Frau waren bei mir und haben mich getröstet, daß ich nimmer soll von ihnen geschieden werden." Einer Schwester, die mit ihr im Krankenhause lag, rief sie einst mitten in der Nacht zu: „Ist Jemand hier, der stehe auf; unser Herr und unsere Frau und das himmlische Heer ist hier gegenwärtig!" Dieß mußte sie mit den Augen des Geistes gesehen haben; denn mit den leiblichen sah sie nicht. Maria zu Ehren verfaßte sie die Antiphon: „Sei gegrüßt du Morgenstern" (Ave, stella matutina!); weil sie zur milden Himmelskönigin große Andacht trug. Als dann unser Herr sie ihres langen und getreuen Dienstes wegen mit ihm selber belohnen wollte und sie durch einen heiligen Tode von dem Elende dieser Welt geschieden war, erschien sie im Schlafe einer Schwester und sang mit einer fröhlichen Stimme den Vers: „Wie ist die Mannigfaltigkeit deiner Süße so groß, o Herr, die du denen behalten hast, die dich fürchten!" Adelheid hatte es auf ein Alter von mehr als hundert Jahren gebracht.

3) Adelheid von Liebenberg war Wittwe, als sie in's Kloster trat; sie besuchte den Chor fleißig, und wenn man ihr die Verse zu den Tagzeiten schrieb oder was sie sonst zu singen hatte, vollbrachte sie Alles mit großer Aufmerksamkeit.

In der Mette saß sie an der Seite der Vorleserin, und hielt ihr das Licht, obschon sie vom hohen Adel war. Sie war eine besondere Freundin der Betrachtung himmlischer Dinge und fiel zuweilen in Verzückung. Der Herr verhängte über sie kurz vor ihrem Tode ein schweres Leiden, um sie in seiner Gnade zu befestigen. Das Leiden bestund in einem starken Gesüchte, das alle ihre Glieder erschütterte und ihren Leib aufwarf, als müßte sie aus dem Bette fallen. Sie litt mit großer Geduld und opferte Alles dem Herrn zu Ehren seines bitteren Leidens. Als ihr in einer Nacht so übel war, daß zwei Schwestern bei ihr wachen mußten, sprach sie andächtig: „O Frau aller Welt, Königin des Himmels und der Erde!" und bald darauf fügte sie hinzu: „Gerne, Frau, gerne! O wie war das so kurz!" und weinte darauf sehr. Als die Schwestern fragten, ob ihr so übel wäre, sprach sie: Geht von mir um Gottes Willen, ich bedarf euer nicht mehr!" Und sie neigten sich nieder, als ob sie schliefen. Darauf richtete sie sich wieder auf, hob andächtig ihre Hände empor und that wie ein Mensch, der sich herzlich über ein Ding freut. Sie legte ihre Arme zärtlich über einander und drückte sie freudig an ihr Herz. Dann sprach sie: „Süßester Herr! nimm hin meine Hände und Füße, das Haupt, das Herz und alle meine Glieder!" worauf sie so herzlich weinte, als ob sie vor großem Schmerze weine. Nachdem dieß eine Weile gedauert, sprach sie zu den zwei Schwestern in fröhlichem Tone: „Schlafet Kinder, und seid wegen meiner ohne Sorgen!" Einer Schwester, die ihr besonders lieb war, hatte sie vor ihrem Tode ihre Gesichte geoffenbart.

4) Adelheid (Elli) von Elgg, Laienschwester. Die Frauen von Töß hatten der Reihe nach den Wochendienst in der Küche zu versehen: früh Morgens gleich nach der Mette sich in die Küche zu verfügen, dort auf dem Kochherde das Feuer anzuzünden und alles zu thun, was ihr Dienst erforderte. Unter dieser Wochnerin stund die Laienschwester, welche die Speisen zubereitete. Adelheid von Elgg verwendete ihre möglichste Sorgfalt darauf, dem Convent getreulich zu dienen. Gegen fünfzig Jahre lebte sie im Kloster Töß und Niemand sah sie je mit Anderem beschäftiget, als mit dem Heile ihre Seele und mit Küchendienste; sie hatte keine Helferin, und doch ging Alles gut aus ihren Händen. Wenn sie ihre Dienste für den

Convent verrichtet hatte, so eilte sie in den Chor vor den Altar, legte ihre Hand darauf und sprach in andächtiger Liebe: „O mein Herr! könnte ich dich noch mehr lieben, ich thäte es so gerne!“ — und vergoß dann so viele Thränen, daß sie den Boden benetzten. Obschon sie ihr Dienst viele Anstrengungen kostete, unterzog sie sich auch noch einem strengen Fasten und eifrigem Gebete. Sie wachte nach der Mette immer so lange, daß sie darauf kaum zwei Stunden lang schlief, und betete hernach mit der größten Andacht zum Nutzen des Conventes. Sehr oft betete sie für die Sünder und Abgestorbenen, darum kamen die Seelen oft zu ihr, redeten mit ihr und sie mit ihnen. Sie vollendete ihre Tage im Geruche der Heiligkeit.

Adelheid (Elli) von Wurmenhausen, war eine sehr fromme Seele. Als sie einst im Gebete war, sah Elisabeth Schäflin (s. d. A.) ihren Körper wie Krystall leuchten. Die Schwester Adelheid hatte in jenem Augenblicke sich vor unserm Herrn verneigt und gedacht: „Mein Herr, könnte ich doch thun, was dir zum Lobe wäre, ich thäte es gerne!“ (Vergl. Greith, die deutsche Mystik im Prediger-Orden von 1250—1350; fünftes Buch, die Schule des beschaulichen Lebens unter den Schwestern von Töß bei Winterthur.)

Agatha Petronilla, s. Justus Guerin u. s. w.

Agnes von Büren, Aebtissin von Gnadenthal. Das Frauenstift in Gnadenthal (Vallis Gratiarum) im Freienamt Kantons Aargau, gehörte früher zum Bisthum Constanz, jetzt aber zu jenem von Basel. Dieses Kloster, in einer reizenden Lage am linken Ufer der Reuß zwischen den Städten Bremgarten und Mellingen, hat keinen eigentlichen Stifter, sondern es leitet seinen Anfang oder Ursprung von Beghinen oder Schwestern her, die sich unter einer Meisterin (Magistra) einem frommen beschaulichen Leben widmeten. Sie erhielten jedoch schon frühe Vergabungen: so 1297 von Ritter Johann von Hedingen, Herrn zu Brunegg bei Mellingen, später von den Edeln von Wohlen und Waltersschwyl, und schlossen 1302 Burgrecht mit den Städten Bremgarten und Zofingen, wo sie schon 1309 ein eigenes Haus und einen Schaffner hatten. Im Jahre 1344 wurden sie vom Generalkapitel von Cisterz in diesen Orden aufgenommen und dem Stifte Wettingen unterstellt; empfingen jedoch erst den 2. Horn. 1396 mit Bewilligung des Bischofs

von Constanz, Burkard I. von Höwen, die Regel und das Ordenskleid. Hedwig von Maschwanden, aus dem Freienamt, ward erste Aebtissin und nahm mit eilf Schwestern das Kleid des hl. Bernhards. Ein frommer Geist, durch die Obern des Klosters gehegt und gepflegt, belebte die klösterliche Innung. Eine besonders fromme Frau war die Aebtissin Agnes von Büren. Sie stammte von Bern von einem edlen Geschlechte ab; ihr Vater hieß Nikolaus von Büren, und ihre Mutter Elisabeth, deren Zuname unbekannt ist. Beide rechtschaffen und von dem lebendigen Christenthume durchdrungen, leuchteten ihren Kindern mustervoll voran und pflanzten in ihre zarte Herzen Frömmigkeit und Gottesfurcht mit gesegnetem Erfolg. Der Himmel segnete ihre Mühe und Anstrengungen reichlich und zwei Töchter wurden die Zierde ihres Hauses. Nikolaus hatte eine Tochter, Agnes mit Namen, die leiblich und geistig sich entwickelte und ihre irdischen Vorzüge unter dem Klostergewande in Gnadenthal verbarg, sie ließ eine jüngere Schwester, Anna zurück, welche jedoch ebenfals dem innern Gnadenrufe folgte, die jungen Männer, die ihre Hand verlangten, abwies, ihre Vaterstadt verließ und das stille Gotteshaus bezog, in welchem ihre Schwester in heiliger Frömmigkeit leuchtete. Gerne öffneten die Frauen dem jungen Fräulein die Klosterpforte und führten sie zu ihrer Schwester, die sie freudevoll in ihre Arme schloß und ihr den Friedenskuß gab. Der Vater dieser edlen Kinder schätzte sich überaus glücklich und faßte den Entschluß, obschon er 1391 im Rathe die ersten Stellen bekleidete, der Welt zu entsagen (wahrscheinlich nach dem Tode seiner Gattin) und seine Tage als Ordensmann zu beschließen. Im Jahre 1393 machte er zu Gunsten der Dominikaner in Bern ein Vermächtniß, trat darauf in die Benediktinerabtei Erlach und empfing später die Priesterweihe. Im Kloster zeigte er sich seines Berufes würdig, leistete als einsichtsvoller und kluger Mann treffliche Dienste und ward deßwegen zum Prior befördert. In den Jahren 1405, 1407 und 1411 war er Prior und Pfleger an der Stelle des Abtes Johann von Neuenburg. Er soll in einem sehr frommen Rufe gestorben sein. Seine Tochter Agnes zeichnete sich indessen mehr und mehr in Gnadenthal aus, und die Bewohnerinnen des Klosters schätzten sich überaus glücklich, einen so köstlichen Schatz in ihrer Mitte zu besitzen. Sie war geeignet, dem Kloster vor-

zustehen, Andere zu leiten und ihnen mit Wort und That beizustehen; darum wählten die Frauen um 1400 sie zu ihrer Aebtissin. Sie fügte sich in die Wahl, regierte sehr klug und führte ihre Schwester Anna und die übrigen Frauen auf dem Wege der Vollkommenheit. Unsere Aebtissin starb im Rufe der Heiligkeit, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie ward feierlich beerdigt und nach ihrem Hinscheiden wie eine Heilige verehrt. Herr Venner Johann Karl von Büren sah noch zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu Gnadenthal ihren Grabstein mit Wappen und Inschrift; leider! hat ihn die spätere Zeit vernichtet, so daß dieses Denkmal jetzt nicht mehr vorhanden ist.[1]) Allerlei Unfälle trafen im Laufe der Zeit dieses Kloster. Im Oktober 1608 wurde es durch einen Brand schrecklich heimgesucht. Von 1656 und 1712 schwangen die Religionskriege über dasselbe ihre Geißel, und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war sein Vermögenszustand dermassen gesunken, daß von 1747 — 1763 keine Klosterfrauen aufgenommen werden konnten. In dieser bedrängten Lage nahmen sich die Abteien Wettingen, St. Urban, Muri und Einsiedeln des Klosters an und unterhielten dasselbe. Durch die französische Staatsumwälzung verlor es die niedere Gerichtsbarkeit zu Nesselbach im Freienamt, sowie zu Nieder-Rordorf und auf dem Hei-

[1]) Der Stammbaum der Familie von Büren in Bern gibt leider nicht an, ob Agnes und ihre Schwester Anna in das Kloster Gnadenthal von Aargau, oder in jenes von Basel gleichen Namens getreten sei; jedoch ist fast unzweifelhaft das Erstere. Zwar ist auch in den dortigen Archiven, wie man uns gefälligst berichtete, von dieser frommen Aebtissin nichts mehr zu finden, weil die Brände von 1422 und 1608 viele Urkunden, Schriften und Denkmäler verzehrten. In Gnadenthal von Basel findet man in den Verzeichnissen der Aebtissinen keine Agnes von Büren und die 550 Urkunden, die noch von diesem Kloster vorliegen, melden nichts von ihr. — Das Frauenkloster Gnadenthal in Basel lag in der Spahlenvorstadt und die Frauen wurden den 17 April 1289 dem Orden der heiligen Clara einverleibt. Sie betrugen sich musterhaft, wirkten viel Gutes, mußten aber zur Zeit der Reformation (1529) das gleiche Schicksal der übrigen Klöster theilen. Ein Theil der baufällig gewordenen Kirche ward in der Theurung von der Stadtbehörde zu besserer Versorgung der Armen im Jahre 1573 in ein öffentliches Kornhaus umgewandelt, was es noch jetzt ist. Das Conventsigill stellte den aus dem Grabe erstehenden Christus, mit der Siegesfahne in der Hand, dar. (Schriftliche Mittheilung von Egbert Friedrich von Mülinen in Bern.)

tersberg in der Grafschaft Baden, und litt überhaupt viel Ungemach. — Die Regierung des Kantons Aargau hob es 1841 auf, die eidgenössische Tagsatzung stellte 1843 es jedoch wieder her. In der Zwischenzeit hielten sich die Frauen im Kloster Frauenthal (Kt. Zug) auf Der Convent, weil in der Aufnahme neuer Mitglieder gehemmt, besteht gegenwärtig in einer kleinen Zahl von Frauen; es ist aber zu hoffen, daß die Vorsehung seinen Bestand ferner schützen werde. Das Kloster führt in seinem Wappen ein Lamm mit einer Fahne. (Vergl. Genealogie des Hauses von Büren in Bern, Manuscript.)

Agrippin, s. Lupicin u. s. w.

Albert von Dießbach, Jesuit, war ein Sohn des Nikolaus Albrecht's, eines Rathsherrn von Bern und der Salome Tillier, einer Schwester des talentvollen Schultheißen Johann Anton Tillier. Dieser merkwürdige Mann, dessen Leben eine ausführliche Darstellung verdient und von dem Johann von Müller sagt: „Er war ein im Aeußerlichen den alten heiligen Religiosen, wie man sie malt, vollkommener, ähnlicher, imposanter, salbungsvoller Mann, voll Festigkeit, der Friede Gottes in ihm, u. s. w.," war 1732 zu Bern geboren, erhielt in der Taufe die Namen Albert, Joseph, Nikolaus, ward standesgemäß in der protestantischen Religion erzogen und nach damaliger Sitte der vornehmen Welt für den Soldatendienst bestimmt. Er trat, erst sechszehn Jahre alt, in's Schweizerregiment von Tscharner (aus Bern) in Piemont, nachmals Regiment Rochmondet (aus Nyon) genannt. Eilf Jahre hatte er in den milden, wunderschönen Gegenden Italien's zugebracht, und während dieser Zeit Gelegenheit gefunden, mit der katholischen Religion und deren Lehren und Gebräuche näher bekannt zu werden. Er besuchte zuweilen den katholischen Gottesdienst, hörte die Predigten an und fühlte in sich bald den Drang in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren. Dieser Entschluß reifte mehr und mehr in ihm, bis er endlich 1755 zu Turin feierlich zu der katholischen Religion übertrat, bevor er sich mit der Tochter des spanischen Consuls de S. Dievæ in Nizza verheirathete. Die Protestanten sagen, er sei aus Liebe zu seiner Verlobten Katholik geworden; höhere Gründe jedoch leiteten ihn, und wie wir aus seinen eigenen Worten, die er in einem Briefe niederlegte, entnehmen: „Geboren unter einem achtungsvollen Volke,

das jedoch leider in religiöser Beziehung im Irrthum befangen ist und jenen Grundsätzen huldigt, durch welche die Neuerer des sechszehnten Jahrhunderts die Einheit des Christenthums zerrissen, wurde mein Geist in der Blüthe des jugendlichen Alters von dem Leichtsinne, welcher dem Soldatenleben nur zu eigen ist, von der Eitelkeit einer stolzen Seele, von den Wogen starker Leidenschaften und einer unstillbaren Begierde, Alles zu lesen, hingerissen und mit Riesenschritten zu dem Piron'schen System der Religionsverachtung geführt, welches den Höhepunkt menschlicher Verirrung bildet. Da warf Gott im Augenblicke, wo ich Ihn vergaß, seinen gütigen Blick auf mich, und meine Seele fühlte sich getroffen und erschüttert. Mein Geist erwachte aus der Verirrung, meine Augen sahen hell und ich erblickte die Wahrheit mit ihrem strahlenden Glanz im Schooße einer Religion, welche erhaben, Gottes würdig, wohlthätig für die Menschen, die Mutter aller Tugenden ist, und die allein alle ihre Gegner mit offener Stirne bekämpft und die einzig mit Sicherheit und Festigkeit ihre Glaubenssätze lehrt. Bei diesem Anblick erwachte die unbestechbare Stimme des Gewissens, welche ich zu überhören im Begriffe stund, mit neuer Kraft in meinem Innern. Das Gewissen erhielt durch die Religionskenntnisse, die ich jetzt erwarb, neue Gewalt und Macht, ich empfand in dem Innersten meiner Seele eine Stimme, welche mir unveränderliche Gesetze vorschrieb: ich wurde Katholik und Katholik aus Ueberzeugung." — Herr von Dießbach hatte sich eine tugendhafte Gattin auserkoren und lebte mit ihr zufrieden im heiligen Bunde. Beide sahen arglos und heiter einer schönen Zukunft entgegen und diese verwirklichte sich anfänglich, indem die edle Frau ihren Mann mit Kindern erfreute. Nachdem sie ihm einen Sohn der plötzlich starb und darauf eine Tochter geboren hatte, wurde sie selbst in der Blüthe ihrer Jahre vom Tode erfaßt. Welch ein Schlag für den liebenden Gatten! ein unaussprechlicher Schmerz, den nur die Religion und das unerschütterliche Gottvertrauen zu lindern vermochte, betäubte ihn. Vernehmen wir darüber seine eignen Worte: „Ja, ich sah, wie der unerbittliche Tod mir die theuersten Personen unerwartet, plötzlich und unbarmherzig in der Blüthe ihres Alters vor meinen Augen wegnahm; ich sah mich getrennt auf immer von meinem Vaterlande, welches zu lieben mein Herz nicht aufhören

kann; ich sah alle meine Hoffnungen und Aussichten zerschlagen und hingeopfert und dennoch (ich sage es zur Ehre der göttlichen Religion) mein Herz hat nie gemurrt; es fühlte sich mitten in allen Schlägen des Schicksals nicht niedergeschlagen, mitten unter dem Gewichte des Unglücks nicht überwältigt, es empfand keinen Augenblick Reue oder Sehnsucht nach den frühern Zuständen, die Grundlage seines innern Friedens — die Religion wurde auch keinen Augenblick erschüttert." Seiner Tochter, in welcher sich das holde Abbild seiner zu frühe entschlummerten Gattin wiederspiegelte, eine gute Erziehung zu geben und sie für den Himmel zu bilden, war seine erste und zärtlichste Sorge. Als das Kind zum hoffnungsvollen und schönen Mädchen heranwuchs, entwickelten sich in seinem Herzen auch die edlen Keime der Tugenden ihrer seligen Mutter, welche der Vater sorgfältig gepflegt hatte; und sie trat in voller Jugendblüthe zu Turin in das Frauenkloster der Visitantinnen. Wie lange sie in diesem verweilte, wissen wir nicht; aber sie endete darin gottselig und soll in der Blüthe ihrer Jahre gestorben sein. Er hatte den Trost, seiner scheidenden Tochter die heiligen Sterbsakramente selbst zu ertheilen, und sie so im Glauben der katholischen Kirche in das himmlische Vaterland einzuführen. Herr von Dießbach entschloß sich nach dem Tode seiner Gemahlin der Welt auf immer zu entsagen, obwohl es ihm weder an Glücksgütern noch Ansehen fehlte; er erkannte den trügerischen Schein alles Irdischen, die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Menschen und fühlte sich unwiderstehlich zur Einsamkeit hingezogen. Zu Mailand trat er in die Gesellschaft Jesu. Hier lernte er schon im vorgerücktern Alter die lateinische Sprache, verlegte sich mit Eifer auf die Wissenschaften und ward ein tiefgebildeter Theologe. Während seines Aufenthaltes daselbst wurde einmal an der Klosterpforte geklopft; man verlangte einen deutschen Religiosen, um durchziehenden deutschen Soldaten zu predigen. Der P. Rektor beauftragte damit unsern Dießbach; dieser predigte, obschon er noch nie die Kanzel bestiegen, mit solcher Würde und Kraft, daß die Offiziere und Soldaten sichtlich bewegt wurden. Wer aber malt das Erstaunen sowohl der Kriegsleute, als des Predigers, als er beim Herabsteigen von der Kanzel in seinen Zuhörern viele seiner alten Kriegsgefährten wieder erkannte? Es war sein Regiment, das durch die Lombardei zog und dem der alte

Hauptmann nun als Jesuit gepredigt hatte. Sein erstes heiliges Meßopfer feierte er 1764 zu Freiburg in der Schweiz. Nach der Aufhebung des Ordens, die ihn schmerzlich berührte, hielt er sich theils in Turin, theils in Bern bei seiner Familie, theils und vorzüglich in Wien auf, wo er bei der großen Kaiserin Maria Theresia und an ihrem Hofe Achtung und unumschränktes Zutrauen genoß. „Ohne Zweifel," sagt der protestantische Lutz, „würde P. Dießbach unter diesen günstigen Umständen in Wien zu den höchsten geistlichen Würden emporgestiegen sein, wenn nicht bei ihm die Demuth das vorherrschende Gefühl gewesen wäre." Er war überall geschätzt und wohlgelitten; denn er war anspruchlos, demüthig, fromm und ein fleckenloser Wandel zierte sein Leben. — Beim Einfall der Franzosen in die Schweiz (3. März 1798) war er gerade in Freiburg bei dem Waffenkorps, das im Kampfe gegen die Franzosen unterlag. Hier zeigte sich seine christliche Liebe im vollen Glanze. Wo ein Gefangener oder Verwundeter von den Franzosen mißhandelt wurde, da drängte sich der gute Pater herbei, suchte die Leidenden zu trösten, die Gewaltthätigen zu besänftigen und seinen Landesgenossen den letzten Trost zu ertheilen. Wiederholt fielen die französischen Soldaten über den alten Mann her, gaben ihm Kolbenstöße und Säbelhiebe und mißhandelten ihn, daß ein Strom von Blut von ihm floß. Ein Offizier sah glücklicher Weise die Unthat, als die Blutmenschen eben den letzten Streich führen wollten und rettete dem Verwundeten das Leben. Nur mühsam erreichte er die Stadt Freiburg, und kaum hatte er sich etwas erholt, eilte er wieder den Krankenhäusern und Spitälern zu, um seinen sterbenden Mitbrüdern und Kampfgenossen die Tröstungen der christlichen Religion zu gewähren und ihnen den Uebergang in's ewige Leben zu erleichtern. Welch ein schöner Zug christlicher Liebe, die sich vergißt, um Andern zu nützen! Pater Dießbach war sehr vaterländisch gesinnt, verabscheute die Franzosen, die Unterdrücker der Freiheit und des sittlichen Lebens; er reihet sich würdig an den Benediktiner P. Georg Effinger, aus Einsiedeln, Mönch in Pfäffers und zuletzt Pfarrer zu St. Ulrich in Wien, an den heldenmüthigen P. Paul Stiger, aus Rothenthurm, Kantons Schwyz und andere damalige wackere Ordensmänner in der Schweiz, welche schon damals auf's glänzendste bewiesen, wie ungerecht diejenigen sind, welche

den schweizerischen Geistlichen stets den Vorwurf machen, daß sie die Parthei des Auslandes bilden und daß die Grundsätze der katholischen Religion mit denen der wahren Freiheit unverträglich seien. In Folge der unglücklichen Lage, in welche das Schweizerland durch den Einmarsch der französischen Truppen und die Einsetzung einer helvetischen Centralregierung verfiel, kehrte er wieder nach Wien: der Untergang der alten Freiheit und des alten Schweizerbundes schien ihm unerträglich Die Bewohner von Wien nahmen ihn mit offenen Armen auf und daselbst starb er 1804 fromm und gottergeben, wie er gelebt hatte. Seine Liebe zeichnete sich durch große Mildthätigkeit für das geistliche und leibliche Wohl seiner Mitmenschen aus. Sein Vermögen theilte er jährlich unter die Armen, so daß bei seinem Tode seine ganze Hinterlassenschaft in fünfundfünfzig Kreuzern bestund. Während seiner Anwesenheit in der Schweiz fand wohl kein einziges gottseliges Unternehmen Statt, an dem er nicht eifrigen Antheil nahm. Er predigte, theilte die heiligen Sakramente aus, hielt Missionen und stund mit allen Freunden der Religion in persönlichem und brieflichem Verkehre. Heut zu Tag leben in Freiburg und Solothurn noch ältere Personen, die sich seiner kernhaften Predigten erinnern. Der selige P. Albert von Dießbach widmete die von seinen Priesterpflichten erübrigte Zeit auch den Wissenschaften und er verfaßte zwei Werke: „Le chrétien catholique inviolablement attaché à sa religion par la considération des quelques unes de preuves qui en établissent la certitude.“ Und: „Le solitaire chrétien et catholique.“ Ersteres Werk erschien 1771 zu Turin in drei Bänden, Letzteres in Freiburg.

Alexander, der heilige, Martyrer. Diokletian, der Sohn eines Sklaven, wurde im Jahre 245 zu Dioklea geboren, von welcher Stadt er sich in der Folge den Namen beilegte. Durch Klugheit, persönlichen Muth und Entschlossenheit schwang er sich unter Kaiser Probus zum Befehlshaber von Mösien und unter Carus zur Würde eines Consuls empor. Als Letzterer (284) vom Blitze erschlagen und einer seiner Söhne ermordet worden war, rief das Heer den Diokletian zum Kaiser aus, welcher sich auch im Treffen, das er dem noch übrig gebliebenen Sohne des Carus, dem Carinus, bei der Stadt in Mösien lieferte, zu behaupten wußte. Um die Provinzen des Reiches leichter überwachen zu können, wählte er (286) seinen Freund

und Kampfgenossen Maximian zum Mitregenten, und bestimmte Mailand zur Residenz desselben, während er selbst in Nikomedien sich aufhielt. — Diokletian hatte bei dem Beginne seiner Regierung einen schweren Stand. Aufruhr bedrohte im Osten und Westen die in ihrer eigenen Größe zusammenstürzende Macht. Vorzüglich wogte der Aufruhr in dem damals politisch und religiös mächtig bewegten Egypten. Es gelang zwar endlich Diokletian und Maximian, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, allein erst nach schweren Kämpfen und unter harten Maßregeln. Es wurden die schon zum zweiten Male sich empörenden Egypter empfindlich bestraft, die Hauptstätte Busiris und Koptos geschleift, die junge Mannschaft aber ausgehoben, und nach einem schon seit langem befolgten Regierungsverfahren in andere Gegenden verlegt.[1]) So entstunden die thebäischen Legionen, eine Schöpfung der Regenten, um die Armee zu verstärken, oder vielmehr vier neue Armeen zu bilden. Wir lernen sie ausdrücklich unter dem Namen: „Erste Maximianische Thebäer Legion" (prima Maximiana Thebæorum Legio) und: „Dritte Diokletianische Thebäer Legion" (tertia diocletiana Thebæorum Legio) kennen, und finden auch thebäische Soldaten unter den Hofbedienten, die in Friedenszeiten den kaiserlichen Palast bewachten. Anfangs hatten die christlichen Soldaten allerdings keine große Lust zum Soldatenstande, und wollten nicht aus dem Lager des Lichtes in das der Finsterniß übergehen; als man ihnen aber alle möglichen Zuständnisse in Betreff ihres

---

[1]) Gegen die Neige des dritten Jahrhunderts wurden die Christen im Morgenlande hart verfolgt. Nirgends traf sie in der großen diokletianischen Verfolgung ein härteres Loos, als gerade in Egypten, und zwar hier wieder vorzüglich in Thebais; nirgends aber zeigten auch die Christen eine größere Glaubensfestigkeit und Standhaftigkeit, als in dieser mit dem Blute der edelsten Martyrer getränkten Gegend. Eusebius spricht von einer fast unendlichen Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, die dort den Martertod erlitten, und erwähnt eine ungeheure Anzahl Bekenner, die sich nur an Einem, nicht besonders bedeutenden Orte der Thebais, Namens Porphyrites, befunden haben sollen. Jedoch spricht er auch von den sich noch dort befindenden Heiden, die theilweise das grausame Verfahren gegen die Christen gemißbilligt, theilweise aber auch voll blinden Hasses, in nicht geringer Zahl dasselbe unterstützt und das Begräbniß der Leichname, welche von den Thieren zerfleischt werden sollten, gehindert hätten. (Vergl. Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, Bern, 1856.)

Glaubens machte, und die nöthige schonende Rücksicht nahm, verpflichteten sie sich einstimmig unter einander mit einem Eide die Reihen nicht in schimpflicher Flucht zu verlassen. — Der Anführer der thebäischen Legion (meistens aus Christen bestehend), die unter Maximian diente, hieß Mauritius. (s. d. A. B. II. S. 68 ff.) Noch in Italien weilend, wüthete Maximian gegen einzelne thebäische Soldaten, ließ mehrere im Bekenntnisse des christlichen Glaubens hinrichten, nämlich den heiligen Sekund mit Genossen (s. d. A. B. II. S. 215 ff.) und die heiligen Octavius, Solutor, Adventor u. s. w. Ganz vorzüglich aber ist zu erwähnen der heilige Alexander, der unter der Fahne des heiligen Mauritius diente, ob als Beamter oder gemeiner Soldat, ist unentschieden. Er war ein Heide und hatte in Mailand die heilige Taufe empfangen. Als Maximian gegen die empörenden Bagauden ziehen wollte, erfuhr er, Alexander sei Christ geworden. [1]) Sofort setzte er sich zu Gericht, ließ sich den heiligen Bekenner vorführen und sprach zu ihm: „Ich höre von dir, du habest unsere Götter verlassen und seiest ein Christ geworden." Darauf befahl er einen Tisch herbeizuschaffen, selben mit einem Tuche zu bedecken und wandte sich dann mit den Worten zu dem Heiligen: „Komm herbei und opfere; sonst sollst du erfahren, welche Strafen auf jene warten, welche die Götter verachten." Der mit dem Geiste Gottes ausgerüstete Alexander erwiederte: „Maximian, warum ertheilest du diesen gottlosen Befehl. Tobe nur nach deiner gewöhnlichen Art; ich ehre dich zwar als meinen König, kann dich aber nicht als meinen Gott lieben." Der Kaiser entgegnete: „Du mußt sterben, wenn du nicht den Göttern opferst!" Der Heilige sprach: „Durch den Tod gelange ich zum ewigen Leben bei Gott; denn sobald ich

---

[1]) Der heilige Eucherius, Verfasser der thebäischen Legende, übergeht die heiligen thebäischen Martyrer, die in Italien, Deutschland, Gallien u. s. w. den Martertod litten; allein dieser heilige Bischof hatte sich, wie Herr de Rivaz richtig bemerkt, zur Aufgabe gestellt, nur jene zu beschreiben, die in den Grenzen von Wallis die Marterpalme errangen. Die Société d' Histoire de la Suisse Romande hielt den 10. Herbstmonat 1861 ihre Sitzung im Rathhause von Sitten. Herr Chorherr Boccard, Stadtpfarrer von St. Moritz, las einen Artikel über die Gründung der Abtei von St. Moritz vor, in welchem er wiederholt mit historischen Notizen beleuchtet, die thebäische Legion in Anregung brachte.

von hier scheide, gelange ich unter den Engeln zum wahren Leben, und ich nehme euren und meinen König in Besitz.“ Maximian befand sich in scheinbarer Verlegenheit, befahl jedoch den unerschütterlichen Mann zum Opfertische hinzuführen. Der heilige Bekenner blickte zum Himmel und sprach mit Wehmuth: „Ach! wie glücklich wäre ich, wenn ich dich zur Kenntniß des wahren Gottes brächte; aber die Fesseln des Teufels halten dich gefangen, und ich zweifle, daß du an den wahren Schöpfer glauben werdest.... Folge nicht länger den Einflüsterungen des Teufels, erkenne und bereue deine schrecklichen Vergehungen; glaube an den einzigen, wahren Gott, der Alles aus Nichts geschaffen, damit du jenseits den ewigen Strafen entgehest, welche dir und dem Teufel bereitet sind.“ Diese letzten Worte setzten den Kaiser in volle Wuth und er schrie: „Ha! du mißbrauchest meine Güte, ich habe dich schonend behandelt, aber bald wirst du, falls du nicht opferst, meine Strenge erfahren!“ Alexander sagte darauf: „Kaiser! ich fürchte deine Drohungen nicht; ich bekenne meinen Glauben frei und offen und werde denselben nie verläugnen; ich bete den Gott des Himmels an, unter dessen Schutz ich stehe.“ Voll Zorn wandte sich nun Maximian an seine Diener und befahl den Mann Gottes sogleich zu tödten. Ein Soldat aus des Kaisers Umgebung zog das Schwert aus der Scheide; und als er sich dem Heiligen nahen wollte, blieb er unbeweglich stehen. Der Kaiser schalt den Kriegsmann als einen feigen Diener, und überhäufte ihn mit Vorwürfen; aber dieser sagte zitternd: „Mein Herr und Kaiser! Ich bin kraftlos geworden, und kann dem Alexander nicht nahen, sein Haupt stellt sich mir in der Größe eines Berges dar.“ — Maximian blieb eine Weile nachdenkend, rief darauf andere Diener herbei, befahl den heiligen Kämpfer mit andern Genossen wegzuführen und sie zu tödten. Die Henker schickten sich an, des Tyrannen Befehl zu vollziehen, und führten die heiligen Bekenner ab. Auf dem Wege entwischte Alexander den Liktoren, suchte das Weite und verließ Mailand. Seine Biographen wissen nicht, wie er entkam; setzen aber hinzu, der Heilige habe sich nicht aus Furcht vor dem Martertode geflüchtet, sondern um seinen Gott anderswo zu verherrlichen. Maximian überstieg darauf die Alpen, ließ in St. Moritz die thebäische Legion niedermetzeln und zog gegen die aufständischen

Bagauden. — Der heilige Alexander reiste indessen nach Bergamo, und hielt sich einige Zeit in einer Grotte verborgen. Da diente er bei Tag und Nacht seinem Gotte und stärkte sich durch Gebet und Betrachtung auf seinen bevorstehenden Kampf. Abermal von Häschern aufgegriffen, wurde er in Bergamo vor die Gerichte gestellt und zum Götzenopfer angehalten; er blieb aber wie früher standhaft im Bekenntnisse seines Glaubens und wurde deßwegen zum Tode verurtheilt. Auf dem Gerichtsplatz angekommen, wandte er sich zu den Umstehenden und begehrte Wasser: er wusch seine Hände, kniete nieder, richtete seinen Blick nach Oben und sprach: „Gepriesen sei der allmächtige Schöpfer aller Dinge, der Diejenigen, die ihn gebührend verehren, ewig belohnt. Gepriesen sei der huldreiche König, der liebvoll die Sünder und Gottlosen erträgt und sie auf den Pfad der Gerechtigkeit führt u. s. w. Noch einmal blickte er zum ewigen Vaterlande empor und empfahl seinen Geist mit den Worten: „Herr! in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Jetzt stund er auf und reichte dem Scharfrichter den Nacken dar, der ihn durch das Schwert enthauptete. Die schaugierige Menge verlief sich, und ließ den heiligen Blutzeugen auf dem Platze liegen. — Nach einigen Tagen kam eine gottesfürchtige Frau, Namens Grata, und fand den heiligen Martyrer; sie dankte dem Himmel für den glücklichen Fund, befahl ihren Dienern, den Körper auf ihr Landgut zu tragen und ließ ihn dort prachtvoll beerdigen. An dem Orte, wo seine Hülle ruhte, geschahen in der Folge viele Gebetserhörungen; die Verfasser seines Lebens bedauern, daß die vielen gewirkten Wunder nicht gehörig verzeichnet wurden. Wie Herr de Rivaz gründlich nachweist, hat der heilige Alexander im Jahre 303 gelitten und zwar am 26. August, an welchem Tage die Abtei von St. Moritz sein Andenken sammt demjenigen von andern thebäischen Märtyrern, die in Italien die Marterpalme erlangten, in den kirchlichen Tagzeiten feiert. (Cf. Kalendarium perpetuum RR. Canonicorum Regul. S. Augustini Abbatiæ Regiæ Agaunensis, mst.; Bolland., Acta SS. T. V. Aug. p. 798 -- 808 de Rivaz, Eclaircissements sur le Martyre de la Légion thébéenne etc. etc.)

Alexandra, s. Hermagoras u. s. w.

Alexia Vollud, Nonne von Collombey (Wallis.) Gottes Weisheit und Güte gegen seine theuer Erlösten gibt sich besonders dadurch kund, daß er der Welt auch durch das schwache

Geschlecht Wunder der Gnade offenbart, welche den Stolz und die eingebildete Weisheit zu Schanden machen und die Kraft des Kreuzes verherrlichen. Ist ja der Erlöser für beide Geschlechter gekommen und gestorben und hat alle Schwachheiten auf sich genommen, damit sich künftig Niemand in etwas Anderm rühme als im Kreuze Jesu. Sein heiliges Leben, mit dem er der Welt voranleuchtete, fand in der Welt Eingang; und seine heilige Einsamkeit, in der er sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete, strahlte wie ein Licht durch die düstern Wälder. Tausende und abermal Tausende folgten dem göttlichen Erlöser in's beschauliche Leben und ahmten ihn in der Selbstverläugnung nach. Zu diesen dürfen wir auch Alexia Vollud (Voulloud), gebürtig von Martinach,[1]) zählen. Sie starb den 10. August 1693, erst 45 Jahre alt, und hatte achtzehn Jahre im Kloster zu Colombey zugebracht. Einige Züge aus ihrem Leben findet man im Sterbbuch (S. 22, ist nicht mehr vorhanden) verzeichnet. Die Klosterannalen beschreiben vorzüglich ihren Tod, der mit Recht der Nachwelt schriftlich überliefert wurde; denn die Umstände, welche dabei sich zutrugen, sind eben so erbaulich als bewunderswerth. Am Tage ihres Todes ging zur Vesperzeit die Schwester Barbara Roten (s. d. A.) zu ihr in's Krankenzimmer und fand sie ihrem Ende nahe. Sie sprach zu der Sterbenden: „Sie sind sehr leidend; ich will während der Vesper bei Ihnen bleiben und Ihnen abwarten." Die Kranke dankte ihr, hieß sie in die Kirche gehen und versicherte sie, es werde

---

[1]) Zwischen Martinach Stadt (1066 F. ü. M.) und Martinach-Bourg (1076 F. ü. M.) liegt ein schönes, von Wiesen und Aeckern geebnetes Feld, und eben da soll das berühmte, geschichtlich-merkwürdige Octodurum (jetzt Martinach) gestanden haben. Mehrere Ueberschwemmungen der Dranse haben dasselbe zerstört; die letzt bekannte hatte den 25. Mai 1559 Statt. Man braucht nur 15 Fuß oder noch weniger zu graben, so stößt man auf das Gemäuer der alten Gebäulichkeiten, welche selbst bei Vertiefungen der Wasserleitungen zum Vorscheine kommen. Das alte Octodurum war eine Festung der Römer, ein Ruheplatz ihrer Truppen bei ihren Durchmärschen. Eben da hatte Kaiser Maximian, als er vom Jupitersberg mit seinem Kriegsheer herabstieg, um gegen die Bagauden zu ziehen, sein Lager aufgeschlagen und die thebaische Legion zum Götzenopfer angehalten. Octodurum ist auch der älteste Sitz der Bischöfe von Sitten und in mancher anderer Beziehung berühmt. (Gefällige Mittheilung von einem Geschichtskundigen in Martinach.)

ihr während der Vesper nichts begegnen, sie solle nur ohne Sorge sein. Barbara wohnte der Vesper an, eilte nachher sogleich zum Bette der Sterbenden, und fand selbe in besinnungslosem Zustande mit geschlossenen Augen. Die Krankenwärterin lief zu der Anna Franziska, Oberin des Klosters, welche sogleich den Klosterbeichtvater kommen hieß, um der Scheidenden im Todeskampfe beizustehen. Dieser kam alsobald, ging mit der Oberin sammt der Wärterin in's Krankenzimmer; die Kranke lag ohnmächtig und in geistesabwesendem Zustande da; bald aber kam sie zu sich, wunderte sich über die Anwesenheit ihres Beichtvaters und frug, ob die Vesper schon zu Ende sei. Der Beichtiger erkannte ihr herannahendes Ende, betete mit ihr die theologischen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe und sprach dann liebevoll zu ihr: „Nicht wahr, meine Schwester! Sie ververtrauen aus ganzem Herzen auf die Güte Gottes, der unsere Fehler vergibt?“ Sie antwortete nichts, aber ihr Angesicht überzog ein sanftes Lächeln. Jener fuhr fort: „Glauben Sie Alles, was unsere katholische Kirche zu glauben befiehlt?“ „Ja, mein Vater,“ war die Antwort, „und ich glaube noch mehr, als Sie mir sagen können, weil ich dieses aus Erfahrung weiß.“ Da erkannte der Seelenarzt, daß mit dieser schönen Seele sich etwas Sonderbares zugetragen habe, und er konnte sich die Zufriedenheit und die Freude, die auf ihrem Angesicht strahlte, kaum erklären. Darum sprach er zu ihr: „Wohlan meine Tochter! Ich befehle Ihnen beim heiligen Gehorsam, sagen Sie mir, warum sie so fröhlich und aufgeheitert sind und zwar in einem Augenblicke, wo Sie von dannen scheiden und vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen werden?“ In Demuth sprach sie: „Die Freude, die ich in dieser Stunde empfinde, rührt von der Versicherung her, daß ich meiner Seligkeit gewiß bin; mein Herz verkostet die Freuden des Himmels und ich bin glücklich!“ „Aber woher diese Versicherung,“ fuhr der Beichtvater fort. „Ich will Ihnen nichts verhehlen,“ sprach die Glückliche, „was mir widerfahren ist. Als die Schwester Barbara, meine Wärterin, zur Vesper ging, ward dieses Zimmer auf einmal von einem ungewöhnlichen Glanz erhellt; die Pforte öffnete sich und unser Herr Jesus Christus trat herein in Begleitung seiner heiligsten Mutter, der heiligen Bernhard, Benedikt, Johann des Evangelisten, der heiligen Magdalena und vieler anderer Heiligen, deren

Namen ich nicht kenne. Diese Heiligen sagten zu mir: „Wir sind gekommen, dich in den Himmel zu geleiten." Unser Herr Jesus stund vor mir, strahlend in seiner Herrlichkeit und erschloß mir himmlische Dinge, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und keines Menschen Herz empfunden; er zeigte mir, welche Glorie und Herrlichkeit er jenen Nonnen im Reiche seines Vaters bereite, welche die Regel pünktlich beobachten; er ließ mich zugleich in tiefe Wahrheiten der Religion schauen; ich begriff sie klar und konnte sie gleichsam durchdringen, aber ich vermag nicht, es in Worten zu schildern; ich sah ebenfalls den Ort, den ich heute noch im Himmel einnehmen soll; denn der Herr sagte zu mir: „„Heute wirst du ihn in Besitz nehmen, weil ich gekommen bin, dich in das Reich meines Vaters zu rufen."" Freuet euch, ihr Schwestern, die ihr gegenwärtig in diesem Gotteshause wohnet, auch euern Wohnort habe ich gesehen, der euch im Himmel bereitet ist." Bei den letzten Worten konnte sich die Schwester Barbara nicht länger halten und frug die Kranke, ob auch für sie ein Platz im Himmel bereitet wäre. „Ja, meine Schwester," war die Antwort, „wenn Sie getreu bis an's Ende ausharren." Von nun an redete sie nichts mehr, blieb ganz ruhig und endete nach einigen Minuten ihr Leben so sanft, daß man ihren Hintritt kaum bemerkte. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Alexius von Kirrweiler, Kapuziner. Eine lieblich duftende Blume in den Hochgebirgen des Schweizerlandes, welche vom Geiste der göttlichen Liebe angehaucht, aus Deutschlands Gauen herübergepflanzt wurde, war P. Alexius. Er wurde zu Kirrweiler (drei Meilen von Speyer im Königreiche Bayern) 1583 von ehrlichen und frommen Eheleuten geboren, welche ihn mit den heiligen Namen Georg, Friedrich und Sylvius aus der Taufe heben ließen. Die Urheber seines Lebens wachten sorgfältig über den heranwachsenden Knaben, unterrichteten ihn in den Wahrheiten des Heils, begeisterten seine schöne Seele für das Himmlische und Göttliche, und der Himmel segnete ihre Mühe doppelt; denn ihr Kind entsprach vollkommen ihren Anstrebungen, zeigte sich gehorsam, betete gerne und entfaltete eine von seinen Eltern ihm angeborne Frömmigkeit. Da er das Studienalter erreicht hatte, übergaben sie ihn einem frommen und gebildeten Lehrer, der nicht nur fortsetzte, was die Eltern an ihrem Sohne begonnen, sondern es auch vollendete. Der

fromme Jüngling verschmähte die Freuden der Welt, die er von Jugend auf geflohen hatte, und entschloß sich nach zurückgelegter Rhetorik, in den Ordensstand zu treten. Er reiste, neunzehn Jahre alt, nach Altorf, nahm unter dem Namen Alexius-Sylvius das Gewand des seraphischen Vaters Franziskus und legte nach vollendetem Probejahr die heiligen Gelübde in die Hände des P. Antonius von Canobio, Provinzials der Schweizerprovinz, ab. Sofort wurde er zum Studium der Philosophie und Theologie befördert, wozu ihn seine höhern Geistesanlagen befähigten, mit denen er die schwersten Fragen schnell auffaßte und befriedigend löste. Obwohl sehr fleißig der Erlernung der Wissenschaften obliegend, unterließ er die Uebungen der Andacht, der Betrachtung und des Gebetes nicht, sondern zeigte sich im Sinne des Wortes als wahren Religios. Bald ward P. Alexius zum Prediger ernannt. Das Wort Gottes verkündete er faßlich, salbungsvoll und wiederholte oft bei sich die Worte, die der heilige Paulus an Timotheus schrieb: „In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke, in der Lehre, in der Unverfälschtheit und Würde derselben. Dein Wort sei gesund und untadelig, damit der Widersacher beschämt werde, wenn er nichts Böses von uns zu sagen hat.“ Die Keuschheit schätzte er sehr hoch; lebte wie ein Engel im Fleische, fastete streng, bezähmte sein Fleisch, mied jeden Umgang mit Frauenspersonen, und ließ sie nur im Beichtstuhle Zutritt bei ihm finden, wo er wie ein liebender Vater seinen Beichtkindern Mahnung, Rath und Belehrung ertheilte. — Die Sittlichkeit ist die Grundlage des Familienlebens und bedingt das zeitliche und ewige Wohl eines jeden Menschen; nur die, welche eines reinen Herzens sind, können Gott anschauen; die Unlautern aber werden vom Reiche Gottes ausgeschlossen. Dieß erwog P. Alexius oft und suchte daher, wo er konnte, mit allen Mitteln die Sittlichkeit zu heben; er gründete zu Thann, Rheinfelden, Rapperschwyl, Appenzell, Altorf und andern Orten Vereine für beiderlei Geschlechter unter dem Schutze der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen. Diese hatten nicht nur zur Aufgabe, sich gegenseitig zu einem reinen und heiligen Leben zu erbauen, sondern auch auf ihre Anverwandte und Nachbarn heilsam einzuwirken, sie von sündhaften Gelegenheiten abzumahnen und zur Tugend aufzumuntern. Was sich heutigen Tages der Piusverein in der Schweiz und in Deutsch-

land zur Aufgabe gestellt hat und ausführt, das bezweckte auch jener Verein, nämlich das Reich Gottes zu erhalten und das Reich der Finsterniß zu bekämpfen. — Wir können nicht mit Stillschweigen übergehen, was dem thätigen Beförderer der Sittlichkeit in Altorf begegnete. Ein adeliges Fräulein, Elisabeth Zumbrunnen (Tumbrunnen?), Beichtkind des P. Alexius, kam eines Tages zu ihm und sagte: „Mein Vater! Ein Jüngling, meinem Stande ebenbürtig, sucht bei meinem Vater um meine Hand an; ich finde mich zum Ehestande nicht berufen und habe schon lange den Entschluß gefaßt, meine Jungfrauschaft Gott zu weihen; meine Eltern drängen mich täglich, ich solle in den Antrag einwilligen. Was soll ich thun?" Ihr geistlicher Vater erwiederte: „Meine Tochter! Guter Rath ist beim Vater des Lichtes und die Erfüllung desselben kommt von ihm; ich will vier Wochen hindurch im Gebete zu ihm flehen, daß er mir seinen Willen kund thue, und machen Sie es auch so." Dessen war die Bittstellerin wohl zufrieden und flehte selbst mit um so größerer Inbrunst zu Gott um Erleuchtung. Am letzten Tage der anberaumten Zeitfrist erkrankte Elisabeth tödtlich; sie ließ alsobald ihren theuern Gewissensrath zu sich rufen, der sich unverweilt mit dem frommen Bruder Rufin von Baden zu ihr verfügte. „Freuen Sie sich, meine Elisabeth," sprach er zu ihr, „der Himmel hat uns seinen Willen geoffenbaret; er will Ihre Jungfräulichkeit bewahren, Sie als seine Verlobte aufnehmen und mit der Krone der Jungfrauschaft im Reiche der ewigen Seligkeit krönen. Darum sage ich noch einmal: Freuen Sie sich, meine Elisabeth." Nun hörte er ihre Beicht an, befahl, man solle ihr sogleich die heiligen Sterbsakramente ertheilen, und schon am Tage darauf schwang sich ihre reine Seele gen Himmel. Wie P. Alexius überhaupt zur Erhaltung des sittlichen Lebens eiferte, so geißelte er auch das Laster der Unzucht. In der Umgebung von Altorf hatten sich einige Dirnen angesiedelt, die viel Unheil anstifteten, Jünglinge verführten, Männer zum Ehebruche verleiteten und in manche Familie den Samen der Zwietracht und der Auflösung streuten. Pater Alexius warnte auf der Kanzel und überall, wo er Gelegenheit fand; seine Worte blieben ohne Kraft, weil diejenigen, welche vermöge ihres Amtes helfen konnten, ihre Beihülfe versagten. Da berief er einige Jünglinge zusammen, und band es ihnen strenge auf's Herz, was für eine

Schande es wäre, solche Personen im Lande zu dulden; er begeisterte sie dermaßen, daß sie sich alsogleich aufmachten und in Zeit von acht Tagen die Aergerlichen aus dem Lande jagten. Von unbegrenzter Liebe zu den Menschen getrieben, wollte der Gottesmann ein Apostel der Heiden werden und in diesem Liebeswerke sein Leben opfern; er wandte sich schriftlich an den Provinzobern und den General des Ordens; allein diese gingen in sein Ansuchen nicht ein, weil sie wohl einsahen, wie wichtig ein solcher Geistesmann in jener Zeit des Abfalles und der Sittenlosigkeit war. Sie bestimmten ihn nach Graubünden, um dem heiligen Fidelis (s. d. A., Bd. I., S. 186 ff.) Aushülfe zu leisten. Voll Freude ergriff er den Wanderstab und eilte in die Thäler von Rhätien. Er traf dieselben in einem erbärmlichen Zustande: die katholischen Priester hatten sich geflüchtet, die Kirchen waren leer und ihres Schmuckes beraubt, und die Prediger der neuen Lehre verfolgten die Katholiken mit Wuth und Ingrimm. Hier öffnete sich den Sendboten des Evangeliums ein weites Feld, auf dem Disteln und Dornen wucherten; allein eingedenk ihrer apostolischen Sendung scheuten sie die Anstrengungen und Hindernisse nicht, die sich ihnen entgegenstellten. Sie gingen von Ort zu Ort, besuchten die Leute in den Häusern, redeten freundlich mit ihnen, hielten Vorträge und unterrichteten die Kinder. Das Volk gewann die frommen Prediger lieb, faßte großes Vertrauen zu ihnen und strömte von allen Seiten herbei, um die salbungsvollen Reden dieser Gottesmänner zu hören. Der heilige Fidelis blieb bis zum Palmsonntag im Prättigau, und ging dann nach Feldkirch, weil er als Guardian des dortigen Klosters einige dringende Geschäfte zu besorgen hatte, und um sich von seiner Erschöpfung und von seinen großen Anstrengungen zu erholen. Während seiner Abwesenheit besorgte P. Alexius die Missionspredigten, die Christenlehre und den Gottesdienst an den Festtagen. Da rief ihn (18. April 1622) P. Mathias von Herbstheim, damaliger Provinzial, zur Ordenscongregation nach Baden, um ihn über den Stand der Dinge und die Bedürfnisse der Mission einzuvernehmen. Ohne zu zaudern folgte er dem Rufe seiner Obern, kam nach Baden, grüßte ehrfurchtsvoll die versammelten Väter, setzte sie in Kenntniß über den guten Erfolg der apostolischen Sendung nach Bünden, und bat sie, die Zahl der Arbeiter zu vermehren. Er war so glück-

lich, rüstige Arbeiter zu erhalten, mit denen er freudig zurückeilte; aber schon zu Ragaz vernahm er den Martertod des heiligen Fidelis. Er weihte dem theuern Mitbruder eine Thräne und sprach wehmüthig: „Wie glücklich bist du! Hätte auch ich mit dir die Siegespalme erringen können!“ Fidelis war vom Nuntius Alexander Scappio zum Vorstande der Mission bestellt worden, dieses Amt ging nun auf P. Alexius über. Mit neuen Kräften machte er sich an die Arbeit, überstieg Thäler und Berge, drang oft durch tiefen Schnee und gefährliche Pfade, kämpfte mit Hunger und Durst, und scheute weder Gefahren, noch Strapazen. Die Aufrührer stellten sich ihm entgegen, doch der Erzherzog Leopold zog schnell ein Truppenkorps zusammen, welches er unter den Oberbefehl des tapfern und kriegskundigen Generals Ludwig von Sulz stellte, welcher der Ill entlang durch das Montafonerthal zog und die Grenzgebirge des Prättigau's besetzte. Eine andere österreichische Abtheilung zog gleichzeitig durch das südöstlich vom Prättigau gelegene Engadin, während von Italien her der Herzog von Feria durch das Veltlin in das Land einfiel. Nachdem Ludwig sich mit den aus dem Engadin heranziehenden Truppen vereinigt hatte, überstieg er unvermuthet den steilen Scolettaberg und erschien bei Davos im Albulathal, welches südlich vom Prättigau liegt. Als Feldprediger begleiteten das Heer unser P. Alexius und sein Mitarbeiter P. Pius von Kastelmaur. Vor der Schlacht bat der Heeresführer den P. Alexius, daß er die Soldaten segne; er hielt eine kurze ermuthigende Rede und ertheilte dem ganzen Heere den Segen. Als dieß die Feinde sahen, feuerten sie auf den Feldprediger; die Kugeln berührten selbst dessen Kleid, ohne ihn selbst zu beschädigen, worüber die Soldaten staunten. Nun entspann sich ein hitziges Treffen, das einige Zeit unentschieden blieb, bis ein wunderbarer Vorgang den Empörern eine solche Furcht einjagte, daß sie schnell auseinanderliefen und nicht mehr zum Stehen gebracht werden konnten. Die Bauern sahen nämlich außer diesen beiden Vätern, wie nachher mehrere eidlich bezeugten, noch einen Dritten im österreichischen Heere, der mit einem Schwerte in der Hand unwiderstehlich auf sie eindrang. Ihr Anführer, der Obrist von Sales, erklärte, das sei der von den Prättigauern erschlagene Kapuziner Fidelis und komme sie zu strafen; worauf seine Leute, von einer unwiderstehlichen Furcht ergriffen, ihr Heil

auf der Flucht suchten. Als die verbündeten Truppen das ganze Land wieder in Besitz hatten, sandte P. Alexius sechs seiner Mitbrüder, welche der Lieutenant Friedrich Pop mit einer kleinen Soldatenwache begleitete, nach Sevis, um nach dem Leichname des hl. Fidelis zu sehen. Sie kamen am 13. Weinmonat dort an, und begaben sich alsbald auf den Kirchhof. Das Kreuz stand noch auf dem Grabe. Sie öffneten dasselbe und fanden den Leib des heiligen Martyrers mit übereinander gelegten Händen. Das Haupt war mit Wunden bedeckt und kaum mehr kennbar; der Habit von den Stichen und Hieben der Mörder zerfetzt und der ganze Leib ein wahres Marterbild. Die Soldaten, gewiß sonst nicht weichherzig, konnten sich beim Anblick desselben der Thränen nicht erwehren. Das Haupt und die linke Hand waren, als man die Leiche näher untersuchte, von derselben abgelöst, und wurden deßwegen von den frommen Vätern nebst dem Gürtel, den Sandalen, dem Kreuze und dem Agnus Dei, das er bei sich zu tragen pflegte, sowie den äußern Stricken des Kleides weggenommen, und nachdem sie das Grab wieder anständig zugeschlossen, nach Maienfeld gebracht, wo sie sich nach glaubwürdigen Aussagen gegenwärtig noch befinden. Einige Biographen des Heiligen erzählen: „Nach dem Martertode desselben eilte eine gute katholische Frau, Namens Margaretha Gänser von Sevis, auf die Blutstätte; sie fand den Glaubenshelden noch athmend und in ihrer Gegenwart übergab er Gott seine makellose Seele.“ Diese Aussage ist nicht wahrscheinlich, ausgenommen es wäre ein Wunder eingetreten; denn der Heilige war so schrecklich verwundet, daß ein plötzlicher Tod eintreten mußte. Der eifrige und für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen besorgte P. Alexius beredete die Katholiken, aus Dankbarkeit für den verliehenen Sieg der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel „Maria zum Siege“ eine Kirche zu erbauen. Die Kirche ward aufgeführt, P. Alexius verrichtete daselbst das heilige Meßopfer und den übrigen Gottesdienst, bei welchem viel Volk anwesend war. Die Rädelsführer der Protestanten ruhten indessen nicht, sondern stachelten den Pöbel auf, den evangelischen Sendboten zu ermorden. Als er nach Pfäffers kam, stürzte ein wüthender Protestant, Genetsch genannt, mit gezogenem Schwerte auf ihn los, um ihn zu durchbohren; während er aber den Streich führte, stieß ein Anwesender seinen Arm auf die Seite, daß das Schwert durch

den Habit ging und in der Mauer stecken blieb. Nun brach er in die abscheulichsten Fluchworte aus; P. Alexius hörte ihn geduldig an und empfahl dessen Seele dem lieben Gott. Der Verwegene ging später, von der Gnade Gottes gerührt, in sich, und legte in die Hände des P. Rudolf das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nachdem P. Alexius in Rhätien als ein wahrer Apostel den Weinberg des Herrn bebaut hatte, führte ihn ein besonderer Anlaß wieder in die Schweizerprovinz zurück. Wie gewöhnlich durchlief er Berg und Thal und scheute keine Mühe, wenn es sich darum handelte, Seelen zu gewinnen. Als er eines Tages eine steile Anhöhe hinaufstieg, fand er den Uebergang und die andere Seite abwärts mit Schnee bedeckt. Er setzte die Kapuze auf, legte sich auf den Schnee und rutschte so in das Thal hinab. Als er aufstehen wollte, waren seine Glieder gelähmt, die Augen umnebelt, so daß er wie ein Blinder zum Hospiz getragen werden mußte. Der P. Provinzial, der über den Vorfall in Kenntniß gesetzt wurde, hielt den frommen Mann für fernere Missionen untauglich und berief ihn nach Altorf; doch genas er bald wieder, widmete sich mit neuem Eifer dem Krankendienste, und pflegte die Pestkranken und Sterbenden, bis er endlich selbst von der Seuche ergriffen wurde. Als er den Bruder Rufin, seinen gewöhnlichen Begleiter, welcher von der Seuche befallen war, besuchte, sagte dieser zu ihm: „Eilen Sie, mein Vater! machen Sie sich reisefertig, die Pest wird Sie bald befallen; denn dieß hat der Herr Jesus mir geoffenbart.“ Diese Nachricht, die seine Seele mit seliger Wonne erfüllte, theilte er den Mitbrüdern und Weltleuten mit. Die Aussage des Bruders erfüllte sich bald; in wenigen Tagen lag P. Alexius auf dem Todbette. Mehrere vornehme Herren, die den edlen Kranken kannten, besuchten ihn und beklagten den Verlust des großen Mannes; er aber sprach zu ihnen: „Tröstet euch, am Feste der Aufnahme der allerseligsten Jungfrau Maria in den Himmel erreicht die Pest ihr Ende.“ Mit glühender Andacht und würdiger Vorbereitung empfing er die heiligen Sakramente und ließ sich bei zunehmender Krankheit das Leiden Jesu vorlesen; nach der Lesung desselben blickte er gen Himmel, seufzte einige Augenblicke und gab darauf den 19. Heumonat 1629 seinen Geist auf. Er zählte erst 46 Jahre und war noch ein rüstiger Mann. Auf dem Sterbkatalog stehen die Worte, die in Kürze sein Leben und seinen

Tod bezeichnen: „Er ward ein Opfer des Glaubens und der Liebe (fidei et charitatis victima). — (Cf. Silvester a Mediolono, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III. Pars II. p. 522—529; Catalogus Prov. Helv.; Werfer, Leben ausgezeichneter Katholiken der drei letzten Jahrhunderte, Heft IV.)

Ambrosius I., der heilige, Abt von St. Moritz (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 28 ff.) Wahrscheinlich legte der heilige Ambrosius seine Gelübde im Kloster Grigni, in der Stadt Vienne gelegen, ab, wurde dann Abt und Vorsteher des Hauses Insel-Barbe, von wo aus er, im Jahr 516 nach St. Moritz berufen, dem heiligen Hymnemund in der Abtswürde folgte. Es scheint, daß der Heilige, als er nach St. Moritz kam, noch nicht die Priesterweihe empfangen hatte; denn ein älteres Manuscript von St. Moritz sagt: „Ambrosius erhielt die Priesterweihe vom Bischofe Theodor II." Die nämliche Quelle erzählt weiter: „Ambrosius wurde ein eifriger Mann und Theodor II. wußte ihn an sich zu ziehen; sie bauten an der Kirche der heiligen Thebäer, sammelten Genossen um sich und sangen in der Kirche das Lob Gottes. Beide umschlang das Band der göttlichen Liebe und ihre Herzen flammten für die Ehre Gottes. Ambrosius ging den Seinigen mit Wort und That voran, brachte die Nacht bei den Gräbern der heiligen Martyrer im Gebete zu, flehte für seine geistlichen Söhne und suchte sie auf den Weg des Herrn zu führen und ihnen dessen Geist einzuprägen. Seine Wirksamkeit dehnte sich nicht nur auf sein Kloster, sondern auch auf die umliegende Gegend aus; mit Beihülfe seiner Brüder bekehrte er einen großen Theil der Anwohner an den Ufern des Genfersee's, bestätigte seine Lehre durch Wunder und starb, nachdem er viel Nützliches für die Kirche Gottes unternommen, reich an Verdiensten den 4. Herbstmonat (Pridie Nonas Septembris)." Im Martyrologium von Andreas Saussayus finden wir Folgendes: „Zu Agaun im Bezirk von Sitten das Andenken des heiligen Abtes und Bekenners Ambrosius. Er leitete zuerst bei Lyon, dann auf der Insel-Barbe die Religiosen als ein wahrer Vater; und da er weit und breit als ein gottseliger Mönch bekannt war, wurde er seiner Tugend wegen in das berühmte Kloster von Agaun übersetzt, um dessen Ruhm noch mehr zu erhöhen. Während er sich da bemühte, seine Mönche in den Ordensgebräuchen zu unterrichten, ward er vom Tode überrascht, vollendete gott-

ergeben die Laufbahn seiner Pilgerreise und wurde daselbst ehrenvoll beigesetzt. Die Tugenden, die er im Leben übte, und die herrlichen Wunder, die er wirkte, zeugen hinreichend, daß er vom Herrn das ewige Leben zum Lohne empfangen habe." — Obschon der hl. Ambrosius I. nur wenige Jahre die königl. Abtei leitete, wirkte er doch Großes während seiner kurzen Amtsdauer und verfaßte mehrere Gebete, in denen er eine tiefe Frömmigkeit und Demuth beurkundet; er schrieb in der damals üblichen lateinischen Sprache eines zu Christus und Maria und ein anderes zu den heiligen Thebäern, welche in einem ältern Codex von St. Moritz aufbewahrt werden. Wir geben hier beide in deutscher Uebersetzung.

1) Gebet des heiligen Ambrosius zu Christus und zur Gottesmutter um Nachlaß der Sünden. „O glorreiche Gebärerin des höchsten Königs! Du vor aller Weltschöpfung Erwählte, du Tempel des Herrn, du Heiligthum des heiligen Geistes und sichere Zuflucht der Armseligen! Ich Aermster unter allen Sündern fühle mich von mannigfaltigen Vergehen gedrückt; ich fürchte den unausweichlichen Tag des letzten Gerichtes, den Untersuch der schrecklichen Rechenschaft des gerechten Richters, den Zorn des Allmächtigen, und fliehe darum zu deiner unaussprechlichen Milde und Fürbitte, weil ich weiß, daß du allein vermagst, den Zorn des großen Richters zu besänftigen. O huldreichste Frau, die du zu seiner Mutter auserwählt wurdest und Alle aufnimmst, welche in ihrer Noth zu dir ihre Zuflucht nehmen; auch ich armer Sünder fliehe zu dir und flehe aus ganzem Herzen zu deiner liebevollen Barmherzigkeit; komm mir zu Hülfe bei deinem eingebornen Sohne; denn ich habe alle seine Gebote übertreten und bin bis jetzt nicht besser geworden. Ich erkenne mich auch schuldig in vielen andern Sünden, durch die ich die Gottheit deines Sohnes, meines Erlösers beleidigte. Ich bekenne daher vor deinem mildevollen Angesicht, o Mittlerin! deren Leib den zu tragen würdig war, der die Sünden der Welt hinweggenommen und durch den du Heil und Barmherzigkeit der ganzen Welt verschafft hast; ich bekenne vor deinem gebenedeiten Sohne, unserm Herrn Jesus Christus, unserm Schöpfer und Erlöser, und allen Heiligen alle meine Sünden, die ich von Jugend an bis auf diese Stunde begangen habe; denn ich habe durch meine größte Schuld gesündigt in unreinen Gedanken, Reden und wollüstigen Werken, an den fünf Sinnen

meines Leibes, mit Augen, Ohren, Berührung, Genuß und Geruch; durch Stolz und schlechte Begierde; eitle Ruhmsucht und Streben nach derselben; durch Zorn und Ungeduld, Bosheit, Haß und Ehrabschneidung aus Neid oder Scherz; durch eitle Reden und faules Geschwätz; durch Lüge, Meineid, Groll und Trägheit; durch Verletzung der Ordenspflichten; durch übermäßiges Essen und Trinken und Naschen; durch Unwissenheit, Nachläßigkeit und Voreiligkeit im Reden; in Vergessenheit des Guten; in Betrug, Verrath und Erdichtung böser Dinge; durch Unlauterkeit und Verleitung zu derselben; durch Neigung zum Menschenmorde; durch Rathen, Helfen und Beistimmen zu bösen Thaten; durch Zurückhaltung jener Sachen, welche den Armen sollten ausgetheilt werden; durch Heuchelei und Scheinheiligkeit, Plaudern und Scherzen; durch Aufgeblasenheit des Geistes, Unverträglichkeit und Geringschätzung der Brüder und der Armen; durch unanständiges Lachen; durch Eigenliebe und Habsucht; durch Trägheit des Geistes und Gottlosigkeit und noch in vielem Anderem habe ich gefehlt bis auf die Gegenwart, das ich jetzt nicht aufzuzählen vermag, weil es meinem Gedächtniß entschwunden ist. Ich dachte so wenig an mein Heil; und ich rufe zu dir, o Frau voll der Barmherzigkeit und zu Jesus, der gebenedeiten Frucht deines Leibes und allen Heiligen und allen Kräften des Himmels, weil ich durch meine Schuld, meine Schuld, meine größte Schuld schwer gesündigt habe. Ach, ich armer Sünder, größer als alle andere Sünder! habe nie aufgehört zu sündigen, häufte Sünden auf Sünden und stürzte mich in den Schlamm aller Laster. Ich habe von Kindheit an bis jetzt ohne Bußfertigkeit, ohne Sinnesänderung in so vielen Vergehen gelebt; darf ich also wohl mit andern Sündern, welche keine so große Sündenlast drückt, die erbarmende Güte Gottes in Anspruch nehmen? Muß ich nicht vielmehr befürchten, daß Gott, während er andere reuige Sünder in Güte aufnimmt, durch mein Bitten eher beleidigt als besänftigt werde? Was will ich also ohne Rath und Hülfe anfangen? Gibt es keinen Ausweg mehr? Ja; ich weiß, daß unser Herr Jesus Christus mild und gut ist; er spricht durch seinen Propheten: er wolle den Tod des Sünders nicht, sondern daß er seine bösen Wege verlasse, Buße thue, von seinen Ungerechtigkeiten abstehe und zur Gnade seines Schöpfers zurückkehre. Wie barmherzig unser Herr Jesus Chri-

stus gegen einen jeden Sünder sei, sagt er durch einen andern Propheten, indem er den Sünder mahnt, daß er seine bösen Wege verlasse und zu ihm zurückkehre, um Barmherzigkeit zu finden. „„Auch du hast Unzucht getrieben mit vielen Buhlen, aber kehre zu mir zurück,““ spricht der Herr, „„so will ich dich aufnehmen.““ Daß im Himmel eine große Freude über die Bekehrung eines Sünders walte, bezeugt der Herr mit den Worten: „„Im Himmel wird eine größere Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.““ Es verzweifle daher kein Sünder, so schwer auch die Sündenlast auf seinem Gewissen liegt; denn die Gnade unsers Herrn ist unerschöpflich und er nimmt die reuigen Büßer stets mit Freuden auf. Da ich also die überschwängliche Güte Gottes zu den gefallenen Menschen betrachte und so viele Sünder zu dem unerschöpflichen Gnadenbrunnen der Barmherzigkeit, wo Alle aufgenommen werden, hineilen sehe: warum soll ich allein meiner vielen und schweren Vergehen wegen verzweifeln? Kann mich jener reichhaltige Gnadenquell, der Andere reinigt, nicht alle meine Sünden abwaschen? Ich weiß zwar, daß zwischen Sünder und Sünder ein großer Unterschied ist, und daß Derjenige, der mehr sündigt, schwerere Schuld auf sich ladet und größere Strafen verdient; ich erkenne, daß mein Sündenmaß das Maß aller Sünder übersteigt: deßwegen will ich aber an der Barmherzigkeit Gottes nicht verzweifeln. Oeffne mir also, o Herr! dein liebevolles Herz! Du bist so gut, so huldreich und barmherzig gegen andere Sünder, erweise auch mir deine Gnade und Barmherzigkeit! Du bist aus dem Schooße deines Vaters herabgestiegen, hast aus der Jungfrau die menschliche Natur angenommen, in der Welt gelebt, alle Sünder zur Buße gerufen, zu ihrer Erlösung Blut und Leben am Kreuze dargebracht, und so ihnen das ewige Leben verdient, welches sie durch ihre und ihrer Ureltern Sünden verloren hatten. Wenn ich also auf meine begangenen bösen Werke hinblicke, und wenn du mich nach meinem Verschulden richtest, so bin ich sicherlich ewig verloren; blicke ich aber auf deine unendliche Liebe, mit der du uns umfaßtest, da du dich würdigtest, unsere armselige Natur anzunehmen; erwäge ich deinen Tod, den du für die Sünder littest, um ihnen das verlorne Leben wieder zu geben, so verzweifle ich an meinem Heile nicht. Der

Schächer, der für seine Verbrechen mit dir gekreuzigt wurde, verharrte bis zu seinem Lebensende in seinen Sünden; aber weil er im letzten Augenblicke seine Schuld bekannte und deine Barmherzigkeit anrief, fand er dieselbe in deiner Versicherung, er werde am gleichen Tage mit dir im Paradiese sein. O mein Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes! erbarme dich meiner, so darf ich deine Barmherzigkeit anflehen; habe Mitleiden mit mir Unglücklichen und nimm meine ungenügenden Bitten gnädigst an! Ich wende mich zu deiner barmherzigen Mutter, auf daß ich durch ihre Vermittlung bei dir Gnade und Verzeihung erlange. O glorwürdige Frau! Gebenedeit unter allen Weibern, die du die Engel an Reinigkeit, die Heiligen an Frömmigkeit übertriffst; du von der Welt hochverehrte und von dem Menschengeschlechte geliebte Jungfrau; du von den Engeln bewunderte Himmelskönigin; du Versöhnerin der Sünder, die unter allen Töchtern Eva's allein erkoren wurde, um Mutter des Erlösers zu werden, dem ich im Angesichte aller Heiligen und himmlischen Kräfte mein Sündenbekenntniß abgelegt habe. Meine Fehler sind so zahlreich, daß ich sie nicht aufzählen, noch im Gedächtniß behalten kann; aber du, o Herr! kennst alle meine Sünden, die ich begangen habe, seitdem ich die Fähigkeit hatte, zu sündigen, oder die ich noch jetzt begehe, sei es im Innern meiner Seele durch geheime Gedanken, oder äußerlich durch sichtbare Werke; und darum, weil ich in Wahrheit weiß, daß dir nichts verborgen ist, habe ich mich darüber, als einer Uebertretung deines heiligen Willens vor deiner höchsten Güte, deiner heiligsten Mutter und allen Heiligen, vor dir, meinem Herrn und Gott, meinem Erschaffer und Erlöser, als höchst schuldig angeklagt, damit deine unaussprechliche Erbarmung eintrete und ich nach dem Tode nicht den ewigen Strafen anheimfalle. Jungfrau Maria, heiligste Mutter! deine jungfräuliche Mutterschaft hat der Welt Heil und Segen gebracht; dich preiset die Schaar der Gerechten, zu dir wendet sich die Menge der Schuldigen und zu dir komme auch ich armer Sünder voll Angst und Bangigkeit! Siehe, barmherzige Frau! ich stehe vor dem Richterstuhl des gerechten Richters, der nur nach Gerechtigkeit vergilt; schaue seinen Zorn, die Größe meiner Missethaten und meine Verurtheilung zu dem ewigen Verderben. Ich bin über alles bestürzt und von allen Seiten beängstigt; wo soll ich Hülfe suchen, als bei dem, den

du unter deinem Herzen getragen und der die Welt versöhnt hat? Bei ihm allein, den du an deiner Brust genährt hast, ist unendliche Erbarmung und Nachsicht. O allerseligste Jungfrau! Gedenke, wie der Herr uns zum Heile Großes an dir gethan hat und erbarme dich der Elenden! O Königin der Engel! wir wissen gar wohl, daß dein Sohn gekommen ist, zu suchen was verloren war! Kannst du, o Mutter, meine Hoffnung! jene Freude vergessen, welche die Geburt deines Sohnes über die Welt ausgegossen hat? Er kam aus unendlicher Liebe in diese Welt, die verlornen Menschen zu suchen, und du, die Mutter, solltest uns, die wir aus der Tiefe unseres Elendes zu dir rufen, nicht hören wollen? Er rief den Sünder zur Buße, und du solltest den Bittenden, welcher reuig zu dir kommt, verstoßen? Er ist gekommen, dem Verirrten den Weg des Heiles zu öffnen, und du solltest nicht helfen, daß er darauf verbleibe? O Jungfrau! siehe, vor deinem Sohne und vor dir bereue und bekenne ich meine Fehler, zu euch seufze und bete ich, euch beschwöre ich, rettet mich armen Sünder, sprechet mich los und machet meine Seele gesund; denn ihr seid Beide, Sohn und Mutter, zum Heile der Menschen da, und gegen Beide habe ich gesündigt. Indem ich den Sohn beleidigte, habe ich auch die Mutter betrübt, und indem ich Unrecht an ihr verübte, empfand die Unbild auch der Sohn. Habe ich also Beide beleidigt, so müßet ihr auch Beide mir gnädig sein. Ich fliehe daher, wenn ich den gerechten Gott erzürnt sehe, zu dessen sanfter Mutter, und sehe ich diese beleidigt, so wende ich mich an den allerbarmenden Sohn; ich gebe mich vor Beiden schuldig, ich stelle mich zwischen Beide, werfe mich in ihre Arme und sage: Guter Herr! verschone den Diener deiner Mutter! Und dann mich zur Mutter wendend sage ich wieder: Heiligste Frau! verschone den Diener deines Sohnes! Ich stelle mich unter den Schutz einer doppelten Barmherzigkeit, damit ich nicht unter den Streichen einer doppelten Gerechtigkeit zu Grunde gehe. Göttlicher Sohn, göttliche Mutter! lasset meine Hoffnung nicht zu Schanden werden, wie ich sie hier vor euch ausspreche; ich schäme mich der Wahrheit nicht und liebe dieselbe, und ich hoffe von euch Gnade und Vergebung. O Richter der Welt! wen wirst du schonen und wen wirst du begnadigen? Wenn du, o Herr! den armen Sünder verwerfen wolltest, obschon er bereut und Gutes thut, so würde es der Welt nicht

frommen, daß du vom Himmel herabgestiegen bist. Du hast dich dem Tode geweiht, um die Menschen zu erlösen und selig zu machen. Göttlicher Erlöser! wen wirst du selig machen? Mutter des Heils! für wen wirst du bitten? Könnet ihr diejenigen zurückweisen, die jetzt eure Huld und Güte anflehen? Oder sollen sie euch lästern in der ewigen Strafe? Ich begebe mich unter euern Schutz und Schirm und vertraue einzig auf euch; ich kenne keine andere sichere und mächtigere Hülfe; denn wo sollte ich diese finden, außer bei euch? Groß und vielfältig ist meine Schuld, mein Glaube schwach, lau und träg, meine Liebe kraftlos, mein Gebet unvollkommen, meine Genugthuung ungenügend und ich erkenne, daß ich weder Nachlaß meiner Sünden, noch Erlangung der Seligkeit verdiene; aber ich bitte euch demüthig, ihr wollet ersetzen, was mir mangelt. Jesus Christus, mein Herr und Gott! und du mildreiche Jungfrau Maria, Mutter meines Herrn! auf euch stützet sich mein Vertrauen; erhaltet in mir diese Hoffnung, so lange ich lebe. Aus der Tiefe meines Herzens rufe ich zu euch; erhöret mich gnädigst, nicht wegen mir, sondern wegen eurer Ehre und Macht, damit ich den verdienten Strafen entgehe, zu den Freuden der Seligen gelange und dich, o heiliger Gott, lobe, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

2) Gebet desselben Heiligen zu den heiligen Thebäern. „Ihr heiligen Thebäer Gottes, deren ehrwürdige Ueberreste an diesem heiligen Orte ruhen, zu eurer Ehre und eurem Andenken ist diese Kirche erbaut und sind diese Altäre geweiht; zur Verherrlichung Gottes rufe ich euch sammt allen übrigen Heiligen um Hülfe an; kommet mir elendem Sünder huldvoll entgegen, der ich voll Vertrauen zu euch eile und euch an diesem heiligen Orte anrufe. Von innigstem Vertrauen beseelt nehme ich meine Zuflucht zu euch, klopfe an der Pforte der wundervollen Schatzkammer an und rufe flehend zu euch um eure mächtige Fürbitte. O erhöret mein Gebet, sehet den Aussatz meiner Sünden und wendet euch nicht von mir um meiner vielen Vergehen willen, mit denen ich beschwert bin. Habet Mitleiden mit mir armen Sünder und erlanget mir beim Herrn die Nachlassung und Vergebung derselben, für den ihr in diesem Lande euer Leben glorreich hingeopfert habet. Beladen mit dem Elende und der Schwere meiner Sünden bekenne ich Gott dem Allmächtigen und euch meine Schuld und stelle mich

in diesem Gotteshause als einen mit Vergehen beladenen Menschen dar. Ich lege vor Gott und euch offen das redliche Bekenntniß ab, daß ich mich durch viele böse Gedanken, unreine Vorstellungen, lieblose Reden und unchristliche Handlungen verfehlt habe; ich bekenne zugleich, daß ich diesen heiligen Ort, wo Gott und ihr wohnet, verunehrt habe; daß ich Sünden auf Sünden häufte und vieler bösen Thaten schuldig bin. Von schwerer Schuld gedrückt, wende ich mich an euch und flehe zu eurer Güte und Barmherzigkeit, ihr wollet mir bei Gott die Befreiung und Nachlaß meiner Sünden erbitten, damit meine Seele, wenn sie von diesem Leben abscheidet, in die ewigen Freuden gelange. O blicket gnädig auf mich Armseligen herab! Ich bin von den Menschen verlassen; sie gewähren mir keinen Trost, und ich will auch keinen von ihnen verlangen. Mein Trost kommt von Oben. Ich empfehle mich dem Allmächtigen, meinem Schöpfer und Erlöser, der allerheiligsten Jungfrau Maria und euch, vor denen ich in dieser Kirche schuldbeladen erscheine; ich bitte euch aus Liebe zu Gott, seid meiner eingedenk vor dem Throne des Lammes. Bittet den Herrn der Heerschaaren für mich Gefallenen, daß er mir armen Sünder gnädig sei, sich meiner erbarme, mich von allen Uebeln befreie und mich in allem Guten befestige. O ihr Heiligen Gottes! ergreifet das Ruder des Schiffes, auf dem ich fahre, steuert mit mir an's Land und rettet mich in den stürmischen Wogen, die mein Heil gefährden. Euer heiliges Gebet begleite mich allzeit und überall, damit ich Gott dem Herrn und euch heilig und wohlgefällig dienen und mit euch in den Hafen der ewigen Seligkeit einfahren möge! Kommet mir und allen Christgläubigen, die auf den Namen Jesu getauft worden, zu Hülfe; bittet, daß der allmächtige Gott all' unsere Gedanken, Worte und Werke auf dem Wege seiner Gebote leite und uns auf demselben erhalte und befestige! Euer heiliges Gebet begleite uns allzeit und überall und lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens und der Heiligkeit. Bittet auch für alle verstorbene Gläubigen, daß ihr Schöpfer und Erlöser ihre Seelen von allen Sünden losspreche, von allen Strafen befreie und mit uns zu den ewigen Freuden führe, der da lebt und regiert mit Gott dem Vater in Einigkeit des heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." — Der heilige Ambrosius I. war ein gelehrter Mann und hatte auch Schriften

andern Inhaltes verfaßt, die aber nicht mehr vorhanden sind. (Ex Codice Agaunensi, mst.)

Angela, Gründerin des Frauenklosters Münsterlingen im Thurgau, war die Tochter des Königs Eduard I. von England. Ihr Bruder Gregor, dritter Abt von Einsiedeln (s. d. A. B. I. S. 200 ff.) pilgerte nach Rom und wollte durch Deutschland in sein Vaterland heimkehren. Auf dem Wege dahin hörte er von dem Wunder der Engelweihe reden, welches 948 zu Einsiedeln am Kreuzerhöhungsfeste geschehen war. Sogleich richtete er mit einem Führer seine Schritte dahin und ließ sich im finstern Wald bleibend nieder. Die königliche Familie in England betrübte sich zwar über diese schmerzliche Trennung, allein das Bewußtsein, daß Gregor dem Dienste der Kirche sich geweiht habe, tröstete sie, daß sie die Wege der Vorsehung anbetete und sich in den Willen des Allmächtigen ergab. Indessen lebte das Andenken an den Sohn und Bruder am Hofe fort, seine geliebte Schwester Angela entschloß sich ihn zu besuchen, sei es, wie Einige sagen, um ihn zur Heimkehr zu bewegen, oder nach Andern, um eine fromme Pilgerfahrt nach Maria Einsiedeln zu unternehmen. In Begleitung frommer Personen trat sie die Reise an, begab sich von England nach Deutschland und bestieg am Bodensee ein Schiff, um von da in das Schweizerland zu gelangen. Anfangs durchschnitt bei ruhiger See das Fahrzeug in Schnelligkeit die Gewässer; bald aber stiegen gegen Westen schwarze Wolken, als Vorboten eines nahenden Sturmes auf, der dann auch brausend und heulend heranzog und die Reisegesellschaft in die schrecklichste Todesangst versetzte. Während der Sturm tobte, blickte Angela zum Himmel und bat um Rettung. J. A. Pupikofer hat den Hergang in einem Gedichte (s. Alpenrosen von 1831 S. 128—139) dargestellt und schildert ihn wie folgt:

„Der Sturm rast immer kühner, der Barke Planken brachen,
Die Wellen greifen über, im Sinken ist der Nachen;
Da streckt die flehenden Hände das Fürstenkind empor,
Und seufzet in Zerknirschung: „Neig', Herr, zu mir dein Ohr."

Die königliche Tochter gelobte in der Todesangst zum Herrn, zu Dankbarkeit ein Frauenkloster zu bauen, wenn sie Rettung fänden; sie wurde auch wirklich erhört, hielt ihr Gelübde und gründete zu Münsterlingen für das weibliche Geschlecht ein Got-

teshaus, in dem auch Pilger und Arme Zuflucht finden sollten. Das bezeichnet der oben erwähnte Dichter in folgenden Reimen:

Kaum ist das Wort gesprochen, so schwinden Wind und Wogen;
Die Barke treibt zu Lande, dem feuchten Grab entzogen,
Wie bebet, und wie danket der Jüngling und der Greis!
Die Fürstin trocknet betend die Stirn vom Todtenschweiß.

„Hier soll ein Kirchlein zeugen, daß ich dich, Gott erkannte;
Hier sollen fromme Schwestern dem, den der Sturm mir nannte,
das Lobesopfer zollen, zu Tage wie zu Nacht,
Ihm, der der Seele Rettung aus Wahn und Tod gebracht."

„Hier soll der müde Pilger ersehnte Herberg finden,
Die Armen soll man speisen, Verwundete verbinden;
Kein Unterschied des Standes verderbe hier das Recht,
Und wer will sein der Höchste, der sei des Andern Knecht."

So sprach die edle Fürstin. Bald war der Bau vollendet,
Und Gold, Geschmeid und Purpur dem heil'gen Werk gespendet
Bezeugten allen Zeiten: daß in dem Schweizerland
Den Herrenstolz noch immer die Freiheit überwand.

Die gottselige Angela wurde immer als Gründerin des Klosters Münsterlingen angesehen und Herr von Mülinen sagt: „Dieß alte und einst sehr angesehene Gotteshaus, das bedeutendste der sechs Frauenklöster des Kantons Thurgau, eine Stunde oberhalb Constanz auf einem Hügel über dem Seeufer sehr schön an der Landstraße gelegen, soll nach der im Kloster selbst stets angenommenen gewöhnlichen Ueberlieferung seinen Ursprung einem frommen Gelübde der Prinzessin Angela von England, einer Tochter König Eduard's I. und Schwester des Abtes St. Gregor in Einsiedeln, zu verdanken haben, welche im zehnten Jahrhundert (um 966) nach überstandenem Sturm auf dem Bodensee, da ein Gotteshaus zu bauen beschloß, wo sie wieder das Land betreten würde." (Helv. S. II. Th. S. 83.) — An unsern Gewährsmann knüpfen wir die Chronik von Constanz. „Dieses Stift und Gotthaus," (Münsterlingen) ist sehr alt, und haltet man dafür, daß Angela, Königs Eduardi in Engelland Tochter, und St. Gregorii Abtens zu Einsiedlen Schwester, als sie diesen ihren Bruder zu besuchen in unsere Lande gekommen, und in dieser Gegend eine große Lebens-Gefahr ausgestanden, zur Danksagung der göttlichen Errettung aus der Gefahr in

dem X. Sæculo dieses Kloster gestiftet habe." (Enchiridion Helv. Constant. Episc.) Auch in Einsiedeln hat man dieser Ueberlieferung immer Glauben beigemessen, jedoch, wie man uns von daher berichtete, liegen keine Urkunden mehr vor. — Nachdem Angela in Einsiedeln ihren frommen Bruder Gregor besucht und daselbst ihre Andacht verrichtet hatte, zog sie wieder in ihre Heimath zurück. Vom weitern Verlaufe ihres Lebens wissen wir nichts Zuverlässigeres, als daß sie fromm war und einer Fürstenfamilie angehörte, von der die Bollandisten viel Rühmliches erzählen. — Die Nonnen von Münsterlingen befolgten ursprünglich die Regel des heiligen Augustin, dann jene des heiligen Dominikus und endlich die des heiligen Benedikts. Im Verlaufe der Zeit hatte das Kloster manche Probe zu bestehen und wurde 1633 von den Schweden hart mitgenommen; den letzten Todesstoß aber gab ihm Thurgau selbst. Der große Rath desselben setzte es 1836 unter Staatsverwaltung, verbot die fernere Novizenaufnahme und hob es 1848 auf. Die Nonnen zogen den 2. Wintermonat desselben Jahres auf die Insel Reichenau, in die Mittel- oder Münsterpfarrei, wurden hier von den Einwohnern und dem Großherzog Leopold von Baden liebreich und mit Theilnahme aufgenommen und befinden sich noch gegenwärtig daselbst. Ihr Kloster auf der Anhöhe wird jetzt zum Kantonalkrankenhaus verwendet. — Das Wappen des Klosters war ein rothes Kreuz in weißem Felde. Mehrere Urkunden, die sich auf dieses Kloster beziehen, findet man in der Helv. S. des Herrn von Mülinen verzeichnet.

Angelika — Amabilis Sibilion, Nonne von Collombey (Wallis.) Die Bernhardinerinnen von Collombey wohnten bei ihrer Entstehung zuerst in St. Moritz, zogen sich den 9. Aug. 1634 nach Monthey zurück und verblieben daselbst neun Jahre. Während ihres dasigen Aufenthaltes starben vier oder fünf Schwestern, welche auf dem Pfarrkirchhofe zu Collombey, unweit der Kirchthüre beim Kreuz, in ein Grab gelegt wurden. Daselbst fand auch die Schwester Angelika-Amabilis Sibilion ihre Ruhestätte. Sie war aus Châtel — St. Denis im Kanton Freiburg gebürtig und hatte in ihrer Jugend gehört, daß in Wallis ein neues Stift der Bernhardinerinnen im Entstehen sei; da ergriff sie ein heißes Sehnen nach der Einsamkeit; dahin wollte sie ziehen und ihr junges Leben auf dem Brautal-

tare der Liebe ihrem Gotte weihen. Mit Bewilligung der Ihrigen eilte sie nach Monthey, nahm das Kleid des heiligen Bernhards, legte nach Zurücklegung des Probjahres die heiligen Gelübde ab und starb zwei Jahre darauf, erst achtzehn Jahre alt. Sie hatte zwar nur kurze Zeit der klösterlichen Gemeinde angehört, aber ihr frommer Wandel und ihre Berufstreue hatten in derselben den lieblichsten Wohlgeruch verbreitet. Wie sie von Kindheit an nur für das Himmlische Sinn und Gefühl hatte, so war sie auch unablässig besorgt dasselbe in ihrem Wandel auszudrücken und sich das verborgene Leben Jesu anzueignen. In der Beobachtung der heiligen Regel scheute sie weder Anstrengung noch Mühe, sie verlangte sie dem Geiste und dem Buchstaben nach zu erfüllen, und hatte sie ihrem Gedächtnisse so eingeprägt, daß sie dieselbe ohne Anstoß wörtlich hersagen konnte. Bei ihrem Tode hatte sie noch einen Anfall des Bösen zu bestehen; sie wurde nämlich durch den Gedanken beängstigt, daß sie zu zweien Malen ein wenig Faden aus dem Nadelkissen zum Nähen genommen, ohne darum die Oberin gefragt zu haben. In ihrer Gewissenhaftigkeit klagte sie dieß der Vorsteherin, die sie beruhigte, worauf sie ganz fröhlich ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab. Die Klosterannalen berichten von dieser Braut Gottes: „Sie hatte einen freundlich liebevollen Charakter, auf ihrem Gesichte strahlten die Züge der Aufrichtigkeit und sowohl ihre gewöhnliche Schönheit, als auch ihre ungekünstelte Demuth, empfahl sie Allen, die mit ihr in Berührung kamen oder sie kannten. Das war auch die Ursache, warum ihr bei der Einkleidung der Name Angelika — Amabilis beigelegt wurde; weil sie wie ein Engel im Fleisch war und ihrer Unschuld und reinen Sitten wegen nicht nur von den Menschen, sondern auch von Jesus Christus, ihrem Bräutigam, geliebt wurde. Wir dürfen billig hoffen, sie werde bei Gott für uns bitten." — Das Andenken der Verklärten, deren Seele nun im Reiche Gottes lebt, sollte an dem Orte nicht gänzlich verschwinden, wo ihre sterbliche Hülle beigesetzt wurde. Nach fünfzig Jahren ihres seligen Hinscheidens, als Herr Marietioud die Pfarre Collombey verwaltete, öffnete man an dem Platze, wo früher die Schwestern beerdigt wurden, ein Grab, um eine Leiche einzusenken. Man stieß auf einen Sarg, und als man diesen öffnete, fand man darin die Schwester Angelika — Amabelis;

der Körper lag im Klosterkleide, ganz frisch und unverwest und gab einen lieblichen Geruch von sich. Der Sarg ward wieder zugeschlossen und Herr Claudius Donnet, Pfarrer von Collombey, gab später den Befehl Niemanden dort zu begraben. Seitdem ist der Sarg nicht mehr geöffnet worden. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Angelsaxen, drei heilige, Martyrer bei Sarmenstorf (Zusatz zu dem Art. B. I. S 38 ff.) Abweichend von Murer und Andern erzählt E. L. Rochholz die schon erwähnte Begebenheit, wie folgt: Drei fromme Männer, gebürtig aus Angelsaxen, waren von einer Wallfahrt von Einsiedeln nach Muri in's Freienamt gekommen. Als sie hier am Grabe des heiligen Leontius ihr Gebet verrichtet hatten, wollten sie im Dorfe Lebensmittel kaufen und noch selbigen Abend nach Sarmenstorf wandern. Als sie sich aber dem Wirthshause zum Ochsen näherten, war in der Gaststube Musik und ein fröhliches Brautpaar lud die Fremdlinge ein, am Hochzeitstische sich zu sättigen und auszuruhen; nach der Feier hieß es, wolle man sie selbst zum Hofe Bühlisacker, dem Heimatsorte des Brautpaares, begleiten, von wo aus sie dann bald nach Sarmenstorf gelangen werden. So geschah es. Es war schon spät geworden, als die Pilger mit den Brautleuten Bühlisacker erreichten; sie dankten dem abermaligen Anerbieten dort zu übernachten, sagten dem gastfreundlichen Paare ein dankbares Lebewohl, schenkten der jungen Frau einen goldenen Pfennig zum Andenken und setzten unverweilt ihre Wanderung fort. Drei verwegene Gesellen hatten dieses mitangesehen, und sie schlichen raublustig den Pilgern nach. Von Bühlisacker bis nach Sarmenstorf führt die Straße lange berg an und hat zu beiden Seiten Tannenwald. Um so eher konnten die Fremdlinge eingeholt und ungesehen überfallen werden. Die Bösewichte drangen auf sie ein, hieben ihnen die Häupter ab und schleuderten diese weg; als sie jedoch auf den Leichen nichts von der verhofften Beute fanden, entflohen sie. Die Ermordeten erhoben sich wieder, gingen zu ihren abgeschlagenen Häuptern, nahmen sie aus dem Staube auf und wuschen sie sauber an einem Weidbrünnlein ab, das an dem Berge bei Bühlisacker quillt. (Es fließt seitdem mit röthlichem Wasser; war früher nur eine bloße Viehtränke, jetzt aber wallfahrtet man hieher und wäscht die offenen Wunden,

damit sie um so eher zuheilen. Auch der Boden auf dem Mordplatze, obschon er mannstief ausgegraben und weggetragen wurde, zeigt noch immer die blutige Färbung.) Dann gingen die Angelsaxen die Anhöhe hinunter, und als es eben zu regnen begann, setzten sie sich zusammen in den Schutz eines großen Steines, der bald als Schirmdach über sie herabgewachsen sein soll. Ein armer Mann aus Sarmenstorf fand sie hier todt, den Kopf in den Händen tragend. Man beerdigte ihre Leichen in der nahen St. Wendelskapelle, welche später erweitert wurde; aus einer der Mauerseiten ragt ein Fels weit in den Bau herein, nämlich der Stein, unter welchem die drei Pilger verschieden sind. Ein alter Bittgesang, der am Gedächtnißtage der Heiligen noch jetzt gesungen wird, sagt darüber:

„Gleichwie ein Dach
Hat Schatten gemacht
Der Stein und hat Schirm geben."

Neben dem Altar steht ein alter Steinsarg, in den man ihre Körper gelegt hatte; derselbe trägt eine Inschrift, welche man auf jenen siegreichen Hallwil deutet, der den Burgunderherzog Karl in der Schlacht bei Murten überwunden hat; sie lautet:

„In diesem Stein ist ihre Ruh',
Man wollt's gar wohl bewahren.
Alt-Hallwil gab den Stein dazu
Vor mehr denn hundert Jahren. 1471."

Als man später ihre Gebeine erhob und in den Hauptaltar der Sarmenstorfer Pfarrkirche versetzte, verlor dieser Steinsarg nichts von der ihm gewidmeten Verehrung. Man besteckt ihn noch immer mit brennenden Wachskerzen und läßt den Deckel abheben, um in demselben zu beten. Auch jenes Brautpaar, ihre Gastfreunde, soll ihnen in der Nähe seines Wohnsitzes zu Bühlisacker, wo sie sich von ihm trennten, eine Kapelle errichtet haben, welche an der Straße gegen Muri steht und jetzt dem Einsturze nahe ist. Ein Gemälde zeigt drei Männer, die eben angefallen und niedergemacht werden und trägt folgende verblichene Inschrift:

„Drei Bilger sind allhier zu todt erschlagen,
Zu Sarmistorff liegen sie begraben,
Aus Saxen sind sie harkomen,
Darum thuet man sie Engel-Saxen nännen."

Urkunde, Pergamen.

1712, 26. November.

(Pfarrlade Sarmenstorf.)

Es Ist Zu Wissen Allen Und Iedlich Geistlich | vnd Weltliche Edlen vnd vnedel das in dem Jar do Man zalt von der Geburt | Cristi vnßers Herren Tusent vnd iij Hundert vnd IX. Jar an dem Nechsten Tag nach der vffart vnsers Herren | Do ist geschehen ein Groß Wunderbar Zeichen an den Edlen Bilgerin ein edel ritter mit Namen Herr Caspar von | Brunaschwil, daß ander ein Hochgeborner Grof Erhardt von Sachsen vnd Hertzig in Mixen, die Habend Sich vermesen | zu geben in den dienst Gottes almechtigen zu verloßen aly ir Hab vnd Zitlich gut, vnd Habend mit Jnen genumen | einen Bruder vnd getrüwen Knecht, vnd Habend Sich vermeßen zu wandlen von einem Helgen zum anderen vnd Sind | deß ersten komen Gegen Einsidlen zu vnser Lieben Frowen, vnd darnach Sind si komen gen Boßwil vff ein Hochzit | Hat Sich derselby Brügem geladen zu Gast, vnd do Sy Gassen vnd Trunckend do Wotend Si Referentz Tuon vnd err | Dem Heligen Sackerment der en, vnd Hatent nit me dan einen Guldin Pfening den gabend Sy der Brut, deß | Nomend War iij Mörder vnd yltenen Jnen nach, vnd ermurtend Sy alle iii nit Wit Nebend dem Haf do Sy vff dem | Hochzit warend Geweßen vnd vermeintent vil geltz bi enen zu finden, do fundent Sy nit vnd Hawend Jnen Jr | Höpter ab do Nemend Sy ir Höpter vnd wuschend Sy Jn einem Brunen vnd Schieden do von einanderin vnd der | Graaf vnd Ritter koumend gen Sarmenstorff, vnd der knecht gieng gen Boßwil, vnd do fand man die Zwen | Edel Ritter vnd Grafen Sitzen mit Jren Höpter Zu Sarmenstorff vor der kilchen, do vergrub man Sy in die | kilchen do Woltend Sy nit Bliben, vnd an dem Andern Tag Vand man Sy Wider vor der kilchen, die da Sy | Nach Hütbetag Rubend vnd Rasten Jn dem frid Gottes Almechtiger Amen. |

Daß Dises Auß Einem Vhralten Pergament Geschribnen, vnd in der | Kirchen-Lad Zue Sarmenstorff Hinderlegten Brieff, von Wort, zu Wort abgeschriben | Vnd damit Solche Sachen Alters Halben nit in vergeß oder verlurst kom-

men, Erneüweret | worden, Bescheine Ich Krafft Habenden Ampt vnd alß Notarius Apostolicus |

Michaël Leontius.
Eberlin Ss. Theologiæ et
Ss. Canonum Doctor Loci
Parochus et Notarius Apostolicus.

Den 26. Novembris. Anno 1712."

Copia.

(Kirchenlade Boswil, Nr. I., 15.)

Wir nachbenanten Dietrich von Hallwil, Hans Jost von Schwitz alter Vogt, Statthalter von ir von Vnderwalden jetzt Obervogt daselbß in ämpteren thunt kundt manniglichen mit diesem Brief, als von spän vnd stössen wegen hie zwischent dem Ehrwürdigen Herren Herr Jacobum Lüppriester Zu Sarmistorf am andern theil ein gantze gemeind des genanten Dorffs, wie die mit einanderen gen Baden zu pfingsten für vnser Eydtgnossen kommen sind in dem jahr als man zalt von der Geburt Christi Fünffzechen hundert vnd fünf jahr vnd, da jeder theil sin sach dar dan hat, vnd ist das die sach vnd meinung. Daß vor etwan vill jahren bei Zwey hundert jahren kommen sint Frömd Lüt vnd Bilgeri uff ein Hoff genant Büllisacker, da ist zu der Zit ein Hochzeyt gesin, vnd die genanten Bilgeri sint auch geladen mit der Brut zu ässen, vnd also Hand sy der Brut gabet nach irem Vermögen. Das hand bös lüt war genommen, und als sy da dannen geschehden sint, auff die genanten Bilgeri gewartet, vnd sy ermürt, vnd vmb ihr Leben bracht, vnd inen ire houpter abgeschlagen, also Hand die genanten Ertödten Bilgeri ire houpter in ihr Händ genommen, vnd sind also gangen gän sarmenstorff für die kilchen thür, vnd sich darunder nidergesetzt, also hand Erbar fromme lüt die genannten Bilgeri vergraben in den Kilchhoff, am Morgen frü sint sy aber da gesessen, das ist Beschehen me dan einmall, vff das ist man zu rath worten, dieselben lüt da zu vergraben, da sy gesessen sint, vnd da das Beschehen ist, da sint sy Bliben Ligen, vnd ruhen da noch biß vff dise Zyt, darumb sy für heilig gehalten sint worden von dem gemeinen Volk, vnd vmb das from erbar Lüt ihr stür vnd Hilff dar zu gethan hand, vnd ein Cappell an dieselben statt über die Heyligen gebawen, vnd ein stockh in dieselben

Cappell gemacht, vnd was darin geleit vnd gän wurd durch Gott vnd sin würdige Mutter Maria vnd in der heyligen ehre willen, damit die Cappell geeiffnet vnd der Gottzdienst gemehret möcht werden."

Angelus von Mailand, Capuciner. Der liebe Gott, der den Menschen für sein Reich erschaffen, hat zur Erreichung seiner Bestimmung hienieden verschiedene Stände eingesetzt, in denen Jeder nach seinen Anlagen und dem Maße der ihm zugetheilten Gnaden sein Seelenheil wirken kann. Unter den verschiedenen Ständen aber hat der Ordensstand für Viele gewiß einen Vorzug. Der Jüngling, der von Jugend an der Welt fremd geblieben, findet im klösterlichen Leben Alles, was geeignet ist, seinen Sinn und Wandel zum Himmlischen zu leiten. Die Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Gefahren, die Befreiung von Familien- und Nahrungssorgen, die angemessene Eintheilung des Tages in Gebet, Betrachtung und Berufsarbeiten, der ebenso erheiternde als belehrende und erbauende Umgang mit geliebten Mitbrüdern, die väterliche Leitung der Vorgesetzten, der zuversichtliche Hinblick auf Tod, Gericht und Ewigkeit u. s. w. sind nicht nur tägliche Weckmittel für den frommen Religiosen, damit seine erste Liebe nicht erkalte, sondern sie gewähren ihm auch unaussprechlichen Trost und lassen ihn fühlen, daß das Joch des Herrn süß und seine Bürde leicht sei. Das ist der Grund, warum zu allen Zeiten so Viele Vater, Mutter, Geschwister und Alles verließen und sich in die stillen klösterlichen Hallen zurückgezogen haben. Die nämlichen Gründe machten unsern P. Angelus unempfindlich für alle irdischen Auszeichnungen und bewogen ihn, das väterliche Haus mit der armen Klosterzelle zu vertauschen. Aus einer adeligen Familie Mailands entsprossen, wuchs er fromm und sittlich zum Jüngling heran, erkannte frühzeitig den betrügerischen Schein der Welt, verabschiedete sich von ihr und ging zu den PP. Franziskanern, bei denen er die heiligen Gelübde ablegte. Nach einigen Jahren begab er sich in den Capucinerorden, um einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erlangen, und übte sich in den Tugenden des Gehorsams, der Armuth, Demuth und der Selbstverläugnung. Da wandte sich der heilige Erzbischof Karl Borromäus an den P. General Johann Maria und bat ihn, einige Väter nach der Schweiz zu senden, um dort neue Convente des

Capucinerordens zu errichten und der gefährdeten katholischen Religion wieder aufzuhelfen. Papst Gregor XIII. billigte das Ansuchen des heiligen Prälaten von Mailand und es wurden sofort einige Väter, unter denen sich auch unser P. Angelus befand, nach der Schweiz beordert. Er half seinen Genossen Klöster errichten, sammelte von reichen Leuten milde Gaben zur Aufführung derselben und gab sich viele Mühe, gründliche und der Zeit angemessene Predigten zu halten. Weil er der deutschen Sprache fast unkundig war, schrieb er sie in lateinischer Sprache, ließ sie durch einen Andern ins Deutsche übersetzen, lernte sie mit großer Anstrengung von Wort zu Wort auswendig und trug sie dann ohne Anstoß und geläufig zur allgemeinen Verwunderung dem Volke vor. Alle, die ihn kannten, erklärten, daß er diese Gabe vom Himmel erhalten habe. Man sandte ihn zuerst in jene Gegenden, wo Katholiken und Protestanten untereinander lebten und die Irrlehren überhand nahmen. Einst ging er an einem Freitage mit einem Begleiter von Baden nach Zürich, wo eben Wochenmarkt und eine große Volksmasse zusammengekommen war. Der Weg führte sie über den Markt. Der neugierige Pöbel schaarte sich um sie, spottete ihrer seltsamen Kleider und trieb mit ihnen lächerliches Spiel. Die Prädikanten knüpften alsobald ein Religionsgespräch an; P. Angelus widerlegte die Irrlehren, erörterte die katholischen Glaubenssätze mit vieler Gewandtheit und trieb die Herausforderer dermaßen in die Enge, daß sie nichts Gründliches mehr zu sagen wußten. Beschämt und ergrimmt machten sie sich auf, Hand an sie zu legen. Da rief ein kleiner Knabe, der kaum die ersten Worte der deutschen Sprache kannte, den Pastoren auf lateinisch zu: „Lasset diese gehen, denn sie sind Menschenfischer"; (sinite hos, quia sunt piscatores hominum.) Die Prädikanten erschracken, kehrten um, und die Diener Gottes zogen, dem Himmel für ihre Rettung dankend, weiter. — Mit der Anzahl der Convente stieg auch die Zahl der eintretenden Novizen, und P. Angelus ward zum Führer derselben auserkoren. Er war der geeignete Mann dazu und verstand die Kunst, die Novizen sowohl für den Orden als für den Weinberg des Herrn heranzubilden. Unter Vielen hier nur Eines: Als er 1611 zu Freiburg im Breisgau als Definitor und Guardian das Kloster leitete, nahm am 4. Weinmonat der heilige Fidelis aus seiner

Hand den Habit; er kleidete ihn unter den üblichen Gebeten ein und richtete vom Altare herab an ihn die Worte: „Bis dahin hießest du Markus, nun aber Fidelis; sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Im prophetischen Geiste sagte er ihm die Zukunft und seinen Martertod vorher. P. Angelus war sehr demüthig, floh die Aemter; aber je mehr er sich von diesen zu entfernen suchte, desto mehr wurde er mit ihnen bekleidet. Er war Novizenmeister, Professor der Philosophie und Theologie, Guardian, Definitor und Provinzial, und verband mit seiner Demuth einen liebvollen und väterlichen Charakter, mit dem er die Fehlenden besserte und die Untergebenen an sich zog. Auf gleiche Weise benahm er sich gegen die Weltleute, nahm die, welche bei ihm Rath suchten, freundlich auf, und stiftete viel Gutes. Die vielen Arbeiten erschöpften seine Gesundheit dermaßen, daß er sich auf Anrathen der Aerzte genöthigt fand, eine Badekur zu gebrauchen. In dieser Absicht richtete er seine Schritte zu den warmen Bädern nach Pfäffers. Auf der Reise dahin befiel ihn und seinen Gefährten, den P. Aegidius von Luzern, im Taminathale die finstere Nacht; sie verloren den Weg und fanden die Brücke nicht, die über den schäumenden Bach der Landquart führte. Durch die Beschwerden der Reise und den mühevollen Waldweg erschöpft, wurde der Begleiter muthlos; P. Angelus aber mahnte ihn zum Gottvertrauen. Beide knieeten nieder und riefen die Gottesmutter an. Nach verrichtetem Gebete stunden sie auf, gingen einige Schritte weiter, und sie sahen in der Ferne ein Licht. Bald stund ein häßlicher Mann von abschreckendem Aussehen mit einer Leuchte vor ihnen; sie baten ihn, er möchte sie auf den rechten Weg geleiten, worauf er rauh erwiederte: „Folget mir, ich will euch den Weg zeigen.“ Die Diener Gottes folgten ihm mit klopfendem Herzen, kamen bis zu der Brücke, wo ihr Führer stehen blieb und mit wildem Tone zu ihnen sagte: „Gehet da hinüber; beschleuniget eure Reise!“ und darauf verschwand. Bald erreichten sie ein Dorf, kehrten bei einem frommen Bauer ein und nahmen da Herberge. — Nachdem P. Angelus in der Schweiz sowohl im Orden als in der Welt viel Großes zu Tage gefördert, manche Aufträge besorgt und wichtige Dinge der Provinz geleistet hatte, ging er 1616 in neuen Angelegenheiten des Ordens nach Rom; Papst Paul III. empfing den Gesandten, von

dem er schon viel Erfreuliches gehört hatte, sehr gewogen und gewährte ihm Alles, um was er nachsuchte. Nachdem er auch hier seine Geschäfte geordnet sah, machte er sich reisefertig nach der Schweiz, wurde aber plötzlich von einer Krankheit überfallen. Der heilige Vater, über den Vorfall berichtet, schickte einen Priester zu ihm, der in seinem Namen dem Kranken den vollkommenen Ablaß ertheilte. Er empfing mit größter Andacht die heiligen Sterbsakramente und entschlief in der heiligen Stadt den 14. Heumonat 1616 sanft und ruhig in der Liebe seines Gottes. (Cf. Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III. p. 77—80.)

Anna, Nonnen von Töß. C. Greith von St. Gallen gibt in dem Buche: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden" (Freiburg im Breisgau, 1861) treffliche Notizen von den Frauen von Töß, namentlich auch von Anna von Klingnau und Anna Mansaseller. Aus seinen Berichten entnehmen wir Folgendes:

1) **Anna von Klingnau** war eine gebildete Frau und hatte ihre Mitschwestern im Latein und im Lesen zu unterrichten. Weil Fleiß und Pünktlichkeit bei der Arbeit im Kloster für besondere Tugenden angesehen wurden; so wird von unserer Anna gerühmt, daß sie nach Beendigung der gemeinsamen Arbeit noch viel in der Zelle bei ihrem Bette spann. An ihrer Kunkel war der Denkspruch zu lesen: „Je kränker du bist, desto lieber du mir bist; je verschmähter du bist, desto näher du mir bist; je ärmer du bist, desto gleicher du mir bist." Sie brannte in Liebe zu Gott und noch in ihren alten Tagen war sie von der göttlichen Liebe so entzündet, daß sie nur von Gott zu reden und zu hören begehrte. Sie ging im kalten Winter manchmal in den Garten und saß auf eine alte Bank. Dann eilten die andern Schwestern herbei und drangen in sie, ihnen von göttlichen Dingen zu sprechen (s. d. A. Bd. I. S 40). Sie saßen bei solchen Unterredungen oft lange beisammen, bis ihnen das Gewand gefror. Doch wunderte man sich hierüber nicht; denn wenn sie auch bei ihrer Liebe zum Stillschweigen nichts Unnützes redete, so hatte sie dagegen die Gnade, zur rechten Zeit die Herzen zu rühren, weil auch ihre Worte aus übervollem Herzen kamen. Ließ etwa eine Schwester bei ihren Gesprächen über göttliche Dinge ein unnützes Wort fallen, so pflegte sie zu sagen: „Ach, nun bist du Jene, von der das Wort Gottes zertreten

wird." Sie wußte auch Gottes Wort bei gewöhnlichen Unterhaltungen gar schicklich in das Gespräch einzuflechten und dadurch unnütze Reden zum Schweigen zu bringen. Schwester Anna wußte von vielen Erscheinungen zu erzählen, die ihr in ihrem gottgeweihten Leben zu Theil geworden. Dem Convent war einmal ein Schaden widerfahren, was sie ziemlich in Sorgen versetzte; betrübt und bekümmert ging sie in den Chor und hätte gerne die Beklommenheit ihrem Beichtvater eröffnet. Da sah sie unsern Herrn in seiner Leidensgestalt vor sich hergehen. Er sah sie mit ernstem Blicke an und sprach: „Ich bin allezeit derjenige, von dem Alles abhängt." Als die Schwestern einmal in besondern Sorgen waren, sprach sie fröhlich zu ihnen: „Seid gutes Muthes, es wird euch nichts geschehen; denn es hat mir geträumt, wie der Herr am Altare gestanden, sich gegen den Convent gewendet, ihn gesegnet und dann mich getröstet hat, daß uns nichts geschehen werde." Ich sprach: „Ach, lieber Herr, wer bist du?" Er erwiederte: „Ich heiße ein Wiederbringer." Sie übte sich allzeit gerne in ihrer Andacht, je nach den festlichen Zeiten, die gefeiert wurden. Zur Weihnacht saß sie einst in dem Chor und dachte über unsers Herrn Kindheit nach, und alsbald sah sie das liebenswürdigste Kind Jesu auf dem Altar; sein Haupthaar war wie Gold, seine Locken bewegten sich, als er einherging, und von seinen Augen strahlte ein Glanz, der den ganzen Chor zu beleuchten schien. Sie wäre gerne zu ihm hingegangen, war aber von der Andacht so ergriffen, daß sie sich nicht bewegen konnte. Es war auch eine fromme Klausnerin bei Klingnau, welche von Endingen hieß; Schwester Anna hatte sie nie gesehen, und doch gab sie Gott ihr so zu erkennen, daß sie dem Beichtvater dieser Klausnerin, Bruder Berchtold mit Namen, alle Gewissenssachen derselben sagen konnte, wie sie ihm auch mittheilte: „Ich habe die Klausnerin im Geiste in dem Spiegel der Gottheit gesehen, und ihr Lohn wird bei dem Allerhöchsten im Himmel sein." Oft war sie in das Himmlische und Göttliche versenkt, der Sinnenwelt entrückt und mochte wohl mit dem heiligen Paulus sprechen: „Ob ich in dem Leibe war oder nicht, das weiß ich nicht, Gott aber weiß es wohl." Als die Zeit ihres seligen Ueberganges nahte, prüfte sie der himmlische Vater sehr hart. Er wollte sie seinem eingebornen Sohne gleich machen und entzog ihr allen innerlichen Trost. Sie erin-

nerte oft unsern Herrn an sein Leiden; die anwesenden Schwestern glaubten, sie thue dieses aus Ungeduld und mahnten sie zur Geduld; sie aber erwiederte: „Ich leide gar große Schmerzen und es dünkt mich, daß tausend Messer in meinen Eingeden wühlen." Auf dieses sprach eine Schwester zu ihr: „Gedenkest du nicht, wie oft du den Herrn gebeten, daß er dich bei deinem Tode sein Leiden empfinden lasse." Da schwieg sie, und über eine Weile kehrte sie sich schnell um und sprach: „Alle Geister sollen Gott loben!" Dann lag sie sanft da, bis sie verschied.

2) **Anna Mansaseller** war eine besondere Freundin des Stillschweigens, wußte aber bei geistlichen Unterhaltungen gar schicklich das Gespräch angenehm zu machen und unnütze Reden zum Schweigen zu bringen. Oft wurden bei solchen Unterhaltungen Stellen aus geistlichen Liedern oder Verse aus dem Psalterium vorgetragen, wozu Schwester Anna eine besondere Fertigkeit besaß. Sie pflegte öfters vor dem Kapitelhause bei dem Ecce-homo-Bild die Sequenza Salve Deitatis zu beten. Wenn sie dann zu dem Verse kam: „Ich grüße dich tausendmal" — neigte sie andächtig ihr Haupt und wiederholte es in Herzenswonne. Da redete einmal eine Stimme aus dem Antlitz unseres Herrn und sprach zu ihr: „Du sollst mich bitten, daß ich dir deine Sünden vergebe, wie ich sie an dir erkenne, und daß ich dir mein Leiden zu ehren gebe, wie ich es erlitten habe, und daß ich dich meiner Mutter und dem heiligen Johannes empfehle, wie ich sie einander am Kreuze befohlen, und daß ich selber zu deinem Ende komme." Anna führte ein heiliges Leben bis an ihr Ende. Ihre treue Gefährtin, die selige Schwester Lucia, betete viele Salve Regina um ein seliges Ende für Beide zur himmlischen Gnadenmutter und zugleich für die Gnade, vor der Schwester Anna Mansaseller sterben zu können (s. d. Art Bd. I. S. 40). Der Herr gewährte ihre Bitte; denn als man Lucia bestattete, erkrankte Anna und starb fünf Tage darauf. „Es war das schönste Ende," sagt die Verfasserin, „welches wir an einer Schwester je sahen." In Worten und Wandel bewährte sich ihre Zuversicht zu Gott und dabei war sie voll demüthiger Furcht. Zuweilen redete sie gar tröstlich und süß und wiederholte oft die Verse: „Herr, vor deinen Augen sind tausend Jahre wie ein Tag! O Herr, wie süß und wie sanftmüthig und wie voll Erbarmung bist du allen denen, die dich anrufen!" Wollte

man sie zum Reden bewegen, so gab sie zur Antwort: „Warum soll ich reden? Heute noch werde ich vor Gottes Gericht erscheinen, und da muß ich für meine Worte und Werke Rechenschaft geben, und das wird wohl genug sein." Von nun an schwieg sie und redete nicht mehr, bis sie verschied. Als man sie frug, ob unser Herr anwesend wäre, hub sie ihr Haupt auf, legte die Hände kreuzweise zusammen und neigte sich tief. Die Oberin frug sie, ob auch unsere liebe Frau da sei? und sie gab es auch zu verstehen wie zuvor, machte ein Kreuz auf das Angesicht und verschied noch in derselben Stunde.

Anna (s. Agnes von Büren u. s. w.).

Anna von Ramschwag, Nonne von St. Katharinenthal (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 39 ff.). Der große Dominikaner Magister Eckhart, wahrscheinlich in Sachsen geboren, verlebte seine Jugend zu einer Zeit, wo Albert der Große und Thomas von Aquin auf der höchsten Stufe ihres Ruhmes und Wirkens standen. Der Predigerorden feierte seine glänzendste Periode. Der neue Orden und sein Streben mochte den geistvollen Jüngling leicht angezogen haben; wir finden ihn schon frühe auf dem Lehrstuhle der Philosophie an der Schule der Dominikaner zu St. Jakob in Paris, später von Papst Bonifaz VIII. mit der Würde eines Doktors der Theologie beehrt; endlich 1304 als Ordensprovinzial für Sachsen nach Köln versetzt. Im Jahre 1307 zum Generalvikar des Ordens in Böhmen erwählt, lebte er längere Zeit in diesem Wirkungskreise und kehrte dann in seinen letzten Lebensjahren an den Rhein nach Köln zurück, wo er seine Lebenstage vollendete. Er war ein gewaltiger Geist, mit einer scharfen Denkkraft ausgerüstet und in dem Studium der heiligen Schriften und Väter wohl begründet. Die allgemeine Achtung, die man ihm zollte, gründete sich nicht nur auf den Ruf seiner Gelehrsamkeit, sondern besonders auf die Strenge des Lebens, die er in seinem Wandel beobachtete. Ueberall, wo er auf seinen Reisen in Klöstern einkehrte, wurde er in Sachen des Gewissens und des beschaulichen Lebens zu Rath gezogen. Darüber hier ein Beispiel: Als Eckhart im Jahre 1324 auf seiner Reise nach Straßburg bei den Schwestern im Kloster St. Katharinenthal bei Dießenhofen eintraf, ruhte Schwester Anna von Ramschwag nicht, bis sie vor ihn kommen konnte, um ihm ihre Zustände im übenden und be-

schaulichen Leben vorzutragen. „Magister Eckhart," so erzählt die Verfasserin der gottseligen Frauen von St. Katharinenthal, „war damals bei uns zu Dießenhofen, da kam die selige Schwester Anna von Ramschwag heimlich zu ihm vor das Beichtfenster. Ich fragte sie um die Ursache dieses Besuches; sie wollte mir aber davon nichts sagen, als fünf einzige Worte. Nach langer Zeit und kurz vor ihrem Tode befragte ich sie nochmals ernstlich, damit sie mir es sage, und sie fing herzlich an zu weinen, daß sie mir kein Wort zu erwiedern vermochte. Als sie wieder reden konnte, sprach sie: „Du fragst mich über Dinge, die ich mit großem Verlangen erfahren wollte, ehe ich stürbe, doch bin ich nicht Willens, es einem Menschen zu sagen." Nachdem sie um Erleuchtung gebetet hatte, ob sie der Schwester eröffnen sollte, was sie damals mit Magister Eckhart in vertraulicher Unterredung besprochen, theilte sie ihr drei Dinge mit, die ihr widerfahren waren. An einem Freitag in der Fasten hatte sie einmal in der Betrachtung das Leiden unsers Herrn betrachtet, wobei sie so in Liebe aufgelöst wurde, daß alle Kraft von ihr wich. Das zweite geschah ihr an dem heiligen Ostertag; sie kniete nach der Mette vor dem Bilde der Auferstehung des Herrn und gedachte des Wortes, das unser Herr zu seinen lieben Jüngern sprach, nachdem er von dem Tode auferstanden war: „data est — mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden!" und sprach zu unserm Herrn: „Herr, gedenke, daß der Vater dir alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben hat, und bitte dich Herr, daß du mir auch gebest (Gewalt)." Das dritte ereignete sich später. An einem schönen Maitag sah sie die Blumen so lieblich grünen und blühen und ging in ihrer Betrachtung auf die Creatur und gedachte, wie alle Dinge aus Gott gekommen sind, und wie alle Creaturen ihr Wesen und Leben von Gott empfangen haben, und suchte so Gott in der Creatur. Sie theilte mir Alles mit, was ihr in diesen drei Malen geoffenbaret worden; es war aber so erhaben, daß ich wenig davon begriff. Meine eigene Schwachheit war daran schuld, daß ich es nicht verstand, während ihr dieses zu verstehen, zu empfinden und zu genießen gegeben ward. Nach ihrem Tode ging ich zu Bruder Hugo von Staufenberg, welcher Lesemeister zu Konstanz, ihr nahe verwandt und mit ihr sehr vertraut war. Auf meine Bitte, mir etwas von ihr zu sagen,

entgegnete er: „Sie hat mir viel von ihren innern Uebungen gesagt und was Gott mit ihr gethan, und in Allem, was sie mir gesagt, konnte ich niemals einen Irrthum finden, sondern mußte erkennen, daß es Gott war, der in ihr wirkte." Offenbar knüpfte Schwester Anna von Ramschwag an die drei Beschauungen, die sie dem Magister Eckhart vorgelegt, Fragen, die sich auf sein Lehrsystem bezogen. Die Ohnmacht und Entkräftung, die sie bei der Betrachtung des Erlösers erlitt, erinnern an die Lehre „von dem Sichversenken der Seele in Gott"; die Bitte um Ertheilung der göttlichen Gewalt stimmt mit dem Irrthum überein: „was der göttlichen Natur eigen ist, sei auch dem gerechten und in Gott versenkten Menschen eigen, daher dann dieser wirke, was Gott wirkt, und mit ihm die Gewalt im Himmel und auf Erden besitze"; endlich bezieht sich die Betrachtung, worin sie Gott in der Creatur suchte, auf die einseitige Lehre der gleichen Schule, daß sich „die Seele von allen äußern Bildern und allen Creaturen ab und in sich selber zurückziehen müsse, um Gott in seinem Wesen zu schauen, oder vielmehr in dieser Seelenstille zu vernehmen, was Gott selbst in der Seele spreche und wirke." Ueber die hervorgehobenen Punkte wurde die Schwester beunruhigt und legte ihre Zweifel dem Magister Eckhart vor, um darüber beruhigende Aufschlüsse zu erhalten. (Greith, C., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Anna Größ, Nonne von Rathhausen. Im Jahre 1241 findet man Waldschwestern in Ennerthorn am Fuße des Pilatusberges, wo ihnen eine ehrwürdige Frau Hemma ein Grundstück überlassen hatte; sie lebten unter einer Meisterin, jedoch ohne bestimmte Ordensregel, und darum heißt die Gegend heute noch der „Schwesternberg". Schon vier Jahre später (1245) finden wir sie nach dem Riedholz übersiedelt, zwischen der Reuß und dem Rothsee, wo sie das Gut in Besitz nahmen, welches Peter Schnyder, Bürger von Lucern, für sie gekauft und ihnen abgetreten hatte. Bischof Eberhard II. von Constanz (1248 – 1274) gestattete den Frauen den Bau der Kirche und des Klosters und die Anlegung des Friedhofes; er wollte, daß die neue Stiftung künftig Rathhausen (Domus Consilii) genannt werde, weihte im März 1259 Kloster, Kirche und Altäre feierlich ein und unterwarf die Frauen, die inzwischen

den Orden von Cisterz angenommen hatten, der geistlichen Pflege des Abtes von Cappel; bald jedoch wurden sie unter den Abt von St. Urban gestellt, unter dessen Leitung sie bis 1848 verblieben. Im Jahre 1588 wurden die Klöster Ebersegg und Neuenkirch, die beide ursprünglich schon mit Frauen aus Rathhausen bevölkert worden waren, gleichzeitig aufgehoben und mit ihren Rechten demjenigen von Rathhausen einverleibt. Deßhalb mußte letzteres Kloster, das ohnehin sehr baufällig geworden, abgetragen und größer aufgebaut werden. Die Frauen wurden inzwischen im Cistercienser-Frauenkloster Friedenwyler bei Neustadt im Schwarzwalde untergebracht und blieben daselbst, bis sie den 14. Mai 1592 von dort wieder in Rathhausen anlangten und den 20. Mai darauf unter dem Vorsitz des Abtes von St. Urban (Ulrich V. Amstein von Willisau) eine neue Wahl vornahmen, bei welcher die fromme und tugendreiche Salome Suter, aus Baden im Aargau, gewählt wurde. Dieses Gotteshaus hatte von jeher ausgezeichnete und heiligmäßige Personen, und seit der Entstehung desselben wäre gewiß Vieles zu Gottes Ehre und zu unserer Erbauung zu berichten. Was haben aber nicht Zeit, Kriege und andere Unfälle zu Grunde gerichtet? Indessen liegen die Annalen seit der Erneuerung des Gotteshauses ununterbrochen vor, und aus diesen hat man mir merkwürdige Notizen von gottseligen Frauen und Schwestern mitgetheilt. — Ein Muster der Frömmigkeit und des religiösen Lebens war Anna Größ, aus Lucern gebürtig. Als sie sah, daß viele vornehme Töchter der Stadt auf die Weltfreuden verzichteten und nach Rathhausen eilten, um dort still und einsam ihre Tage im Umgange mit Gott zu beschließen, wandelte auch sie die Lust an, ihrem Beispiele zu folgen und das Kleid des hl. Bernhard's anzunehmen. Sie verwirklichte ihr Vorhaben durch den Eintritt ins Kloster und zeigte sich ihres Berufes durch heiligen Tugendwandel würdig. Anna verstand das innere Leben und war eine besondere Freundin der Betrachtung. Täglich widmete sie derselben zwei Stunden und zwar zur bestimmten Zeit. Mit der ersten begann sie vor der Mette, die andere mit den übrigen Frauen, wenn diese nach Vorschrift der Regel ihre Betrachtungsstunde hielten. Mit wahrer Herzensfreude wohnte sie dem Gottesdienst im Chor bei, nie versäumte sie die Mette, selbst in kränklichen Umständen nicht, und die Psalmodie begei-

sterte sie für das Himmlische und Göttliche. Man sah sie auch außer dem Chor stets in sich vertieft; darum redete sie sehr wenig; wenn man sie befragte, antwortete sie kurz und bescheiden, mied aber jedes überflüssige Wort, um nicht ein unnützes Gespräch anzuknüpfen. Täglich erneuerte sie die heiligen Gelübde, brachte sich ihrem Heilande zum Opfer dar und suchte ihm besonders in der heiligen Armuth ähnlich zu werden. Die Dienerin Gottes lebte äußerst dürftig, versagte sich oft das Nothwendige und wollte lieber Mangel leiden als Etwas besitzen. Ueberdieß sah man sie keinen Augenblick müssig, sie beschäftigte sich in freien Stunden mit Handarbeit und wußte so ihre Mitschwestern zu einem geschäftigen Leben aufzumuntern. Der Himmel, der die Seinigen in diesem Leben prüft, um sie jenseits mit der Himmelskrone zu schmücken, schickte ihr eine langwierige Krankheit zu. Sie wurde lungensüchtig, und wie es bei solchen Krankheiten der Fall ist, stellte sich ein starker Husten, verbunden mit Auswurf, ein. Die Oberin wollte sie von der Pflicht des Chor's entbinden, aber das wollte sie nicht. „Ich bitte", sprach sie, „um die Gnade, daß Sie mich nicht vom Chor ausschließen; lassen Sie mich vielmehr denselben besuchen, damit ich mit meinen Schwestern meinen Gott preise, der mich so zärtlich liebt. Ich will Niemanden belästigen, wähle im Chor einen abgesonderten Platz und werde so Niemanden stören." Die Aebtissin Anna Hartmann erwiederte gerührt: „So thun Sie, wie Sie wollen und wie es Ihnen beliebt; ich will Sie nicht abhalten." Wie früher war sie die erste und letzte im Chor. Indessen nahm ihre Krankheit dermaßen zu, daß sie ihr letztes Lebensjahr im Krankenzimmer zubringen mußte. Während dieser Zeit bewährte sie sich als ein wahres Muster der Geduld, übte sich in allen Tugenden und bereitete sich nach Kräften auf die Ankunft des Herrn vor, den sie mehr liebte als fürchtete. Zuweilen hörte man sie sagen: „Herr, ich komme bald, übe Barmherzigkeit an deiner Dienerin und gehe mit ihr nicht in das Gericht." Vor ihrem Hintritt bat sie alle Schwestern um Verzeihung, empfieng mit der größten Andacht die heiligen Sterbsakramente und wollte aus Liebe zur Armuth selbst in der letzten Nacht nicht zugeben, daß vor ihrem Bette ein Licht brenne. Mit heiterer Miene schaute sie dem Tode ins Angesicht, hieß ihn willkommen

und hauchte ihre schöne Seele 1622 aus.[1]) Die Chronik sagt von ihr: „Jr guotes Exempel hat viele from und löblich Bräuch

---

[1]) Die Klosterchronik enthält noch andere gottselige Frauen und Laienschwestern; die merkwürdigeren sind folgende:

1) Verena Heer, gebürtig aus Emmen, ward frühzeitig mit Rathhausen bekannt, gewann dasselbe lieb und legte noch sehr jung die Ordensgelübde ab. Ausgezeichnet durch Tugend und Frömmigkeit und andere gute Eigenschaften, wurde sie bald zu Klosterstellen befördert und im Jahre 1573 wurde sie zur Aebtissin von Rathhausen gewählt. Die Frauen von Eschenbach, die 300 Jahre die Regel des heiligen Augustin befolgten, nahmen 1588 den Orden von Cisterz an (das Wappen des Klosters ist ein schwarzes Ankerkreuz, bald in silbernem, bald in goldenem Felde). Sie beburften einer guten und erfahrnen Vorsteherin, um sie in die neuen Ordenssatzungen und in den Geist des heiligen Bernhard's einzuführen. Keine war dazu tauglicher und gewandter als eben die Aebtissin von Rathhausen, welche deßwegen nun als erste Aebtissin der Cistercienserinnen nach Eschenbach berufen wurde. Verena folgte dem Rufe, übernahm die Leitung des Gotteshauses, regierte mild und weise, brachte die neue klösterliche Gemeinde zur besten Ordnung und entsagte 1595, vom hohen Alter gebeugt, ihrer Würde, um den Rest ihrer Tage in Ruhe mit Gott zuzubringen. Die Chronik meldet von ihr: sie habe in 30 Jahren, weder bei Tag noch bei Nacht, unterlassen, dem Gottesdienste beizuwohnen; es ereignete sich sogar zuweilen, daß mehrere Frauen krank waren und sie sich allein im Chor befand. Da wechselte sie ab und versah mit lauter Stimme beide Chöre. Sie fastete drei Tage in der Woche und begab sich nach der Mette, die um 12 Uhr Nachts gehalten wurde, wieder zum Gebet und zur Betrachtung. Oft fand man den Boden, auf dem sie knieete, mit Thränen befeuchtet. Am 21. Jänner 1599 nahm der Himmel seine treue Dienerin zu sich.

2) Maria Magdalena Schumacher war eine sehr tugendhafte Frau und einige Jahre Priorin, welches Amt sie zum Nutzen und Frommen des Stiftes versah. Obwohl noch jung und rüstig, wurde sie an ihren Gliedern gelähmt, litt große Schmerzen, duldete aber starkmüthig und vereinigte ihre Leiden mit jenen des Herrn. Ihre einzige Klage war: Ich bin dem Convent zur Last, kann weder mit Arbeit noch im Chor behülflich sein und somit meinen Schwestern in keinem Fache nützen. Sie dachte auf ein Ersatzmittel, welches ihr die Oberin bewilligte, nämlich sie fastete alle Samstage zu Ehren der göttlichen Mutter für das ganze Kloster und beobachtete zugleich die vom Orden vorgeschriebenen Fasttage. Sie starb den 9. Wintermonat 1624 im gottseligen Rufe.

3) Maria Martha Ziegler, in Schaffhausen von protestantischen Eltern geboren, wurde frühzeitig mit Katholiken bekannt und von diesen in der christlichen Lehre unterwiesen. Sie trat feierlich in den Schooß der katholischen Kirche über, ließ sich in Rathhausen aufnehmen und legte da 1594 dem Himmel ihre Gelübde ab. Sie war streng und eifrig in der Haltung der

ins Kloster eingeführt." Und in der That, sie hat nicht nur auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die Nachkommen heilsam

---

Ordenssatzungen, sah die geringste Vernachlässigung oder Vergessenheit als einen großen Fehler an und führte einen überaus empfehlungswerthen Ordenswandel. Den 13. Weinmonat 1646 erfolgte ihr gottseliger Hintritt.

4) Catharina Muff, Laienschwester. Wie es scheint von dürftigen Eltern entsprossen, suchte sie ihr Brod im Dienste anderer Familien und bewährte sich als eine fromme, gewissenhafte und thätige Dienstmagd. Ihr unbescholtener und guter Ruf öffnete ihr die Klosterpforte Rathhausen's und sie fand darin willige Aufnahme, obschon sie im Alter vorgerückt war. Vierzig Jahre versah sie den Küchendienst, kehrte täglich mit dem Besen die Conventzimmer, reinigte sie vom Staube, trug Holz in die Küche und that Alles zur Ehre Gottes, ohne sich dadurch irgendwie Ehre verschaffen zu wollen. Sie trug eine solche Liebe zu den Mitschwestern, daß man von ihr zu sagen pflegte: „Sie würde nur ungern einen Befehl annehmen, weil sie ohnehin schon einer jeden Schwester mit einer solchen Bereitwilligkeit diente, als diente sie unserm Herrn selbst." Die Augenblicke, die sie von den vielen Geschäften erübrigte, brachte sie in der Kapelle Unserer lieben Frau zu, grüßte die Himmelskönigin mit einem „Ave Maria" und opferte ihr ihre Werke auf. War sie nicht bei der Arbeit, so war sie immer an dem genannten Gnadenorte zu finden, an einem andern Orte suchte man sie nicht. Vor ihrem Ende fiel sie in eine langwierige Krankheit, die Füße schwollen an und die Frauen beeiferten sich, die früheren Liebesdienste ihr mit Gegenliebe zu vergelten. Sie zeigte sich gegen jede Schwester sehr dankbar und sagte: „Gott wolle es ihnen lohnen." Sie schied den 22. Weinmonat 1620 wohlgetröstet von dieser Welt.

5) Margaretha Grättlin, Laienschwester, eine Gott und Menschen liebende Seele, verrichtete ihre Arbeiten mit einer solchen Hingebung und Bereitwilligkeit, daß man oft ihren guten Willen bewunderte. Ihre werkthätige Hingebung zu den Schwestern war außergewöhnlich, denn sie suchte den Willen einer jeden zu erfüllen. Man sah sie niemals unwillig, obschon sie sich des Abends oft sehr ermüdet zu Bette legte. Sie litt an vielen schweren Krankheiten, mußte längere Zeit im Krankenzimmer zubringen, wo sie nur allein bedauerte, daß sie nun den Schwestern nicht mehr dienen könne. Wie sie gelebt, so starb sie 1637, fromm und gottselig.

6) Clara Krepsiger war eine fromme und gottselige Laienschwester, eine innige Verehrerin der göttlichen Mutter, von der sie wiederholt wunderbar, besonders bei ihrem Tode getröstet wurde, der den 28. Wintermonat 1637 erfolgte.

7) Marina Caspar, Laienschwester, eine auserlesene Blume in dem Garten Gottes, in welchem sie den Wohlgeruch ihrer Tugenden verbreitete. Die Annalen geben weder ihren Geburtsort noch ihre Heimath an. Man entdeckte sie zu Unterwalden in einem Walde, und die Finder hielten sie anfangs für eine Hexe; denn in jener Zeit war alles Ungewöhnliche ver-

eingewirkt; indem viele Personen ihrem Beispiele folgten und sich in Rathhausen heiligten. Seit der Erneuerung des Klosters

dächtig und viele unschuldige Personen mußten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen aushauchen. Marina wurde eingezogen, nach Lucern geführt und den Gerichten ausgeliefert. Sofort wurde sie verhört, und genau befragt; aber wie erstaunten die Verhörrichter, als sie in ihr eine fromme und mit heiliger Einfalt erfüllte Person sahen. Herr Schultheiß Pfyffer, damaliger Pfleger des Gotteshauses Rathhausen, hielt den Convent bittlich an, daß er die Jungfrau Marina Caspar in den Verband der Laienschwestern aufnehme, was dieser bereitwillig zusagte. Um jedoch den Frauen keine Last aufzulegen, zahlte er für sie 400 Gulden zur Aussteuer. Gleich beim Eintritt wurde sie strenge gehalten, vielfältig geprüft; sie aber zeigte keinen Eigenwillen, unterwarf sich der Oberin selbst in den kleinsten Dingen und erregte die Bewunderung Aller, so daß die Vorurtheile, die man gegen sie gehabt hatte, schwanden, und einige Frauen sprachen: „Hier hat sich der Ausspruch der hl. Schrift erfüllt: „„Gott ist wunderbar in seinen Heiligen."" Wunderbar aber war auch ihr Leben, darum wurden ihr in der Ausübung ihrer Andacht keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt. Sie begab sich Abends mit den übrigen Schwestern zur Ruhe, erhob sich aber schon um 9 Uhr wieder von ihrem Lager, ging in die Kirche und lag dort dem Gebete ob. Als sie einmal in Unterwalden in einer Kirche betete, sprach ihr eine unsichtbare Stimme ein langes Gebet vor, welches von Wort zu Wort ihrem Gedächtnisse eingeprägt blieb, und das sie täglich verrichtete. Wenn sie zur Nachtzeit in der Kirche weilte, hörte man sie bald seufzen, bald schreien; aber Niemand störte sie, weil man wußte, daß sie für die Sünder betete. Schwester Marina hatte manchen Kampf gegen den Fürst der Finsterniß zu bestehen, der ihr oft zusetzte; sie aber überwand die höllische Bestie und schlug sie siegreich in die Flucht. Sie verrichtete sehr viele Bußwerke, gab sich nicht nur die Geißel, sondern wendete noch andere Mittel an, um das Fleisch zu bezähmen und unter die Herrschaft des Geistes zu bringen. Sie schlief auf Brettern und zum Kopfkissen diente ihr ein Stein. Nach der ersten Morgenstunde begab sie sich wieder zur Ruhe, stand abermal um 3 Uhr auf, machte sich an die Arbeit und verrichtete die niedrigsten Geschäfte, über die sich andere hinwegsetzten und welche sie nicht einmal mit einem Finger berühren wollten. Ueberhaupt wurde sie oft verfolgt, mißkannt und mit Schmach und Unbilden überhäuft, allein die demüthige Magd des Herrn duldete, suchte Trost bei den Füßen des Gekreuzigten und sprach: „Wenn ich des Nachts betrübt in die Kirche gehe, so höre ich ein Vögelein wunderschön singen, dessen Stimme mein Herz bezaubert und mich so erfreut, daß ich Alles vergesse, was mir Widriges widerfahren ist." Sie trug nichts von Leinwand und war nicht zu bewegen, einen neuen Habit anzuziehen, sondern hüllte sich immer in einen alten abgetragenen oder geflickten Rock, weßwegen sie oft in einem so ärmlichen Anzug erschien, daß man sie den Weltleuten nicht vorstellen durfte. Marina war eben so streng im Genusse

herrschte darin ein frommer Geist und das Gotteshaus blieb über 250 Jahre ruhig und still im Besitz seiner Güter und

der Nahrung, kostete nur die gemeinsten Speisen und versagte sich den Genuß des Weines. Als besondere Verehrerin der Himmelskönigin, besuchte sie oft die Kapelle derselben und führte mit ihr kindliche Gespräche. Mit prophetischem Geiste begabt, blickte sie hell in die Zukunft, bezeichnete die kommenden Schicksale des Klosters und mahnte zum Gebete. Lag eine Mitschwester krank, so erklärte sie jedes Mal bestimmt, ob sie sterbe oder wieder aufkomme, und ihre Vorhersagungen erfüllten sich pünktlich. Im Alter ward sie etwas kindisch, doch hinderte sie das nicht ihre gewöhnlichen Andachtsübungen fortzusetzen und das Sprichwort zu bewahren: „Jung gewohnt, alt gethan.“ Schwester Marina war, als die Zeit ihrer Auflösung kam, nur einige Tage krank, jedoch schied sie nur nach großen Schmerzen den 15. Jänner 1639 aus diesem Thale der Thränen hinüber in das Reich der Verklärung. Das Leben der gottseligen Schwester Marina fand sich früher in Rathhausen in einem gedruckten Büchlein vor, in wessen Händen dieses sich jetzt befindet, wissen wir nicht.

Die verehrte Einsenderin vorliegender Biographien setzt am Ende hinzu: „Ich habe Ihnen einige Notizen von gottseligen Frauen und Schwestern aus den Annalen mitgetheilt, die seit der Erneuerung des Klosters (1592) in Rathhausen durch einen heiligen Tugendwandel sich ausgezeichnet haben. Indessen wäre aus der Chronik noch viel Schönes, leider aber zerstreut, zu berichten, das sich auf andere Chorfrauen und Laienschwestern bezieht. Hier lese ich, wie kindlich eine Nonne die Mutter des Herrn verehrt, und wie hingegen diese ihr erscheint, sie tröstet und belehrt; dort wie eine andere die Heiligen Gottes anruft und von ihnen außergewöhnliche Gnadenerweisungen erhält. Hier finde ich eine Freundin der armen Seelen im Fegfeuer, die für Jene ihr Beten, Fasten und Bußwerke aufopfert; die Seelen erscheinen ihr und versichern sie ihrer Erlösung; dort lese ich von Personen, die sich in Demuth, Selbstverleugnung u. s. w. ausgezeichnet haben; sie übten aber diese Tugenden nicht blos auf die gewöhnliche Art, sondern erreichten darin einen heroischen Grad. Merkwürdig sind die Worte, welche die gottselige Aebtissin Salome Suter von Baden in die Klosterchronik zeichnete: „„Ich gebiete über Chorfrauen und Laienschwestern, die einen heiligen Wandel führen und eine wahre Zierde des Klosters sind. Jede sucht die Andere auf dem Wege der Vollkommenheit zu übertreffen; jede zeichnet sich in dem Dienste Gottes, in der Arbeit und Haltung der Ordenssatzungen, wie auch in der Beobachtung des Stillschweigens aus; jede liebt die Andere und sucht den Frieden zu erhalten. Nebstdem befleißen sie sich gar eifrig bei Tag und Nacht, das Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi, unseres Erlösers, in ihrem Thun und Lassen zu betrachten und die Zeit nie anders als mit Singen und Beten oder Arbeiten zum Nutzen des Klosters zu verwenden. An Sonn- und Feiertagen gehen sie nach vollendetem Gottesdienste an ihr Pult; die Einen schreiben Gesangbücher für Chor und Orgel, die Andern zeichnen das Leben der lieben Heiligen Gottes. Alle thun dieses in ihrer frommen Einfalt und bilden miteinander eine heilige Familie.““

Rechte. Da erfolgte 1847 der unselige Sonderbundskrieg, der den religiösen Anstalten den Untergang brachte. Im Jahre 1848 wurde Rathhausen durch einen Großrathsbeschluß aufgehoben; ein gleiches Schicksal erfuhr das alte berühmte Stift St. Urban, das Tausende und Tausende, selbst Protestanten, mit Wehmuth erfüllte. „St. Urban," sagt Herr v. Mülinen, „diese Zierde des Landes, diese Zuflucht der Armen, dieses Muster von Hospitalität, hatte aufgehört." Die Frauen mußten ihr liebes Kloster verlassen und das Kantonal-Schullehrerseminar zog in ihre Zellen ein. Die Nonnen wurden meist im benachbarten Frauenkloster Eschenbach untergebracht und sind seit 1855 zu St. Joseph in Schwyz. Vor einiger Zeit wandte sich die Aebtissin Benedikta Muff aus Neuenkirch an die Kantonsbehörde von Luzern und bat dieselbe, die Rückkehr in ihr ehemaliges Kloster zu bewilligen, wurde jedoch mit ihrer Bitte abgewiesen. Das Wappen des Klosters Rathhausen war ein fünfspitziger schwarzer Stern im goldenen Felde. (Auszug aus dem Klosterprotokoll von Rathhausen, mst.)

Anna Theresia Erhard, Ursulinerin von Luzern. Die Annalen dieses Gotteshauses enthalten von dieser gottgeweihten Jungfrau nachstehende Notizen. Im Jahre 1700, den 9. Herbstmonat, um 9 Uhr Vormittags ist gottselig verschieden unsere geliebte Schwester Anna Theresia Erhard, geboren zu Freiburg im Breisgau. Sie wurde mit allen heiligen Sakramenten versehen und empfing dieselben mit solcher Andacht, daß alle Anwesenden bewegt und erbaut wurden. Ihre Krankheit bestund in einem schleichenden Fieber, welches sie im 41. Altersjahre und im 23. des Ordensstandes aufzehrte. Als Klosterfrau übte sie sich in allen Tugenden. Von einem löblichen Eifer beseelt, wollte sie immer mehr ausführen, als ihr die Kräfte erlaubten. Sie war demüthig von Herzen und sah sich als die Geringste unter ihren Mitschwestern an. Ihr Eifer zur Beförderung der Ehre Gottes kannte keine Grenzen und ebenso war sie für das Heil des Nächsten besorgt. Gefällig gegen Jedermann war es für sie eine wahre Herzensfreude, den Leuten zu dienen, wo sich eine Gelegenheit darbot. Ueberhaupt war sie eine Freundin des Stillschweigens und öffnete sie ihren Mund, so sprach sie von Gott und göttlichen Dingen. Nie kam ein

liebloses Wort aus ihrem Munde, und wagte es Jemand, in ihrer Gegenwart vom Nebenmenschen Uebles zu reden, so entschuldigte sie den Fehler des Nächsten und suchte das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand zu leiten. Anna Theresia trug eine innige Andacht zum hochheiligsten Altarssakramente, vor dem sie stundenlang kniete und in Liebe verweilte. Mit kindlicher Anhänglichkeit verehrte sie Maria, rief die Heiligen und Auserwählten an und suchte sie dadurch zu ehren, daß sie an ihren Festtagen ihr Bild mit Blumen schmückte. Ihr Ordensleben war eine fortwährende Abtödtung, besonders in Bezug der Nahrung und Kleidung; sie wählte für sich nur das Schlechteste, hielt alles Bessere für sich zu köstlich und strebte stets nach der Verachtung ihrer selbst. Alle, die bei ihrem Ende anwesend waren, sprachen: „Wir sahen heute eine Heilige sterben.“ (Siehe Geschichten des Hauses der Gesellschaft S. Ursulæ in Luzern, zwei Foliobände, im Stadtarchiv Luzern, mst.)

Anna Elisabeth Gottrau, Aebtissin von Maigrauge. „Wie schön ist ein keusches Geschlecht,“ sagt der heilige Geist, „im (Tugend) Glanze, denn unsterblich ist sein Andenken, weil es bei Gott und den Menschen bekannt ist.“ Das Andenken der Frommen vergeht nicht, und die Nachkommen, in deren Gegenden sie gewirkt oder gelebt haben, erzählen von ihren Tugenden. Eine solche, der Erinnerung würdige Frau ist die Anna Elisabeth Gottrau, ehemalige Aebtissin von Maigrauge. Sie ward den 25. Christmonat 1607 zu Freiburg in der Schweiz geboren, und am 28. desselben Monats aus der Taufe gehoben. Ihre Eltern gehörten einer alten ansehnlichen Familie Freiburgs an und hießen Jost Gottrau und Elisabeth Reiff. Beide, von lebendigem Christenthume beseelt, faßten das zeitliche und ewige Wohl ihrer Kinder in's Auge und erzogen sie in den strengsten Grundsätzen unserer heiligen Religion. Diese fromme Familie bot das Bild einer echt christlichen Haushaltung dar; es war jedoch in den Rathschlüssen Gottes beschlossen, dieselbe zu trennen, um sie einst im Reiche seiner Herrlichkeit wieder zu vereinigen. Herr Jost Gottrau erkrankte und starb 1617 in seinem besten Mannesalter. Er hinterließ drei Töchter, einen Sohn und seine theure Gattin, die, um einer zweiten Vermählung zu entgehen, das Gelübde der Keuschheit ablegte und die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder verdoppelte. Anna Eli-

sabeth zählte beim Tode ihres Vaters erst zehn Jahre; sie erfreute ihre Mutter durch ihre kindliche Anhänglichkeit, suchte in Allem ihren Willen zu erfüllen und entwickelte sich schön an Leib und Seele. Die junge Tochter wählte sich zu ihrer Gesellschafterin Anna Reiff, Schwester ihres seligen Vaters. Dieses tugendhafte Fräulein wußte ihre Nichte geistig zu kräftigen, und rieth ihr den P. Moritz, einen erfahrnen Jesuiten, zum Seelenführer an, unter dessen Leitung sie auf dem Wege des Heils schnelle Fortschritte machte. Mit ihm berieth sie ihre künftige Standeswahl und er schlug ihr das Kloster Maigrauge vor, das ihr ebenfalls gefiel. Als die Mutter von dem Vorhaben der Tochter Kunde erhielt, wollte sie zwar selbe vom Klosterleben nicht abhalten, jedoch, weil sie schwächlich und von sehr zartem Körperbau war, fürchtete sie für ihre Gesundheit und rieth ihr das Kloster Montorge an, in welchem mildere Ordensvorschriften befolgt wurden. Anna Elisabeth blieb bei ihrem ersten Entschlusse, trat 1624 in Maigrauge als Kosttochter ein, zog später das Kleid des heiligen Bernhards an und zeigte sich ihres Berufes würdig. Während ihres Probejahres hatte sie nebst Kränklichkeiten harte Prüfungen zu bestehen, war zuweilen niedergeschlagen, aber der Geist Gottes stärkte sie, stählte ihren Muth, überwand alle Hindernisse und zeigte die Richtigkeit ihres Berufes zum Ordensstande. Den 24. Mai 1627 erfüllte sich ihr heißer Wunsch, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte; sie trat vor den Altar, ihr Angesicht überstrahlte himmlische Wonne, und legte ihre Gelübde in die Hände der ehrwürdigen Aebtissin Anna Techtermann nieder. Von nun an suchte die Gottgeweihte noch mehr den alten Menschen auszuziehen und in einen neuen umzuwandeln, der nach Gott geschaffen ist. Sie erfüllte gewissenhaft die Vorschriften des Ordens, betrachtete sich als eine Vermählte des göttlichen Heilandes und strebte darnach, seine Liebe zu erwerben und ihm zu gefallen. Sie entfernte alles Ueberflüssige aus ihrer Zelle, sogar die Erbauungs- und Gebetbücher, indem ihr das Gebet und die innere Betrachtung götllicher Wahrheiten dieselben ersetzten. Oft gerieth sie in Verzuckungen und hatte dabei himmlische Gesichte. Obschon noch sehr jung, ward Anna Elisabeth gegen das Jahr 1630 zur Subpriorin gewählt. Einige Frauen, eifersüchtig darüber, murrten wegen ihrer Erhebung, legten ihr Hindernisse in den Weg und

verdächtigten sie sogar bei der Aebtissin; sie aber duldete schweigend, setzte den Unzufriedenen nur Milde und Liebe entgegen und beruhigte so die Aufgeregten. Bald wurde ihr die Leitung der Novizinnen übergeben, ein wichtiges Amt, von dem das Wohl oder Weh eines Gotteshauses abhängt. Anna Elisabeth löste ihre Aufgabe meisterhaft; unter ihr erhielt der Konvent einen namhaften Zuwachs an tüchtigen Frauen, die an Tugend und Frömmigkeit mit den Bejahrtern wetteiferten. Sie war eine gottliebende und reine Seele, floh den geringsten Schatten, der die Tugend der Reinigkeit beeinträchtigte und war im Reden sehr behutsam; darum ward sie mit dem Amte beauftragt, die Besuche und Fremden im Sprachzimmer zu empfangen, die Angelegenheiten des Klosters mit ihnen zu besprechen oder ihnen auf andere Anfragen zu antworten u. s. w. Im Jahre 1641 nahm man ihr diese Klosterämter ab und gönnte ihr einige Ruhe. Das war für sie eine kostbare Zeit; sie widmete sich dem beschaulichen Leben, verfaßte salbungsvolle Gebete zu Ehren der Heiligen Gottes, Litaneien und auf Anrathen ihres Beichtvaters eine Klosterchronik, die mit dem Jahre 1600 beginnt. Sie erzählt darin ausführlich, unter welchen Umständen die tugendreiche Aebtissin Wilhelmine Dupasquier 1602 die Klosterklausur einführte, die nützlichen Reformen der Anna Techtermann und beschrieb zugleich das Leben mehrerer Frauen, die von genannter Zeit an das Gotteshaus durch einen gottseligen Wandel geziert hatten. Indessen war ihre Ruhezeit von kurzer Dauer, denn schon 1643 wurde sie zur Priorin ernannt. In ihrer neuen Stellung hatte sie viel zu leiden sowohl von den Untergebenen als ihren Krankheiten, mit denen sie fortwährend behaftet war; nie aber kam ein Klagwort über ihre Lippen, noch unterließ sie ein ihr obliegendes Geschäft. Sie war jeden Morgen die erste im Chor, obschon sie die Nacht schlaflos zugebracht hatte. Sie betrug sich gegen Jedermann mild und nur gegen sich allein war sie strenge. Unsere Priorin fiel in eine schwere Krankheit, mußte über drei Monate im Krankenzimmer zubringen und sie litt mit einer unvergleichlichen Geduld. Weil nun ihr gefährlicher Zustand öfters während der Nacht etwas zu genießen sie nöthigte, konnte sie die heilige Kommunion nicht empfangen, was sie sehr schmerzte. Da aber wachte ihr eifriger Beichtvater, Dom. Edm. Werro, ein wahrer Mann der Liebe, zehn aufeinander folgende Nächte

und reichte ihr nach Mitternacht das heilige Abendmahl. Der Konvent betete um ihre Genesung, und das Gebet der frommen Schwestern ward bei Gott erhört. Sie trug zu den lieben Abgestorbenen ein herzliches Mitleiden; nicht selten klopften sie bei ihr an und baten um ihre Hülfe. Ebenso herablassend und liebreich bewährte sie sich gegen ihre Mitfrauen, und wenn Eine oder die Andere gefehlt hatte, bat sie sogar bei der Aebtissin um die Nachlassung ihrer verdienten Strafe. Als diese einmal ihr bemerkte: „Sie sind gar zu nachsichtig, und darum werden die Fehlenden halsstarrig,“ erwiederte sie: „Was sagt unser Erlöser von sich? „„Lernet von mir, ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen.““ Wir Alle haben unsere Fehler, und wenn ich fehle, so will ich lieber aus Güte als aus Strenge fehlen.“ Ihre Liebe gefiel dem Himmel und er wirkte durch sie auffallende Zeichen an kranken Schwestern, zu denen ihre Hingabe keine Grenzen kannte. Sie verfaßte um das Jahr 1647 für dieselben eine Schrift, betitelt: „Andacht zur guten Vorbereitung auf den Tod“, welche reichlichen Nutzen schaffte. Der 17. März 1654 versetzte das Gotteshaus Maigrauge in tiefe Trauer, weil an diesem Tage die Aebtissin Anna Techtermann ihr Leben beschloß. Sie hatte 46 Jahre die klösterliche Gemeinde mit Eifer und Klugheit geleitet und nothwendige und nützliche Reformen eingeführt, die Enthaltung von Fleischspeisen geboten, die leinenen Hemden und Betttücher abgeschafft und dafür wollenes Zeug bestimmt, den Gesang im Chor verlängert und strenges Stillschweigen und öfteres Fasten vorgeschrieben (25. Mai 1624). Sie hatte das Kloster sichtbar gehoben und in guten Ruf gebracht, und darum blieb ihr Andenken lange im Segen. Die Frauen schritten zu einer neuen Wahl und aus der Liste ging Anna Elisabeth Gottrau als Gewählte hervor. Sie fügte sich in die Wahl, erklärte aber, daß sie fest an den Verordnungen ihrer zwei letzten Vorgängerinnen halten werde; ernannte zugleich zur Aufseherin über sie selbst eine erfahrne und eifrige Frau und verpflichtete sie, ihr jeden Abend die wahrgenommenen Fehler vorzuhalten. Sie setzte großen Werth auf die würdige Abhaltung des Gottesdienstes und fand sich selbst immer, wenn möglich, dabei ein. Zum hochheiligen Altarssakrament trug sie eine glühende Andacht, und um diese unter ihren Schwestern zu heben, führte sie während der Fronleichnams-Oktav

eine Tag und Nacht dauernde Anbetung ein, eine Andacht, die alldort jetzt noch gehalten wird. Ein Sprüchwort sagt: „Die Ehrenstellen ändern die Menschen,“ dieß war aber bei ihr nicht der Fall; sie blieb sich vollkommen gleich, demüthig und gelassen wie zuvor, begnügte sich mit einer einfachen Kost und geringen Kleidung und wollte durchaus nichts von einer Auszeichnung wissen. Sie besaß einen tiefen Blick in die Geheimnisse göttlicher Dinge, hatte aber, wie sie in einem Briefe erklärt, den man nach ihrem Tode vorfand, diese Kenntnisse nicht aus Büchern, sondern von Oben erlangt. In Allem beseelte sie ein lebendiger Glaube; deßhalb sagte bei ihrem Hintritte Herr Werro, ihr Beichtvater: „Sie besaß den Glauben der Väter, die Hoffnung der Propheten und die Treue und den Eifer der Apostel, die Standhaftigkeit der Martyrer, die Andacht und die Liebe der Beichtiger, die Reinheit der Jungfrauen, die Unschuld und Anmuth der unschuldigen heiligen Kinder.“ Während ihres ganzen Ordensstandes litt sie anhaltende Schmerzen; nie sah man sie ungeduldig, weil sie ihre Leiden mit jenen des Herrn zu vereinigen wußte. Sie besaß eine außergewöhnliche Menschenkenntniß und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie die Gedanken der Menschen kenne. Als eine Mitschwester starb und lange mit dem Tode rang, sprach sie: „Der Herr hat sie bestraft, weil sie seine Mutter zu wenig verehrte.“ Am ersten Fastensonntag des Jahres 1655 versammelte sie die Frauen und hielt im Kapitelsaale eine ernsthafte, vom Geiste Gottes belebte Rede, worin sie Alle ermahnte, unsern Herrn in seinem innern Leben nachzuahmen. Im Jahre darauf sprach sie in prophetischem Geiste, sie werde bald von dieser Welt scheiden; man wollte sie von diesem Gedanken abbringen, sie erwiederte jedoch nur: „Ich weiß es.“ Wirklich erkrankte sie schwer und bezog sofort die Krankenstube. Ihre geistlichen Töchter sammelten sich um ihr Bett und suchten noch da Belehrung und Trost; vor Schwäche unfähig zu sprechen, verlangte sie Tinte und Papier und schrieb einer Jeden Denkreime auf Zeddelchen, von denen noch mehrere vorhanden sind. Indessen ward die Krankheit immer gefährlicher, indem sich die Wassersucht dazuschlug. In den ersten drei Monaten des Jahres 1657 befand sie sich etwas besser, stund auf, ging in das Kapitel und sprach alldort einige Worte der Erbauung, allein ihre Stimme war so schwach, daß man sie kaum

verstehen konnte. Sie empfahl sich in das Gebet Aller und kehrte wieder in das Krankenzimmer zurück. In den letzten Tagen ihres Lebens mußte ihr die Schwester Gertrud das Leiden Jesu vorlesen; und als der Beichtvater ihr die Sterbsakramente reichte und einige Worte des Trostes an sie richtete, sprach sie: „Mir ist es recht zu leben oder zu sterben, wenn nur der Wille Gottes erfüllt wird." Ihr seliger Hintritt erfolgte den 26. Wintermonat 1657 in der fünften Morgenstunde. Sie vollbrachte den Todeskampf mit verklärtem Angesichte im Beisein des sämmtlichen Konvents, des Abtes von Altenryf, (Clemens I. Dumont), des P. Candidus Tiwa und ihres Beichtigers. Mehrere Personen versicherten, sie hätten, während Anna Elisabeth in den letzten Zügen lag, einen himmlischen Gesang vernommen. Sie wurde im Kapitelhause, in welchem der Beerdigungsplatz der Aebtissinnen ist, beim Eingang rechts hinter der Pforte beigesetzt, wo ihr Grab noch zu sehen ist. Wie im Leben, so auch nach dem Tode verherrlichte Gott seine treue Dienerin durch Wunder, welche in den Annalen des Klosters verzeichnet sind. Anna Elisabeth hat mehrere Schriften verfaßt, von denen man einige erst nach ihrem Tode auf dem Schreibtische vorfand. Die Aebte von Altenryf, St. Urban und viele Andere prüften dieselben, fanden darin nichts Anstößiges und empfahlen mit Wärme, sie dem Druck zu übergeben. Leider gingen die Manuscripte der Verfasserin durch dieses Herumbieten verloren; wahrhaft für Maigrauge ein unersetzlicher Verlust! Die Selige war von mittlerer Größe, in der Jugend von schönem Körperwuchse, im Alter ein wenig gekrümmt; sie hatte kleine Hände, ein länglichtes Gesicht, welches sich durch die Feinheit seiner Züge auszeichnete und besonders im Gebete und in der Betrachtung edel erschien, ihr Blick war anziehend, die Gesichtsfarbe aber sehr bleich; die Stirne war etwas breit, die Nase und Augenbraunen gut geformt und die Augen schwarz, schön und lieblich. Sie hatte einen hübschen Mund, obschon dessen Unterlippe größer als die obere schien. Gang und Stellung waren ungezwungen, passend und natürlich, mochte sie knien oder sitzen; besonders wenn sie am Schreibtische saß, erregte ihr Anblick Bewunderung; die Feder in der Hand haltend, war ihr Blick gen Himmel zur hochheiligen Dreieinigkeit gerichtet, von der die Strahlen des Lichtes sich in ihre Seele herabsenkten. Ganz Freiburg und Alle, welche

die Selige kannten oder mit ihr in Berührung kamen, hielten sie für eine Heilige. „Indessen," sagt der Verfasser ihres Lebens, „ist es uns nicht erlaubt, sie öffentlich auf den Altären zu verehren, weil unsere heilige, katholische, apostolische und römische Mutterkirche die Seligsprechung nicht vorgenommen hat. Würden wir im Mittelalter leben, so wären die Volkswünsche Gottesstimme gewesen und hätte die öffentliche Verehrung ohne Anstand stattgefunden. Nun aber fordert die Kirche genauere Angaben in den Prozeßakten. Wir halten Anna Elisabeth für eine Selige, und was soll uns hindern, in unsern leiblichen und geistlichen Anliegen zu ihr Zuflucht zu nehmen?" Der hochwürdige P. Marcell Moreau von Delsberg, Beichtiger des Gotteshauses Maigrauge, hat 1796 ihr Leben aus den Klosterannalen treu gesammelt und beschrieben; das Manuscript enthält ohne Vorwort 107 Quartseiten, wie auch das Porträt der Seligen. Diese Schrift wird noch in Maigrauge aufbewahrt, von wo aus selbe gefälligst mitgetheilt wurde. — Das Klosterwappen ist jenes der Kyburge: zwei goldene Löwen im rothen Felde, getheilt durch einen goldenen rechten Schrägbalken.

Anna Techtermann, s. Anna Elisabeth Gottrau 2c.

Anonyma, eine ungenannte Nonne von Rathhausen. Es lebte zu Rathhausen eine gottselige Nonne, die einen heiligen Wandel führte und in der Beobachtung der Ordenssatzungen vor Allen sich auszeichnete. Als eine Freundin des beschaulichen Lebens vertiefte sie sich oft in die Geheimnisse Gottes und mehrere Offenbarungen wurden ihr zu Theil. Ebenso beschäftigte sie sich mit der Erwägung der Kürze des Menschenlebens, und je mehr sie darüber nachdachte, desto unglaublicher schien es ihr, daß der Herr den letzten Gerichtstag halten werde. Sie sprach zuweilen zu sich: „Wie kann Christus der Herr den jüngsten Tag halten und die Menschen für die Ewigkeit richten, deren Leben nur einige Augenblicke dauerte? Es wäre fast nicht der Mühe werth und des Herrn unwürdig." Indessen sah sie wohl ein, daß sie fehle und an einem wichtigen Glaubensartikel zweifle; sie bat Gott um Erleuchtung und Kräftigung im Glauben und dieser erbarmte sich ihrer. Als sie am Neujahrstage in der Morgenstunde, während die Frauen die Mette im Chor beteten, in der Kapelle Unserer Lieben Frau ihrer gewöhnlichen Andacht oblag, bat sie abermal Gott und Maria um die Gnade

der Erleuchtung, und da der Chor nach dem „Te Deum" das Evangelium sang, fiel sie in eine Verzückung, die bis „Te deum tans" anhielt. Sie sah Himmel und Hölle geöffnet, den Richter umflossen von seiner Herrlichkeit in Begleitung der seligen Geister aus der Höhe herabsteigen, die Todten erstehen, die Gerechten von den Gottlosen absondern, die Lebendigen und die Todten richten, die Himmelfahrt der Auserwählten und den Untergang der Verdammten. Von nun an zweifelte sie nicht mehr. Die Erscheinung hatte einen sehr tiefen Eindruck auf sie zurückgelassen; sie dankte Gott für dieselbe und bereitete sich nun noch mehr auf jenen schrecklichen Tag vor. Andere Umstände liegen von ihr nicht vor. (Auszug aus dem Klosterprotokoll von Rathhausen.)

Anonymä, oder die drei ungenannten frommen Schwestern auf dem Rigiberg beim kalten Bade, Einsiedlerinnen. Im Mittelalter und auch noch später spielten die Grafen auf ihren Burgen eine mächtige Rolle; Reichthum, Dienstboten und Mannen standen ihnen zu Gebote, und nicht selten geriethen sie, um ihre Besitzungen auszudehnen oder aus andern Ursachen unter einander in blutige Fehden Darauf deuten die hundert und hundert Romane, die in neuerer Zeit erschienen und fast die einzige Lektüre unserer Lesewelt sind, in denen die Ritter und ihre Abenteuer den Hauptstoff bilden und die oft wirklich etwas Historisches zum Grunde haben. Die Herren beschäftigten sich gerne mit der Jagd, trieben aber zuweilen Jagd auf die Unschuld, entführten schöne Jungfrauen, die ihren Gelüsten dienen mußten, oder auf ihre Burgen geschleppt, oft lange in Kerkern gehalten wurden. Solch trauriger Vorfälle erwähnen die Annalen mehr als einen, welche ein unheimliches Licht auf das alte Ritterwesen werfen; selbst der edlen Familie von Thurn-Gestelnburg in Wallis wird nach glaubwürdigen Akten zur Schuld gelegt, daß einzelne Glieder aus dem genannten Geschlecht eine förmliche Jagd auf die Töchter des Lötschthales machten.[1]) Nicht besser war der Stand der Dinge, als

[1]) Die Familie von Thurn-Gestelnburg wurde nach der Ermordung des Bischofs Tavelli (8. Aug. 1375) aus Wallis verjagt; sie hatte mehr als drei Jahrhunderte das Land in Fehde versetzt und ihm viele Unannehmlichkeiten bereitet; indessen zählte sie früher auch mehrere verdienstvolle Männer. Die Ge-

Albrecht von Habsburg über die Schweiz regierte; seine Vögte Geßler, Landenberg u. s. w. hausten gewaltthätig in den Waldstätten, indem sie die Bauern mit Steuern und Frohndienst quälten und sich Alles erlaubten und weder göttliche noch menschliche Rechte achteten, um ihre Leidenschaften in wilder Lust zu befriedigen. Wenn auch manche arglosen und unschuldigen Mädchen in die Schlingen dieser Wüstlinge geriethen und ihre Ehre und Sittlichkeit um schnöden Preis hinwarfen, so gab es doch Viele, an deren Tugend und Unschuld ihre Angriffe scheiterten und zu Schanden wurden. Ein Beispiel hievon liefern uns die drei frommen Schwestern auf dem Rigiberg beim kalten Bade, deren Sage wir hier anführen wollen, wie sie immer erzählt und uns eingehändigt worden. In Greppen [1]) zum heiligen Wendelin wirthete Walther Greter (so nennt ihn Herr Pfyffer zu Neueck, s. Weggis, Vorzeit und Gegenwart, Lucern 1853), der einen Schatz besaß, welcher der umsichtigsten Sorge bedurfte, nämlich drei Töchter, ebenso ausgezeichnet durch Schönheit, als durch Unschuld, Sittsamkeit und kindlichen frommen Sinn. Sie zierten die Kapelle des hl. Wendelin, gaben mit dem Glöcklein des Morgens, Abends und Mittags das Zeichen zum englischen Gruß, empfingen die Pilger, wuschen ihnen die Füße, trugen ihnen die schwere Bürde nach, führten die Wanderer im Kahn über den See, unterhielten sie mit heiligen Gesprächen und verkürzten ihnen damit die Ueberfahrt. Ihr Vater, der stattliche Wirth, der sich stets vieler Gäste erfreute, war gegen Jedermann leutselig und zuvorkommend, nur gegen einige Herren, nämlich gegen die Landvögte und ihre Begleiter, machte er ein ernsthaftes und verdrießliches Gesicht.

---

schichte derselben liegt in der Bibliothek von Aarau, gehörte wahrscheinlich dem Abt Placidus Zurlauben von Muri, Freiherrn von Thurn-Gestelnburg, der dieser Familie angehörte, und ist bei der Aufhebung des Klosters (1841) dahin gekommen. Sie umfaßt mehrere geschriebene Bände, für die Geschichte des Wallis ein unersetzlicher Verlurst.

[1]) Greppen liegt einsam an dem gegen die Küßnachter Seebucht sanft ansteigenden Fuß des Rigi zwischen Waldungen und Kastanienbäumen, wurde 1799 zur Pfarrei erhoben und von Weggis, wohin es früher eingepfarrt war, getrennt. Im Dorfe Greppen führt jetzt noch das Wirthshaus den hl. Wendelin im Schilde.

Diese Herren hatten ihr Hauptquartier auf der Burg Hertenstein; blieben aber oft zwei bis drei Nächte aus und brachten dieselben auf Neuhabsburg in Küßnacht, Weggis und Vitznau in ausgelassenen Trinkgelagen zu. Nachdem sie aber die Töchter des Gastgebers in Greppen kennen gelernt hatten, kamen sie meistens dahin und suchten da ihren Aufenthalt in die späte Nacht hinauszuziehen. Gegen die Töchter benahmen sie sich zwar zurückhaltend; hingegen die schamlosen Reden, die sie in ihrer Gegenwart oft führten, und ihr zudringliches Wesen gaben deutlich zu erkennen, was sie beabsichtigten. Der Vater erkannte bald die Gefahr, in der seine Kinder schwebten, und fürchtete sehr, man möchte sie ihm entführen Die Herren führten auch diesen Plan wirklich im Schilde und warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, denselben auszuführen. Um ungestörter darüber sprechen zu können, gaben sie dem Wirth verschiedene Aufträge, so daß er immer auf den Beinen sein mußte, um im Keller die leeren Humpen zu füllen. Sobald er sich entfernt hatte, besprachen sie sich über die Art und Weise, der drei Jungfrauen habhaft zu werden und sie dann in die Nähe einer befreundeten Burg zu bringen. Dieser schändliche Plan wurde jedoch gehört und erfüllte die frommen Jungfrauen mit Entsetzen. Aber, könnte man fragen, wer gab ihnen das Recht dazu? Derjenige, welcher die bedauerlichen Rechtszustände der damaligen Zeit kennt und weiß, wie ungescheut und straflos sich die Großen und Mächtigen über jedes Gesetz stellten und Sitte und Ordnung nur für den gemeinen Mann verbindlich betrachteten, wird begreifen, wie sehr die drei frommen Töchter für ihre persönliche Freiheit zu fürchten hatten. Die erste Frage, die sie sich stellten, war: „Kann uns der Vater gegen die beabsichtigte Gewaltthat schützen?" Keine konnte dieselbe bejahend beantworten und alle drei kamen zu dem Schluß, daß er ungeachtet seiner eigenen und seiner Freunde Entschlossenheit nichts gegen Leute vermöge, denen alle Mittel zu Gebote stehen und keines zu verwerflich sei, wenn es sich darum handle, ihre Zwecke zu erreichen. In ihrer Herzensangst warfen sie sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehten, er möchte ihnen eingeben, was sie in dieser trostlosen Lage zu thun hätten. Nach einem Gebet voll Innbrunst und kindlichen Vertrauens schien es plötzlich, als wäre ein himmlischer Strahl in ihre Seele gedrungen. Sie

stunden auf, das Feuer der Begeisterung glänzte in ihren Augen und jede für sich hatte den Entschluß gefaßt, den alle drei theilten: das väterliche Haus zu verlassen und außer den Bereich der Verfolger zu fliehen. Sie rafften schnell einige Habseligkeiten zusammen, nahmen Nahrung mit sich und schlichen unbemerkt durch eine Hinterthüre des Hauses hinaus in's Freie. In weiter Ferne noch hörten sie das schallende Gelächter und Lärmen der zechenden Herren, die sich wahrscheinlich schon im Voraus über das Gelingen ihres Bubenstückes freuten. – Da die Nacht ziemlich hell war, so stiegen die Schwestern ohne Rast den Rigi hinauf, bis sie den Stutzberg erreicht hatten. Bei Tagesanbruch kamen sie zu einer Hütte, von wo aus sie einen Geißbuben zum Vater schickten, um ihm von ihrem Aufenthalte Kenntniß zu geben und ihn dadurch einer fernern Besorgniß zu entheben. Der liebende Vater ging sogleich selbst hinauf, brachte ihnen einige Lebensmittel, äußerte jedoch gerechte Zweifel, daß der Aufenthalt auf dem Stutzberg sicher und somit rathsam sei. Er kehrte in aller Eile nach Hause zurück und fand dort die unwillkommenen Gäste wieder in seinem Hause, die nach den verschwundenen Töchtern suchten und endlich drohend und fluchend davongingen. Nach einigen Tagen sandte der Vater durch einen treuen Dienstboten seinen Töchtern einige Ziegen auf den Stutzberg hinauf, der aber von den drei Schwestern keine Spur zu entdecken vermochte. Nach langem Suchen fand er endlich einen alten halbtauben Hirten, der ihn nach wiederholtem Fragen in abgebrochenen Worten, unter denen „Kuohn", „Müsser", „Schlengge", „Jungfrauen" vorkamen, und während er an den Fingern drei zählte, nach Oben zeigte. Der Bote stieg auf diese Anweisung aufwärts und fand nach langem Suchen die drei Schwestern in der Gegend, wo heut zu Tage das sogenannte, zum Kurhaus im kalten Bade gehörige „Känzeli" sich befindet. Sie hatten große Freude, daß ihnen der Vater die Ziegen sendete, und trugen dem Boten auf, denselben recht herzlich zu grüßen und ihm für alle Liebe und Güte zu danken, bemerkten ihm jedoch zugleich, es sei ihr Wunsch, daß man sich vor der Hand nicht um sie annehmen möchte, indem durch eine fernere Fortsetzung des Verkehrs mit ihnen nicht nur Verdacht entstehen müßte, sondern auch ihr Aufenthalt ihren Verfolgern entdeckt werden könnte. Von da an bildete sich in dem Leben der drei Schwe-

stern ein merkwürdiger Wendepunkt. Von diesem Tage an betraten sie die liebliche Gegend am See, wo sie das Licht der Welt erblickt, wo sie die schönen Jahre der Kindheit verlebt und wo sie nach dem Tode der geliebten Mutter des alten Vaters einzige Freude und Stütze gewesen, nicht wieder. Sie blickten bisweilen wohl auf die blühenden Thäler und Hügel der Heimath und auf die Städte, Seen, Flüsse und Dörfer hinab, allein alle diese Herrlichkeiten hatten für sie keinen Reiz mehr und belebten nur ein Gefühl in ihnen: die Bewunderung der Allmacht Gottes in seiner Schöpfung. — Ihre durch die jüngsterlebten Vorfälle getrübte Herzensruhe kehrte wieder zurück und mit ihr eine früher nie gekannte Zuversicht und Zufriedenheit, welche zwar die Erinnerung an den alten Vater manchmal stören wollte, jedoch bald wieder bei dem Gedanken schwand, sie wären nun doch todt für die Welt und würden ihm mehr durch ihr Gebet als durch fruchtlose Traurigkeit nützen. Sie schlugen in einer durch Gebüsche verborgenen und von überhängenden Felsen gebildeten Grotte ihren Wohnsitz auf und stellten daneben auch für die Ziegen mittelst Steinen und Laubästen ein schützendes Obdach her. Die Hirten auf den Alpen wurden bald ihrer gewahr und beobachteten ihr Benehmen. Wenn sie ihr kleines Hauswesen besorgt hatten, sah man sie regelmäßig lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, das sich früher in ihrem Schlafgemach befand, in frommer Andacht knieen, worüber man sich sehr erbaute. Es wird noch von diesen drei Schwestern Manches erzählt, namentlich daß sie in Anwendung der Heilkräuter und in Besorgung von Wunden und Zerquetschungen sehr glücklich gewesen seien, was ihren Ruf auf dem Rigiberge mehr und mehr bekannt machte. Die Hirten verehrten sie gleich Wesen höherer Natur, zogen sie zu Rath, wo ihre eigenen Aussichten nicht ausreichten, und suchten Trost bei ihnen, wenn sie irgend ein Mißgeschick traf. Und wirklich, die Worte der frommen Jungfrauen gossen Balsam in die Wunden der Leidenden, erhellten wunderbar das Dunkel, welches manche Seele umhüllte, und flößten den Zuhörern eine Begeisterung für alles Gute ein. Das vermag nur die Religion des Herzens, die nicht in eitlem Gepränge besteht, welches nur für kurze Zeit die Sinne einnimmt, sondern deren göttliches Feuer den Willen entflammt und wohlthuend erwärmt. — Die Hirten bewahrten das Geheimniß

der drei Schwestern und entzogen sie den Augen aller Fremden. — Sie erbauten ihnen eine kleine Kapelle und schmückten dieselbe, soviel in ihren Kräften lag. — Der alte Vater sah seine lieben Kinder nur noch einmal. Mit Dank erfülltem Herzen erzählten ihm die Alpenbewohner so viel Schönes und Außerordentliches von seinen Töchtern, daß er vor Rührung nichts anderes sagen konnte, als: „O Gott, nun ist all' mein Leid vergessen, das die Trennung von meinen Kindern mir verursachte! Die Hand des Herrn schien schwer auf mir zu lasten; allein es war die Hand der gütigen Vorsehung, die mir bald wieder die Geliebten zuführen wird." Er starb bald nach diesem Besuche, seine frommen Töchter aber lebten noch mehrere Jahre. Ihre sterbliche Hülle ruhet dort, wo jetzt die schöne, dem heiligen Erzengel Michael geweihte Kapelle steht, ihre Grabstätte aber ist gänzlich verschwunden. Am Todestage der letzten der drei Schwestern fand ein wunderbares Ereigniß statt. Da wo sie gewohnt, sprudelte auf einmal aus dem harten Felsen eine krystallhelle Quelle hervor, welche später mit dem glücklichsten Erfolg als Heilquelle benutzt wurde. Es schien, als wolle die gütige Vorsehung die Segnungen, welche die Lebenden verbreiteten, durch die außerordentlichen Wirkungen dieser merkwürdigen Quelle, welche der „Schwesternborn" genannt wurde, auch auf die künftigen Geschlechter fortpflanzen. — Die Kapelle, welche die Hirten den drei Schwestern erbauten, und wozu der Vater wahrscheinlich die Beisteuer lieferte, ist längst verschwunden. Das jetzige Kirchlein steht seit 1779. Im Innern der Kapelle hängt an der Mauer eine Tafel, von welcher im Pfarrarchiv von Weggis sich eine Kopie oder vielmehr eine früher verfaßte, auf Pergament geschriebene Abschrift befindet. Der Inhalt derselben ist im Wesentlichen folgender: Zuerst werden in frommer und erbaulicher Sprache Gott und Maria gepriesen und der Wohlthaten erwähnt, welche auf die Fürbitte der Schutzpatronen dieser Kapelle ertheilt wurden. Hierauf wird erzählt, wie zur Zeit der Vögte unter Kaiser Albrecht drei Schwestern, den ungebührlichen Zumuthungen ausweichend, in diese Wildniß flohen und da bis zum Tod ein gottseliges Leben geführt haben. Die Worte lauten: „Vnd ist hieby zu wissen, daß zu den Zyten König Albrechten von Oesterreich, da die dry fryen Reychsländer Ury, Schwyz vnd Unterwalden von den Königlichen Vögten

hart regiert, getruckt vnd übel beschirmbt, vnd die frommen Landleuth, durch Tyranny, Uebermuoth, Nothzwang vnd anderer Vngebühr sehr getrengt, vunder auch dry Ehelybliche Schwösteren, welche von ihren frommen Eltern in aller Zucht, Erbarkeit vnd Gottsforcht vfferzogen durch ihren Uebermüetigen vnd boßhaften Vogt zu der sünd angereizt, vnd seineß willenß zu pflegen ersuocht wurdent, die aber in solcher noth gott den Herren (wölcher dan die seinigen niemahlen verlaßt, vnd glychwie er Sußannam vor den faltschen Richteren vnd Danielen in der löwengruoben beschütz vnd beschirmbt) von herzen angeruofft, also hatt er auch zwyffelßohne disen dryen Schwöstern Stäg vnd wäg durch seinen heiligen engel in dise gegenwertige wiltnuß gezeigt, allso daß sie nachmahlen durch genzliche verlassung der welt vnd vermydung der sünd, in grosser frombkeit im dienst gotteß beharrende an disem orth gewohnet vnd ihr läben seliglichen verschlissen." — Dann wird erwähnt, daß am Ort, wo diese Schwestern gelebt, ein reicher und heilsamer Brunnen entspringt, welcher deßwegen der Schwesternborn genannt wird. Zugleich werden die Heilkräfte des Wassers und einige Beispiele von Heilungen aufgezählt. „Nun soll menigtlicher wüssen, daß an disem end ein schöner rücher vnd heylsamer brunnen entspringt, wölcher von berühmten dryen Schwösteren den Namen hatt vnd der schwösteren brunnen genent würt, der ist mit wunderlichen kreften vnd tugenten begaabet, wie die tägliche erfahrnuß mitbringt, Erstlichen bekant worden Ao. 1540 durch Bartholome Joleren einen frommen landsässen von Weggis, welcher da er sehr grossen schmerzen an einer syten vnd einem arm gehabt, vnd kein ander rath noch mittel mehr gewüßt, hatt er uf gehabte rüe vnd leid seiner sünden somit einem opfer uff disem königlichen Berg verheissen, sich in dem brunnen gewaschen, seine gsuntheit erlanget vnd diß wunder mit fröuden verkündt vnd offenbaret, darauf dan vil presthafte menschen mit kruckchen ohne andere menschliche hilff, die ohne göttlichen bystand an diß ort nit hättend gewanderen mögen, allhero kohmmen durch die gnad gottes vnd gebrauchung dieseß heilsamen wasserß gsund worden. Eß ist auch offenbahr, daß diß wasser guot ist, wenn man sich darin badet oder die schmerzhafte glider damit wäschet für ruggenwehn, augenwehn, haupt- und muoterwehn, auch für allerley Fieber, wie dan vil andächter frommer lüthen sind,

wölche sich vff disen berg zu der seligsten muoter maria, dem heiligen erzengel michael, vnd dem heiligen Bychtiger Wendelino mit einem opffer versprechend vnd ihr begehren erlangend, unter anderen auch frow gewesen ist, wölche in kindesnöthen gelegen, die sich in höchster ihrer gefahr vff disen gnadrychen berg mit einem opffer verlopt, vnd durch erwelte heyliger patron fürpit fröwlich genäsen ist. Solcher wunderzeichen von der ersten erbuwung an der Capellen viel geschähen sindt." — Am Schluß werden wieder Gott und die Schutzheiligen des Berges gelobt. Nachträglich folgt noch eine Bemerkung, daß das Bild des heiligen Beichtigers Wendel auf der Altartafel (wahrscheinlich in der frühern Kapelle) den 22. Brachmonat 1656 durch den hochwürdigen Herrn Jakob Langenegger, Pfarrer in Weggis und Sextar des Vierwaldstätter-Kapitels, aus der Kapelle zu Greppen in's Kaltbad sei gebracht worden. Die Beglaubigung der Unterschrift lautet: „Allso ernüeret vnd auß den allten taffelen gezogen durch Johann Leopold Cysaten (starb 1663) Apostolischen Notarium deß großampt wäggis, m. pr." (Gefällige Mittheilung aus dem Pfarrarchiv Weggis.)

Ich schließe diesen Artikel mit dem schönen Gedichte, welches Herr Alois Tschopp, früher in Weggis, nun aber Pfarrer und Sextar in Ettiswyl, auf die drei frommen Schwestern im kalten Bad verfaßt hat.

Weißt du, wo fließet, so eisig, so kalt
Die heilige Quelle aus gährendem Spalt?
Die Quell, die entströmet dem felsigen Dom
Zum Segen der Menschheit in rauschendem Strom?
Kennst du den Brunnen der schachtigen Wand,
Der Brunnen der heiligen Schwestern genannt?

Weißt du das Kirchlein in hohem Gestein,
Wo ruhen der seligen Schwestern Gebein?
Sie ruhen die drei in verborgener Gruft,
Doch wohl sie verrathet ein himmlischer Duft,
Den sie zuweilen in heiligen Zeiten
Balsamisch um Kirchlein und Quelle verbreiten.

So fragt der Pilger und schauet hinab:
Wo ist denn der Schwestern gehauenes Grab?
Wo ruhet in Frieden ihr morsches Gebein,
Wo ist der geweihte, sie deckende Stein?
Da kann ihm kein Greis und kein freundlicher Knabe
Wohl zeigen die Körper im heiligen Grabe.

Doch leihe dein Ohr nur, o Pilger, dem Greis,
Der sinnend die liebliche Sage noch weiß,
Sie gehet am Berge von Munde zu Mund,
Vom Vater und Kind bis zur fließenden Stund',
So kannst du die Mähr' seit undenklichen Jahren
Vom Munde des silbernen Greisen erfahren.

Am Fuße des Rigi, bewellet vom See
Zu fruchtreichen Bäumen und grünendem Klee,
Da stehet ein Kirchlein seit ältester Zeit,
Von Hirten dem heiligen Wendel geweiht;
Da wohnten drei Schwestern mit himmlischen Gaben,
Sie freuten sich, wallende Pilger zu laben.

Sie zierten das Kirchlein und gaben zur Stund'
Vom Morgen und Abend und Mittag kund,
Daß der Hirt sich erhob zu Gebet und Gesang,
Wenn er hörte des lieblichen Glöckleins Klang.
So dienten sie Gott, und mit reinem Erbarmen
Erquickten sie Pilger und jeglichen Armen.

Sie wuschen die Füß' ihm im kühlenden Bach,
Und trugen die lastende Bürde ihm nach,
Und fuhren den Wandrer im gleitenden Kahn
Gar hurtig das andere Ufer hinan,
Und wußten die Rede gar heilig zu würzen,
Mit heiligen Liedern die Fahrt zu verkürzen.

Drum Jeder besuchte von Nah und von Fern
In Greppen das heilige Kirchlein so gern,
Der Vater, durch Gnade und Liebe gerührt,
Er fleißig das Söhnlein zum Gnadenort führt,
Und Jeder erzählet und rühmt um die Wette
Der Schwestern Huld und die heilige Stätte.

Doch — er, hört es mit Schrecken! — der lüsterne Sinn
Führt bald die Vögte des Landes dahin;
Sie suchen durch Kosen und glänzendes Gold
Die Schwestern zu ziehen in entehrenden Sold.
Und was sie durch Gold und mit List nicht erringen,
Das wollen durch Trotz und Gewalt sie erzwingen.

Doch eh' sie gelingt, der Tyrannen Gewalt,
Verschwinden die Schwestern im finstern Wald.
Sie führt durch Gestrüpp ein verborgener Pfad
Zum Ort, wo jetzt quellet das heilende Bad.
Sie hatten in Nöthen zum Herrn gebetet,
Da hat er durch Flucht ihre Unschuld gerettet.

Ach sieh! nun verstummet des Kirchleins Gesang,
Und nicht mehr ertönet des Glöckleins Klang,
Und nimmer hingleitet vom Ufer der Kahn,
Kein Pilger wohl trifft mehr die Schwestern an;
Und ob man auch forschet durch Wälder und Fluren,
Verschwunden sind gänzlich der Schwesteren Spuren.

Da bracht' ein Knabe nach manchem Jahr
Die Kunde: er nehme ein Lichtlein gewahr;
„Ich hab' es mit eigenen Augen geseh'n!
„Doch durft' ich da länger nicht stille steh'n.
„Ein Schauder ergriff mich, die Glieder erbebten,
„Als wenn mich die Geister des Berges umschwebten."

Als siebenmal schon im wechselnden Schein
Der Mond hinleuchtet in's Kämmerlein,
Da sprach zu dem Knaben die Mutter so zart:
„Lieb' Johann, ach sieh, wie der Winter so hart!
„Drum geh auf den Berg mit dem schneidenden Beile
„Und sammle uns Wärme in emsiger Eile."

Gar hurtig der Knabe die Waffe ergreift,
Den Wald durch Gebüsche und Buchen durchstreift,
Bis hoch auf dem Berge er Schlag auf Schlag
Holz sammelt, so viel er nur tragen mag.
Und als er am Abend die Bürde umstrickt,
Auf einmal er zweie der Lichtlein erblickt.

Da eilet mit Schrecken der furchtsame Knab'
Durch Stock und Gestein hin in die Wälder hinab,
Bis triefend von Schweiß mit der drückenden Last
Er kommt zu der Mutter, der furchtsame Gast:
„O Mutter, wie sah ich zwei Lichtlein so helle,
„Sie glänzten wie Sternlein zur nämlichen Stelle."

„Es war, o lieb' Johann, nur glänzend Gestein,
„Es leuchtete nieder vom Vollmondsschein,
„Da meintest du Lichtlein zu sehen so klar,
„Doch sieh, wie es blendende Täuschung nur war!
„Und wichen die Lichtlein ja nicht von der Stelle,
„Was flohst du so furchtsam und ranntest so schnelle?"

Und als nun der Frühling mit Blumen anbrach,
Die Mutter zum liebvollen Knaben sprach:
„Die Ziegen verlangen nach saftigem Grün,
„Drum führ' sie zu grasreichen Plätzen hin,
„Und wenn sie gefüllt ihre strotzenden Euter,
„Dann steige vom Berge recht fröhlich und heiter."

Der Knabe nun führet die Ziegen hinan,
Und sammelt sich Reiser, so viel er nur kann,
Und pflücket wohlriechende Blumen zum Strauß,
Zu bringen der Mutter ein Grüßlein nach Haus.
Doch als er der Blumen recht viel sich erkoren,
Da gingen dem Knaben die Ziegen verloren.

Jetzt lauft wohl der Knabe manch' traurige Stund'
Durch Stein und Gesträuche die Füße sich wund,
Bis hinter dem Berge die Sonne entsinkt,
Manch liebliches Sternlein zur Abendruh' winkt.
Da weinet der Knabe und knieet er nieder,
Und betet: „Gott, zeige die Zieglein mir wieder!"

„O denk doch, du Bester, was Mütterlein sagt,
„Wie sie um das Söhnlein und Ziegen wohl klagt;
„Ach Gott, sie vergehet vor Jammer und Schmerz,
„Kommt Hansli nicht bald an das mütterlich Herz;
„Sie hat ja sonst nichts, als mich und die Ziegen,
„Sonst muß sie dem Jammer und Elend erliegen."

Und als er so betet, da sieht er im Glanz
Die Ziegen am Felsen beim blumigen Kranz,
Umschlingend mit Wohlgeruch schattig und mild
Ein wunderschönes Marienbild.
Drei Lichtlein beleuchten die heilige Stelle,
Daneben entsprudelt die heilige Quelle.

Antidiolus, Abt von Condat im Juragebirge. Der heilige Eugendus (s. d. A. Bd. I. S. 170 ff.), ein heiliger und großer Mann, Schüler des gefeierten Brüderpaares Roman und Lupicin, hatte zur Hebung dieser neuen Anstalt sehr viel beigetragen. Selbst wissenschaftlich gebildet, pflegte er sorgfältig die Wissenschaften, machte den Lehrer seiner Mönche und drang auf unablässliche Lectüre und Haltung der Ordensregel. Die Religiosen befolgten die Regel von Tarnada (jetzt St. Moritz in Wallis), die heute noch in Rücksicht der weisen Verordnungen bewundert wird. Seinem Ende nahe, ließ er den Priester Antidiolus kommen und sich von ihm mit dem heiligen Oele salben; dadurch gab er den Brüdern zu verstehen, welchen er zu seinem Nachfolger wünsche. Vom Geiste der Liebe und Eintracht erfüllt, wählten sie diesen zum Vorstand des Klosters. Antidiolus, ein hoher Verehrer seines Vorgängers, errichtete auf dessen Grabe eine Kirche, welche den Namen des Heiligen erhielt.

Die St. Eugenduskirche im Jura ward ein berühmter Wallfahrtsort und Personen hohen Standes kamen dahin, um durch die Fürbitte des Verklärten Hülfe bei Gott zu erflehen. Die Mönche glänzten in wissenschaftlicher Beziehung wie helle Gestirne, während in Gallien wilde Rohheit einriß; deßhalb zog der Ruf ihrer Schulen, die sie mit besonderer Sorgfalt pflegten, viele Jünglinge an, um sich daselbst bilden zu lassen. Unter Antidiolus schrieb der Mönch Pragmatius das Leben der drei ersten Aebte, und soll auch jenes des heiligen Sigismunds verfaßt haben. Die Zahl der Mönche vermehrte sich von Tag zu Tag und einige verließen Condat, um an andern Orten Ordenshäuser zu errichten; sie lenkten ihre Schritte nach der Waadt, Pruntrut und dem angrenzenden Burgund; der größte Theil aber kam nach St. Moritz. Der heilige Sigismund ließ die Abtei herstellen und daselbst den Kirchengesang einführen, damit sie bei Tag und Nacht das Lob des Herrn verkünden. Das Todesjahr des frommen Abtes Antidiolus ist nicht ermittelt. Durand sagt, er habe dreizehn Jahre das Kloster geleitet, und Ferroul und Montgaillard setzen seinen Hintritt auf das Jahr 533. Auf dem Sterbverzeichnisse der Aebte von Condat ist er als ein Heiliger verzeichnet. (Annales catholiques de Genève.)

Antidius, der heilige, Bischof von Besançon, Martyrer. In Verbindung mit Alanen, Sueven und andern deutschen Schaaren kamen die Vandalen gegen das Ende des Jahres 406 von Pannonien hergezogen und brachen in Gallien ein. Bald lagen ganze Provinzen bis auf wenige Städte verödet, und was Feuer und Schwert verschonten, ging durch Hungersnoth zu Grunde. Viele gallische Städte rühmen sich aus jener Verfolgung heiliger Martyrer, welche der Grausamkeit und dem religiösen Fanatismus der Vandalen zum Opfer fielen. Die Vandalen waren zwar zum größten Theile Christen, aber leider arianische, indem sie durch die Westgothen entweder schon bei der Annahme des Christenthums, oder bald darauf in den Arianismus verwickelt wurden. Der König Crocus, Anführer dieser wilden Horden, richtete besonders seine Wuth gegen die Katholiken, Priester und Bischöfe und nahm viele Hinrichtungen vor, bei denen auch der heilige Antidius, Bischof von Besançon, als Opfer seiner Grausamkeit fiel. Der heilige Prälat stammte aus einer adeligen Familie von christlichen Eltern, widmete sich

von Jugend an den Wissenschaften, trat in den Priesterstand und erhielt an der Kathedrale eine Präbende. Sein heiliger gottesfürchtiger Wandel und sein Eifer für die Aufrechthaltung der katholischen Lehre bahnten ihm den Weg auf den bischöflichen Stuhl, den er nur aus Gehorsam bestieg. Er wachte als Oberhirt mit aller Sorgfalt über seine Heerde und bekämpfte die Arianer, die in Besançon und in der angrenzenden Schweiz sich immer weiter verbreiteten. Nach dem Beispiele seiner Vorgänger dehnte er seine Sorgfalt über Raurachien (dem Bisthum Basel), Elsaß und die französische Schweiz aus, und schickte Priester in jene Gegenden, um die Katholiken im alten Glauben zu befestigen und die Arianer zu bekämpfen. Vielleicht hat er noch selbst den Wanderstab ergriffen und ist als Sendbote in die Juragebirge oder in's Elsaß gewandert; denn es war damals keine seltene Sache, daß die Bischöfe das Amt des Glaubensboten versahen. Der Heilige wurde deßhalb schon frühzeitig im Elsaß verehrt und sein Name in's elsäßische Martyrolog aufgenommen. Er besaß eine wunderbare Macht über die Höllengeister, deren Angriffe er zu Schanden machte. Im Jahre 411 besetzte Crocus mit den Vandalen die Stadt Besançon, in welcher die Barbaren raubten, plünderten, mordeten und viele Grausamkeiten verübten. In dieser mißlichen Lage zog sich der heilige Bischof auf das Schloß zurück, welches ihm der Kaiser Theodosius geschenkt hatte und wohin sich viele Christen, um der Wuth der Vandalen zu entgehen, geflüchtet hatten; er tröstete sie, stärkte sie im Glauben und begeisterte sie, für denselben Blut und Leben einzusetzen. Hierauf eilte er unerschrocken unter die wüthenden Horden und bekannte mit lauter Stimme Jesus Christus, den Erlöser der Welt. Die Soldaten schlugen ihn, warfen ihn zu Boden und führten ihn zum Könige, der an ihn die Frage stellte: wer und woher er sei. Der Heilige erwiederte: „Ich heiße Antidius und bin der Bischof dieser Stadt." Da Crocus dieses vernommen hatte, gab er Befehl, den Bischof grausam zu zerfleischen und zu enthaupten. Als der Scharfrichter das Schwert zu seiner Hinrichtung ergriff, bat er ihn, einzuhalten, betete für seine Heerde, für die Erhaltung der Christen im wahren Glauben überhaupt, und wandte sich darauf an den Henker mit den Worten: „Nun vollziehe, was dir aufgetragen ist." Er litt den Martertod den 15. Brachmonat 411, an wel-

chem Tage sein Name im römischen Martyrologium verzeichnet ist; auch die Bollandisten enthalten am gleichen Tage seine Marterakten (T. V. Jonii, p. 39—48). — Nachdem Crocus in Besançon viel Blut vergossen hatte, überfiel er die Schweiz, drang in's Walliserland ein, ließ den heiligen Bischof Florentin mit seinem Diakon Hilarius gefangen nehmen und Beide zu St. Pierre des-Clages, zwei Stunden unterhalb Sitten, den 27. Herbstmonat enthaupten. Dieser heilige Bischof hatte von 397 bis 411 die Heerde geweidet und sein Andenken lebt im Segen fort. Die Gebeine des heiligen Antidius wurden im Jahr 1360 aufgefunden und ruhen zu Besançon in der Kirche des heiligen Paulus.

Antonia Humbeline Oehler, Aebtissin von Magdenau. Diese ausgezeichnete Frau wurde zu Balgach im Rheinthal den 14. Mai 1787 geboren, trat am 4. Mai 1817 in den Orden und wurde am 5. Brachmonat 1845 zur Aebtissin des Gotteshauses Magdenau erwählt. Sie regierte nur fünf Jahre und starb den 24. Weinmonat (nach v. Mülinen den 26.) 1850 in Folge einer langwierigen Krankheit gottselig im Herrn. Mit den Tugenden einer gottgeweihten Jungfrau verband die Verblichene einen klaren Verstand und eine mütterliche Milde, welche nicht nur der klösterlichen Anstalt, sondern auch einem weitern Kreise armer, rath- und hülfsbedürftiger Menschen zum Segen gereichten. Diese Anerkennung offenbarte sich durch die Theilnahme des Volkes aus der Umgegend des Klosters bei der am 30. Weinmonat stattgehabten feierlichen Beisetzung ihrer irdischen Ueberreste. Während ihrer Amtsführung wurde zur musterhaften Hebung der Landökonomie und zur baulichen Herstellung der Kloster- und anderer Gebäude Wesentliches geleistet und dabei gut gehaushaltet. Antonia Humbeline war die fünfundvierzigste Aebtissin des löblichen Gotteshauses Magdenau, das in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vom Ritter Rudolph Glattburg gestiftet worden war. Die erste Aebtissin, Adelheid, welche im Jahre 1244 gewählt worden, hatte mit mehrern Schwestern ihre damalige Klause auf dem Brühl bei der Stadt St. Gallen, wo es den Klausnerinnen zu lebhaft geworden war, verlassen, um mehr abgeschieden von dem Getümmel der Welt in der Berg- und Waldgegend ob Flawyl nach den Regeln des heiligen Cistercienser-Ordens Gott zu dienen.

Dieser Frauenverein erhielt aus den Töchtern der angesehensten Familien des Landes einen Zuwachs, so daß im Jahre 1363 die Anzahl der Ordensschwestern ohne Laienschwestern auf 50 adelige Fräulein gestiegen war. Dermalen darf das Kloster die gesetzlich bestimmte Zahl von 28 Mitgliedern nicht übersteigen. Bei einem eintretenden Todfalle wartet immer wieder wenigstens eine Novizin, so daß die Zahl stetsfort ausgefüllt ist. Zur Nachfolgerin der seligen Antonia Humbeline ist am 19. Christmonat 1850 Theodora Christina Abt aus Bünzen, im Freienamt, gewählt worden, die im Sinne und Geiste der Seligen regiert und das Kloster bestmöglich zu heben trachtet. (Vergl. Fiala, Fr., neuer Nekrolog der Deutschen, 1850; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II. Seite 120.)

Apollinar Roy von Sigmaringen, Kapuziner. Die Herrschaft Sigmaringen, jetzt eine preußische Provinz, liegt im Schwabenlande. Sie ist von Bergen durchzogen', welche theilweise unfruchtbar sind; doch hat sie auch manche Thäler, in denen Getreide aller Art gedeiht und der Obstbaum blüht. Die Bevölkerung nährt sich vom Ackerbau und der Viehzucht. Der Hauptort des Ländchens ist Sigmaringen, ein Städtchen von etwa 3000 Einwohnern. Es liegt an der Donau, welche das sigmaringische Gebiet der Breite nach durchströmt, aber hier noch kein bedeutender Fluß ist. Auf einem steilen Felsen an diesem Flusse steht das Residenzschloß, von dem aus man das allerdings nicht breite, aber romantische Thal übersieht. Unter der Regierung des Grafen Karl II. wurde dort unser P. Apollinar, leiblicher Bruder des heiligen Fidelis (s. d. A. Bd. I. S. 186 ff.), geboren; er war der Sohn bemittelter und frommer Eltern, sein Vater hieß Johann Roy, die Mutter Genovefa Rosenberger. In der Taufe erhielt er den Namen Georg und wurde frühzeitig in der Furcht Gottes herangebildet; leider verlor er bald seinen geliebten Vater, und die Erziehung der unmündigen Kinder ging auf die Mutter über, die sie nach Kräften besorgte. Georg wurde einige Zeit nach des Vaters Tode von seinen Taufpathen und Pflegern an die Hochschule zu Freiburg im Breisgau gebracht, weil sie glaubten, seine trefflichen Geistesgaben befähigen ihn für die Wahl eines höheren Berufes und müßten frühzeitig entwickelt und ausgebildet werden, wozu nur der Besuch einer guten Hochschule, wie Freiburg war, die Mittel an die Hand

bot. Er machte durch den Eifer, mit welchem er sich auf das Studium verlegte, durch seine guten Fortschritte und sein tadelloses Betragen seinem Vormünder und seiner Mutter viele Freude, und wurde bei seinem Besuche in der Ferienzeit mit großem Wohlwollen aufgenommen und belobt. Der jüngere Bruder, nämlich der heilige Fidelis, dem er viel von dem Leben an der Hochschule erzählte, äußerte ebenfalls Verlangen zum Besuche derselben und begleitete den geliebten Bruder über die Berge in die freundliche Musenstadt, die Königin des Breisgau's. Nachdem Georg in Freiburg Rhetorik studirt hatte, erklärte er den Seinigen, daß er mit Ueberlegung die Welt verlassen und sich in den Kapuziner-Orden begeben wolle. Freilich hätten sie ihn lieber bei sich behalten, indem sie große Hoffnungen zum Wohle ihres Hauses auf ihn setzten; wir finden jedoch nicht, daß sie seinem Entschluß Hindernisse in den Weg legten. Zu Altorf begann er unter dem Namen Frater Apollinar, welchen ihm sein Gewissensrath P. Angelus von Mailand (s. d. Art.), beilegte, das Probejahr, legte nach Vollendung desselben die heiligen Gelübde ab, studirte darauf Philosophie und Theologie und übte sich zugleich in den Werken der Frömmigkeit, des Gebetes, der Betrachtung, der Abtödtung und Selbstverläugnung. Als er Priester geworden, wurde ihm das Predigtamt übertragen, welches er zum Nutzen und Frommen des Volkes verwaltete; er suchte nicht sich selbst, sondern die Seelen, und predigte überall, wohin er kam, mit einer Salbung, welche die verhärtetsten Sünder zur Buße rührte. Der hohe Ruf ging ihm voran und die Gläubigen schaarten sich um die Kanzel, um ihn zu hören und sich zu erbauen. Der fromme Ordensmann war im Jahre 1622 im Kapuzinerkloster zu Konstanz, und stund dort bei dem Volke als ein ausgezeichneter Kanzelredner in hohem Ansehen. Am 24. April des genannten Jahres feierten die Jesuiten in dieser Stadt wegen der kurz zuvor stattgehabten Heiligsprechung zweier Mitglieder ihres Ordens, nämlich des hl. Ignatius und Franz Xaverius, ein großes Fest, an welchem unser Apollinar auf eine an ihn ergangene Einladung die Ehrenpredigt hielt. Es war gegen zehn Uhr Morgens, als er die Kanzel bestieg. Er hatte noch nicht lange geredet, als er in eine allgemein bemerkbare Verwirrung gerieth und einige Zeit mit halblauter Stimme nur unverständliche und unzusammenhängende Worte hervorbrachte.

Erst allmälig konnte er wieder vernehmlich und geordnet sprechen und die Predigt zu Ende führen. Nach dem Gottesdienste erklärte er: „Ich bin mitten unter der Predigt von heftigen Schmerzen befallen worden, als ob mein Kopf von allen Seiten mit Stichen und Hieben verwundet würde, und ich glaubte, man martere mich zum Tode. So lange diese Schmerzen andauerten, war ich in einem derartigen Zustande der Bewußtlosigkeit, daß ich selbst nicht weiß, was ich geredet habe.“ Nachher erfuhr er, daß genau um dieselbe Zeit sein heiliger Bruder Fidelis grausam gemartert worden sei. — Als ein Muster der Tugend und Vollkommenheit stund Apollinar den Klöstern vor, deren Oberer er geworden, und wurde vom Kapitel zum Definitor ernannt. Als Guardian und Definitor kam er nach Altorf, von wo aus er sich in wichtigen Angelegenheiten der Provinz über die Furka ins Wallis begab. Nachdem er hier seine Sendung glücklich vollendet hatte, kehrte er auf dem nämlichen Wege nach Hause, fand dort bei seiner Rückkunft die Brüder fast alle im Dienste der Pestkranken beschäftigt und schloß sich ihnen alsogleich an, um den Leidenden Trost zu bringen. Er ging von Hause zu Hause, brachte leibliche und geistliche Hülfe, tröstete die Sterbenden, pflegte mit eigener Hand die Kranken und gönnte sich keine Ruhe, bis er selbst von der Krankheit ergriffen wurde. Der Tod wühlte in seinen Eingeweiden, es setzten sich innere Geschwüre an, die ihn seiner Sprache gänzlich beraubten. Dieß machte ihm vielen Kummer, weil er seine Sünden nicht mehr beichten konnte. Zuversichtlich hoffend, sein Bruder sei im Himmel, flehte er zu diesem, er möchte sich für ihn bei Gott verwenden, und ihm die Sprache nur auf so lange Zeit erhalten, um das heilige Bußsakrament empfangen zu können. Und siehe! kaum hatte er seine Bitte vorgetragen, erschien ihm sein heiliger Bruder, tröstete ihn liebreich mit der Versicherung, er werde nicht ohne Beicht sterben. Als die Erscheinung verschwunden war, strömte ihm das Blut aus Nase und Mund und das Sprachvermögen stellte sich wieder ein. Er erzählte das Vorgefallene, beichtete reuevoll und empfing die übrigen Sterbsakramente. Darauf wandte er sich an die umstehenden Brüder und sagte: „Um drei Dinge habe ich den lieben Gott gebeten, und er hat mich erhört; erstens, daß er mich in jenem Kloster, in dem ich die Gelübde abgelegt, zu sich rufe; zweitens, daß er mich an

einem Festtage der allerseligsten Jungfrau Mariens sterben lasse; drittens, als ich in die Definition gewählt wurde und die Verantwortlichkeit dieses Amtes erkannte, daß er mein Leben abkürze. Heute erfüllt sich meine dreifache Bitte und Gott sei dafür Dank! Lebet wohl, meine Brüder!" Das waren seine letzten Worte; er schloß seine Augen und entschlief am Feste Maria Heimsuchung 1629 selig im Herrn, erst 45 Jahre alt, von denen er 25 Jahre im seraphischen Orden zugebracht hatte. P. Apollinar war sehr gelehrt und hatte auf der Universität das Diplom eines „Magister artium" erlangt. Sein Porträt wird noch im Kapuzinerkloster von Altorf aufbewahrt. (Cf. Catalogus Defunct. Provinc. Helv.; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 529—531, Annal. Pror. Helv. etc.)

Attala, der heilige, zweiter Abt von Bobbio. Gleichwie die Pflanze, sobald sie dem Boden entkeimt, sorgfältiger Pflege bedarf, um sich gedeihlich zu entwickeln und zur Reife zu gelangen, so müssen auch die Keime der Tugend frühzeitig ins zarte Herz gelegt und emsig gepflegt werden, wenn sich daraus das christliche Leben entfalten und der Baum der Gerechtigkeit emporwachsen soll. Dieß beherzigten die Eltern des heiligen Attala's, die in Burgund Adel und Frömmigkeit von ihren Vorahnen geerbt hatten. Sie betrachteten ihren Sohn als ein Geschenk des Himmels und verwendeten bei Zeiten alle Kräfte auf dessen sorgfältige Erziehung. Als er zum Knaben herangewachsen und der wissenschaftlichen Bildung fähig war, übergaben ihn die Eltern dem heiligen Arigius, Bischof von Gap, der ihn zu einem vortrefflichen Jüngling heranbildete. Gänzlich der Welt entfremdet, verzichtete er auf ihre Freuden und trat in das Kloster Lerin, in welchem er sich einige Zeit aufhielt. Dort aber erkannte er, daß die Untergeordneten nicht nach der heiligen Regel lebten, darum verließ er das Kloster und begab sich nach Luxeuil, wo der heilige Columban wie ein helles Gestirn unter seinen Brüdern leuchtete. Das war der Mann, den er suchte; er trat sofort unter seine Leitung und blieb bis zu dessen Tode sein unzertrennlicher Gefährte. Als Columban aus Frankreich vertrieben wurde, folgte ihm Attala in die Schweiz und nach Deutschland und unterstützte ihn auf seinen apostolischen Reisen. Er wanderte mit ihm nach Bobbio und half ihm daselbst das neue Kloster einrichten. Columban schätzte

den heiligen Jünger und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Attala, den letzten Willen seines Meisters achtend, übernahm das Amt und drang besonders auf klösterliche Zucht und Ordnung. Dazu aber wollte sich ein Theil seiner Mönche nicht verstehen; sie murrten und klagten, er sei in seinen Forderungen zu strenge, wolle keine Freiheiten gestatten, und drohten sogar, das Kloster verlassen zu wollen. Nachdem er in Güte und Liebe alles Mögliche gethan, ohne etwas auszurichten, sah er sich gezwungen, die Ungehorsamen zu entlassen. Indessen hörte er nicht auf, für die Fortgegangenen zu beten, damit der Himmel ihr Herz mit dem Thau seiner Gnade erweichen und sie zur Rückkehr stimmen möchte. Sein Gebet ward erhört. Einige kehrten reumüthig um, leisteten dem heiligen Abt feierliche Abbitte und fügten sich nun gerne unter seine gottselige Leitung. Die Uebrigen verharrten in ihrer Halsstarrigkeit; aber die Strafe Gottes ereilte sie und sie gingen elend zu Grunde. Sein Jünger Jonas,[1]) Mönch seines Klosters, hat das Leben dieses heiligen Abtes beschrieben; er meldet von mehreren Wundern, die er noch zu Lebzeiten wirkte, und erzählt seinen seligen Hintritt, wie folgt: „Schon hatte ich neun Jahre im Kloster zugebracht, und wurde oft von meinen Eltern eingeladen, sie einmal zu besuchen; ich erhielt aber alle Mal, so oft ich diese Bitte stellte, abschlägige Antwort und hielt um diese Bewilligung nicht mehr an. Da sagte Attala einmal unerwartet zu mir: „„Mein Sohn! geh ohne Verzögerung Morgens auf Besuch deiner Mutter und deines Bruders, halte dich aber nicht lange auf und kehre geschwind zurück."" Ich wollte den Besuch verschieben, weil die Witterung ungünstig

---

[1]) Die Verzeichnisse Irlands nennen unsern Jonas einen Schweden und einen Gefährten Columban's, jedoch ist diese Angabe, wie die Bollandisten beweisen (T. II. Martii, p. 42), unrichtig; er war in der Stadt Susa (Piemont) am Fuße des Mont Cenis geboren und Mönch in Bobbio. Er schrieb das Leben Columban's, Attala's, Eustasius' u. s. w., die ebenfalls unsern Schweizer-Heiligen angehören, und war ein sehr heiliger Mann (vir sanctissimus). Jonas war Sekretär des heiligen Attala und bekleidete dieses Amt auch unter dessen Nachfolger Bertulf, den er auf einer Reise nach Rom begleitete. Außerdem machte er mehrere andere Reisen und soll sogar nach Irland gekommen sein, vielleicht um für die Lebensbeschreibung des hl. Columban Notizen zu sammeln. Wahrscheinlich war er später Abt von Elnon und 665 noch am Leben.

war, wir hatten Hornung und sehr kalt. Der Abt fuhr fort: „„Beeile dich, die Reise anzutreten, denn du weißt nicht, ob du später diese unternehmen kannst.““ Zugleich gab er mir zwei Begleiter, den Priester Blidulf und den Diakon Hermewald, zwei religiöse und fromme Männer. Wir kamen glücklich nach Susa; meine Mutter hatte eine überaus große Freude, nach so langer Zeit mich wieder einmal zu sehen, und empfing uns mit Wohlwollen. Unser Aufenthalt war dort jedoch von kurzer Dauer. In der Nacht befiel mich ein heftiges Fieber und ich mußte rufen: „„Die Bitten des Gottesmannes drängen mich, daß ich nicht länger hier verweile; erfülle ich seinen Willen nicht, so werde ich hier sterben.““ Auf dieß sprach die Mutter: „„Es ist mir lieber, du seiest dort gesund, als hier todt.““ Es war eine lange Nacht und ich erwartete mit Sehnsucht das aufgehende Morgenroth. Eilends machte ich mich mit meinen Mitbrüdern auf und reiste ab, ohne etwas zu genießen; wir kamen glücklich zum Kloster und fanden unsern Vater fieberkrank und dem Tode nahe. Als er unser ansichtig wurde, freute er sich.“ — Seine Krankheit deutete auf baldiges Scheiden; er ließ sich auf seinem Bette aus der Zelle tragen, stund dann auf, nahm ein aufgestelltes Kreuz zur Hand, erinnerte sich des Triumphs des Kreuzes und vergoß einen Strom von Thränen: „Sei gegrüßt, du süßes Kreuz“, sprach er, „du hast das Heil der Welt getragen u. s. w.“ Darauf bat er die Brüder, sie möchten sich entfernen und ihn einige Minuten allein lassen; sie thaten, wie er ihnen befohlen, jedoch blieb der Mönch Blidemund heimlich zurück, um ihm im Nothfalle Hüfe zu leisten. Als sich Attala allein glaubte, pries er die Güte des Schöpfers und schaute gen Himmel, der sich über ihm öffnete. Er blieb einige Stunden verzückt und dankte dann dem Allmächtigen, daß er ihm das Reich der Herrlichkeit aufgeschlossen habe. Nun hieß er die Brüder wieder zu sich kommen, die ihn in seine Zelle brachten. Am Tage darauf nahm er Abschied von seinen Conventualen, ermahnte sie, auf dem begonnenen Heilswege eifrig voranzuschreiten, und tröstete Alle liebreich, worauf seine Seele sich zu Gott erhob, am 10. Mai 627. Wie im Leben, so verherrlichte ihn Gott auch nach dem Tode durch Wunderzeichen.

Auderik, Abt von Condat, im Juragebirge. Die Annalen preisen seine Selbstverläugnung und Demuth; er wollte

nicht gekannt sein und verbarg sich in der Wildniß, um einzig mit Gott Umgang zu pflegen. Während seiner Amtsführung trat Columban wie eine glänzende und Alles erwärmende Sonne, die mit ihren erquickenden Strahlen die lebendige und leblose Welt erfreut, in Luxeuil auf. Condat wurde seit dieser Zeit vergessen und die kirchlichen Annalen beschäftigten sich nur mehr mit dem Kloster Luxeuil. Das verdroß den gottseligen Auderik nicht, vielmehr freute er sich über den glücklichen Fortgang der Dinge. Lecaute setzt seinen Tod auf das Jahr 617. Abbe Migon nennt ihn „ehrwürdig", der Catalog des Klosters aber „heilig". (Annales Catholiques de Genève.)

Aurelia, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

Aymard, dritter Abt von Cluny. Aymard (Haimard nach Odilo, Eymard, Heymard und Hemard) war von niedriger Herkunft, aber desto erhabener an Demuth. Sein Geburtsjahr, sowie jenes seines Eintrittes in den Orden sind unbekannt. In der Abwesenheit des heiligen Abtes Odo (s. d. Art. Bd. II. S. 130 ff.) versah er gewöhnlich dessen Stelle. Als sich nach dem Hintritte desselben ins himmlische Leben der Convent anschickte, einen neuen Abt zu wählen, kam Aymard von Chevion (Cariniis) und trieb das Pferd, worauf er zu reiten pflegte, mit Fischen beladen vor sich her, eine Handlung der Demuth, welche die Väter sehr erbaute. Die versammelten Mönche, welche Aymards große Einfalt und strenge Ordnungsliebe kannten, wählten ihn gegen 941 zum Abte. Der Gewählte war wirklich zu diesem Amte berufen; denn er besaß die hiezu erforderlichen Tugenden und war wegen seines unbescholtenen Lebenswandels und seines schlichten Charakters bei Jedermann beliebt. Er verstand den zeitlichen Besitz des Klosters zu mehren und stellte dasselbe auf einen guten Fuß. Papst Agapet II. (946—956) war dem gottseligen Abt sehr gewogen, unterwarf Cluny unmittelbar dem hl. Stuhl, ertheilte dem Kloster die Vollmacht, seine Aebte frei wählen zu dürfen und untersagte den Fürsten, den geistlichen und weltlichen Mächten, sich in dieses Recht einzumischen und die Einkünfte desselben zu schmälern. Unter ihm mehrte sich auch die Zahl der Mönche; von seinem heiligen Rufe angezogen, strömten viele Jünglinge von höherem und anderem Stande zu ihm und verlangten, unter seiner Obhut zu leben. Er genoß ein so großes Zutrauen, daß sich selbst

Bischöfe und andere Prälaten unter seine geistliche Leitung begaben. Die vielen Anstrengungen schwächten seine Gesundheit, daß er sogar das Augenlicht verlor. Es kam deßwegen keine Klage über seine Lippen, sondern er ertrug seine Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld. Dabei vergaß er keineswegs für die Seinigen zu sorgen und nahm sich aller Orte an, die zur Congregation von Cluny gehörten. Nach reifer Ueberlegung, Berathung und Gebet versammelte Aymard 948 seinen Convent mit allen zugewandten Orten, hielt eine ausgezeichnete Rede (ist noch vorhanden bei Mabillon und Marrier, aber die Aechtheit derselben ist zu bezweifeln), entsagte seiner Würde und schlug den hl. Majolus (s. d. A. Bd. II.) zu seinem Nachfolger vor, wozu alle Anwesenden beistimmten. Von nun an bereitete sich der blinde Mann auf die Ewigkeit vor, um jenseits das Licht des Himmels schauen zu können. Der Herr nahm ihn bald nach seiner Abdankung zu sich und er wurde zu Cluny in der Klosterkirche beim Altar der allerseligsten Jungfrau Maria begraben. Arnold Bion setzt unsern Aymard in dem Martyrologium der Benediktiner in die Zahl der Heiligen und fügt hinzu, daß sein Fest am 12. Herbstmonat gefeiert werde. Mabillon bemerkt hingegen, er wolle dem Abt Aymard seine Heiligkeit nicht abstreiten, jedoch getraue er sich nicht, ihn als heilig zu bezeichnen, indem er von dessen Wundern nichts auffinde; zudem sei sein Name in keinem alten Kalender der Abtei Cluny am 12. Herbstmonat verzeichnet, sondern sein Fest werde daselbst am 5. Weinmonat gefeiert. Die Bollandisten gedenken dieses gottseligen Abtes am 12. Weinmonat und setzen ihn unter die Uebergangenen (inter Prætermissos). Aymard's Regierung war von kurzer Dauer, und Abbé Fleury bezweifelt, daß er das Kloster Romainmotier besucht habe. Dennoch verdient er in die Reihe der Schweizerheiligen eingereiht zu werden, sowie überhaupt alle Heiligen jenes Gotteshauses. „Der Pilger" (Jahrg. VI., Einsiedeln 1847) hat schon den ersten Abt, den seligen Berno, unter dem Titel: „Blumen aus dem Schweizerlande" unter diese aufgenommen, und mehrere Heilige „von Cluny" haben sich zeitweise in den Schweizerklöstern, die ihnen zugehörten, aufgehalten und dort ihr schönes Tugendbeispiel hinterlassen. Nebst Romainmotier gehörten später unter Cluny Peterlingen, Baulmes, Rougemont, Rüggisberg, St. Peterinsel, Hettiswyl, Münchenwyler und St.

Alban in Basel. Der Abt von Cluny war Generalabt dieser Klöster, deren Vorsteher deßwegen nur Prioren hießen (Cf. Mabillon, Acta SS. O. B. T. VII. p. 315–323; Marrier, Bibl. Clunioc, p. 269. 281 et 283.)

B.

Balthasar Cavat, Jesuit. Jakob Christoph Blaarer von Wartensee, Fürstbischof von Basel in Pruntrut (Dons Regintrudis), der große Hersteller aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten seiner Diöcese, die durch die Reformation so bedeutend erschüttert worden waren, hatte die Schulden seiner Vorgänger bezahlt, ohne die Steuern zu vermehren, und mit den sieben katholischen Kantonen in Lucern (1579) einen Bund geschlossen, der in Pruntrut 1580 öffentlich beschworen wurde; er hatte ferner die kirchliche Zucht bei seinem Klerus durch die Synodalstatuten von Delsberg (1581) wieder eingeführt und viel Nützliches gefördert. Dieser große Kirchenfürst hatte sich aber namentlich auch bestrebt, tauglichere Geistliche in seiner Diöcese heranzubilden, die den Fortschritten der Reformation in seinem Sprengel den wirksamsten Einhalt thun sollten. Papst Gregor XIII. hatte ihn 1578 eingeladen, ein Priesterseminar zu gründen. Hierauf schrieb Bischof Blaarer am 12. Juli 1590 an den Jesuiten-General nach Rom, an den päpstlichen Geschäftsträger in Lucern und an den Jesuiten-Provinzial in Ingolstadt und verlangte sechs Väter der Gesellschaft Jesu. Der eigentliche Stiftungsakt erfolgte am 9. Mai 1591, und Papst Clemens VIII. bestätigte laut Bulle vom 29. April 1593 die zwischen dem Bischof und den Jesuiten geschlossene Uebereinkunft. Am 11. Weinmonat 1591 eröffneten die Väter ihre Schulen und noch bei Lebzeiten Blaarer's wirkten die Jesuiten auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette, in den Schulen u. s. w. viel Gutes. Unter diesen nennen wir Balthasar Cavat, geboren 1561 zu Echelles in Savoyen, südwestlich von Chambery an

der französischen Grenze, der gegen 1580 in den Jesuitenorden trat, zuerst in Ingolstadt lehrte, dann 1603 ans Collegium von Pruntrut befördert wurde. Der greise Bischof schätzte den frommen und gelehrten Mann sehr, zog ihn öfters zu Rath und hätte gewünscht, denselben bis an sein Lebensende in der Nähe zu haben; allein nach drei Jahren sandten ihn seine Obern nach Freiburg, wo er zwei Jahre verblieb. P. Cavat war ein vortrefflicher Kanzelredner, hatte die Gabe, die Menschen zu belehren, zu rühren und die Gefallenen aufzurichten und war ein würdiger Apostel der damaligen Zeit. Als apostolischer Missionär wurde er mit P. Pontan ins Wallis gesandt, wo er mit rastloser Thätigkeit als Prediger, Beichtvater und Rathgeber wirkte. Ueberall, wo er hinkam, wirkte er Gutes und die dortigen Einwohner wurden besonders durch seinen bescheidenen, frommen Wandel angezogen. Doch sollte er seine Tage nicht im Rhonethal beschließen, da ihm von seinen Obern ein weiterer Wirkungskreis beschieden war. Der Befehl derselben rief ihn abermals nach Pruntrut, wo er den Lehrstuhl der höhern Wissenschaften einnahm. Sechs Jahre lang lehrte er Philosophie und dreizehn Jahre Moraltheologie. Seine freien Stunden widmete er den Wissenschaften und verfaßte mehrere theologische Schriften. Auch zeigte er sich besonders thätig in der Seelsorge, predigte dreißig Jahre an der Stadtpfarrkirche in Pruntrut, wodurch er dort sehr heilsam wirkte, und war unermüdlich im Beichtstuhle. Im Jahre 1634 entvölkerte ein schreckliches Sterben die Thäler des Jura, kehrte fast in allen Häusern ein und forderte schonungslos viele Opfer. P. Cavat, schon ein Greis von 74 Jahren, eilte von Haus zu Haus, brachte den Kranken Hülfe und Trost in ihre Wohnungen, spendete ihnen die heiligen Sakramente und bereitete sie auf die Reise in die Ewigkeit. Endlich ergriff auch ihn die Pest und er sank fromm und gottergeben am 19. Herbstmonat ins Grab. Er hatte 54 Jahre das Ordenskleid getragen und war eine wahre Zierde desselben gewesen. Außer ihm gab es noch andere berühmte Jesuiten in Pruntrut, welche dort viel Gutes stifteten. Herr Trouillat, der berühmte Verfasser des Werkes: „Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle", hat die Geschichte der merkwürdigsten Männer zusammengetragen und selbe Herrn von Mülinen übersendet, der sie seiner Helvetia S. einreihte. In dieser kommen nebst Bal-

thasar Cavat vor: Claudius Sudan de Broc bei Boll, Georg Gobat von Chalmis, Jost Amrhyn von Lucern, Nikolaus Choulat von Pruntrut, Michael Genoud von Chatel-St-Denys, Jakob von Grandvillers, Ludwig von Ligertz, Joseph Villeux von St. Ursitz und Franz Humbert von Boisard von Pruntrut. Die Väter der Gesellschaft Jesu hatten viele Jahre hindurch in Pruntrut und der Umgebung Großes geleistet, da erfolgte die Aufhebung des Ordens durch die Bulle vom 21. Heumonat 1773 und am 13. Weinmonat desselben Jahres die Auflösung des Collegiums von Pruntrut. Die Domänen desselben wurden mit den Besitzungen des Bischofs vereinigt, die Mehrzahl der Väter Jesu als Weltpriester und Professoren am Collegium belassen und die Wiedereinrichtung des letztern durch den damaligen Fürstbischof Simon Nikolaus Eusebius, Graf von Frohberg, einen in den Wissenschaften wohlbewanderten Mann, vollzogen. Zur Zeit der französischen Revolution wurde Pruntrut Frankreich einverleibt; später kam es an Bern und so vermochten die Jesuiten nach der Herstellung ihres Ordens nicht mehr zum Besitze ihres Collegiums zu gelangen. Ebenso wurden die Capuziner, als Pruntrut französisch wurde, vertrieben.

Barbara, Nonnen von Töß. Wie im Weichbilde der Stadt Dießenhofen, hatten sich südwestlich von Winterthur in der alten Grafschaft Kyburg auf einer vorstehenden Ebene, welche die rauschende Töß umfließt, fromme Schwestern zum gemeinsamen Leben eingefunden und ein Schwesternhaus „in der Wyden oder an der Tößbruggen" gegründet, in dessen Nähe sie nachmals das Kloster Töß bauten, welches den Ruf einer berühmten Pflanzschule des geistlichen Lebens lange bewahrte. Unter dem Namen Barbara zeichneten sich vorzüglich folgende aus:

1) Barbara von Schalchen, Laienschwester. Schon in frühester Jugend ward Barbara ins Kloster gebracht, wo sie bis an das Ende ihres Lebens verblieb. Sie befliß sich, in der Küche getreulich zu dienen und mahnte auch ihre Nebenköchinnen zu beständiger Achtsamkeit. Wenn es ihr die Zeit gestattete, so ging sie in den Speisesaal, wenn man zu Tische las, und hörte der Lesung zu. Bei ihrer vielen Arbeit betete sie dennoch recht fleißig und weinte dabei oft so reichlich, als ob sie im Chore sich eingefunden hätte. Sie geißelte oft ihren

Leib, hielt die Fasten nach der Regel bis an ihren Tod und versagte sich über dreißig Jahre, auch wenn sie brennenden Durst litt, jeglichen Trank. Einst begab sie sich, vom Durste geplagt, an ihr Gebet und schlief unter demselben ein. Da schien es ihr, ein glänzender Krug sei vor sie hingestellt, mit dem klarsten Brunnenwasser gefüllt, und eine süße Stimme sprach zu ihr: „Nimm von dem Wasser, das aus meinem Herzen fließt!" Darauf trank sie, und als sie erwachte, war ihr Durst gänzlich gelöscht.

2) Barbara von Liebenberg war Wittwe, als sie in das Kloster Töß kam (s. d. A. Bd. I., S. 67 ff.); sie weilte noch 30 Jahre lang mit den ersten Schwestern bei der Brücke in einem Häuslein, bis die Frauen das Kloster beziehen konnten. Sie übte alle Tugenden eines strengen Lebens, welche die Frauen beobachteten; sie hatte die Gabe der Thränen erhalten und war erfüllt vom Ueberflusse des göttlichen Trostes. In diesem Seelenzustande genoß sie wenig irdische Speise, sondern verlangte nur nach geistlicher, nämlich nach größerer Erkenntniß Gottes. Einst wurde sie in einem Gesichte auf ein anmuthiges Feld geführt, wo sich viele Menschen fröhlich ergingen. Viele schöne, wie Gold schimmernde Blumen zierten dasselbe und ein wohlriechender klarer Brunn, dessen dreifache Quelle stets in sich selbst zurückfloß, sprudelte aus ihm hervor. Sein Wasser war unaussprechlich süß und gerne wäre sie dort geblieben, doch wurde ihr bedeutet: „Du mußt vorher noch Vieles leiden!" Dieses Gesicht hatte sie so getröstet, daß sie wohl vier Wochen lang wenig Speise genoß.

3) Barbara von Sur. In kranken Tagen wurden die Schwestern von Töß ärztlich behandelt und bestens gepflegt. Barbara von Sur lag zwar im Krankenbette; der berufene Arzt aber erkannte bald, daß sie keine leibliche Krankheit habe, und erklärte, ihr Herz sei von einer übermäßigen Liebe ergriffen und mit einer Sehnsucht nach Etwas erfüllt, was über alle Kräfte gehe und ihre Auflösung herbeiführen könnte. Und in der That konnte sie sagen: „Ich bin krank in der Liebe meines Herrn Jesu Christi mit willigen Schmerzen." Sie hatte stets ein liebevolles Herz, und ihre Worte und ihr Wandel beurkundeten vollkommen, daß sie von der göttlichen Liebe entzündet war. Sie wollte keinen andern Trost, denn der Herr hatte sie

so an sich gezogen, daß fremder Trost ihr rauh und hart schien. Wenn ihr etwas widerfuhr, was sie betrübte, klagte sie es Niemanden, als nur ihrem lieben Bräutigam, der sie wunderbar tröstete. Bereitwillig that sie Alles, was ihr der Orden vorschrieb, und trug mit leichtem Muthe schwere Bürden. Sie war stets wohlgemuth und ging einher, als wollte sie fliegen. Mit leichtem Schritte eilte sie dem Chore zu und schien auf ihrem Gange dahin den Boden nicht zu betreten. Mit welcher Süßigkeit Gott in ihr wirkte, ist nicht auszusprechen, denn ihr Leben war ganz aufgelöst in freudiger Liebe. Zuweilen weinte sie herzlich und zwar aus keinem andern Grunde, als aus feuriger Sehnsucht nach Gott. Sie sagte auch einer Schwester: „Es verdrießt mich sehr, daß mir die Zeit dazu mangelt," und fuhr fort: „Liebe Gott und diene ihm mit Ernst, denn wisse, daß ein Mensch mit Liebe und Ernst in einem Jahre Gott so nahe kommen kann, daß ihm Gott dafür einen Lohn verleiht, wofür er sonst dreißig Jahre länger leben und das Angesicht Gottes entbehren müßte." Vor ihrem Tode lag sie anderthalb Jahre krank darnieder, war aber dabei ganz fröhlich, redete gar süß von Gott und ihr Antlitz glühte wie eine Rose. Sie sehnte sich nach dem Tode. Nun lag zur gleichen Zeit eine andere Schwester im Sterben, da klagte Barbara herzlich und sprach: „Soll ich weinen, daß Schwester Sebach vor mir ins Himmelreich will?" In ihrer Krankheit führte man einen Arzt zu ihr, welcher erklärte, sie habe keine Krankheit, aber ihr Herz sei von einer Liebe und Sehnsucht nach Etwas ergriffen, was ihrem Leben ein Ende machen werde. Mit Recht konnte sie sagen: „Ich bin krank von der Liebe meines Herrn Jesu Christi mit willigen Schmerzen." Als die Stunde ihrer Auflösung nahte, empfand sie keinen Schmerz und verschied lächelnd. Sie zählte nicht mehr als dreißig Jahre, als sie starb, und hatte ihre Jugend in brennender Gottesliebe verzehrt.

4) Barbara von Lütisbach. Die Frauen von Töß verehrten zärtlich die himmlische Gnadenmutter und riefen sie vor allen Heiligen an. Um von ihr diese oder jene Gnade zu erwirken, verrichteten sie an bestimmten Tagen eine Anzahl „Ave Maria", oft fünfzig, oft dreimal so viel, was sie einen Psalter nannten. Diese „Ave" beteten sie in der Weise des Rosenkranzes und betrachteten dabei die Geheimnisse des Lebens, des Leidens

und der Verherrlichung unseres Herrn. Unter den Dienerinnen der seligsten Jungfrau zeichnete sich besonders Schwester Barbara von Lütisbach aus, welche alle Tage zu Ehren Mariens fünfzig „Ave Maria“ betete. Unsere liebe Frau wollte ihr zur Belohnung zeigen, wie angenehm ihr dieser Dienst sei; denn als Barbara im Krankenhause zu Bette lag, erschien sie ihr in einem schneeweißen Gewande und setzte sich zu ihr neben das Bett. „Wer bist du?“ sprach Barbara ganz verwundert. Die Königin des Himmels gab sich ihr zu erkennen und sagte huldvoll: „Ich bin deine Mutter vom Himmel, die du so oft geehrt hast, und dieses weiße Kleid hast du mir mit dem englischen Gruße gewoben, den du oft mit Andacht sprachest.“ Diese Worte erfüllten ihr Herz mit Wonne. „Die zarten Formen jungfräulicher Innigkeit“, sagt Herr Domdekan Greith, „in welche die Andacht der Schwestern so oft sich kleidete, können nur von Jenen verstanden werden, die sich in die Tiefe jener gemüthreichen Zeit zurückzusetzen wissen, unter deren Sonne und Klima diese Pflanzen ausgebildet wurden.“

5) **Barbara von Winterthur** war der lateinischen Sprache kundig und ertheilte den Schwestern darin Unterricht. Ihrer schönen Fähigkeiten wegen wurde sie zur Subpriorin befördert (s. d. A. Bd. I. S. 68) und beaufsichtigte im Arbeitshause die Schwestern. Wer anderswohin gehen wollte, mußte mit dem Benedicite bei der Subpriorin um Erlaubniß fragen. „Benedicite heißt wohlreden“, sagte einmal Barbara zu einer Schwester, „darum mußt du nur von guten Dingen reden, und hast du dein Geschäft gethan, so kehre sogleich wieder an deine Arbeit zurück.“ Sie gehörte zu den alten Schwestern, führte ein strenges Leben, hielt stets die Ordenssatzungen und die vorgeschriebenen Fasten; und wiewohl man damals, in der ersten Zeit des Klosters, nur zweimal in der Woche Wein zum Mittagsmahle gab, entzog sie ihn doch ihrem alten Leibe, und doch konnte man nie bemerken, daß sie ein einziges Mal im Krankenhause gewesen war. Gewöhnlich las sie täglich nach der Mette noch einen Psalter, und weil sie die gewöhnliche Disziplin nicht für genügend hielt, züchtigte sie sich noch besonders im Geheimen. — Weil die Bilder und Gestalten der sinnlichen Welt durch das Auge unaufhörlich in die Seele eindringen und reinigend oder befleckend auf sie wirken, so wurde deßwegen auf die Bezäh-

mung der Augen in der Schule der Beschaulichkeit die größte Wichtigkeit gelegt. Schwester Barbara hatte es in dieser Uebung so weit gebracht, daß sie sich beständig im Innern des Klosters aufhielt und nie mehr in den Garten zu den gemeinsamen Erholungen ging. Bei trübem wie bei heiterem Wetter blieb sie stets in sich gekehrt, und wenn im Frühlinge die Bäume auch noch so schön blühten, konnte man nie bemerken, daß sie ihre Augen darauf gerichtet hätte. Barbara wurde bestellt, die Fremden im Sprachzimmer zu empfangen und mit ihnen ihre Angelegenheiten zu schlichten, eine Aufgabe, die ihr sehr schwer fiel. Ihr Wunsch war, das Amt der Subpriorin niederzulegen und in den Ruhestand versetzt zu werden; doch ging ihr der Gehorsam über Alles, und um sich stets zu erinnern, wie angenehm der Gehorsam Gott sei, heftete sie an ihren Aermel einen Zettel, darauf geschrieben stund: „So viel der Mensch seinen eigenen Willen verläßt, so viel und nicht mehr nimmt er im vollkommenen Leben zu.“ Schwester Barbara betete alle Jahre zu Ehren des hl. Propheten Davids das Psalterium, um von ihm einen sanften Tod zu erflehen. Ihre Bitte wurde erhört; sie starb sanft und noch im Tode lächelnd. (Vergl. Greith C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau 1861.)

Barbara Gründer, Nonne von Luzern. Unter den frommen und gottseligen Seelen, welche vom Himmel mit ganz besondern Gnaden erfüllt waren, und der Welt das schöne Schauspiel heldenmüthiger Selbstüberwindung darboten, glänzte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Barbara Gründer, gebürtig aus Emmen bei Luzern. Sie fühlte schon in ihrer frühsten Jugend einen unwiderstehlichen Drang zum klösterlichen Leben und fand keine Freude an der Welt und ihren Eitelkeiten. Als sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, ließ sie sich in den Klosterverband zu St. Anna im Bruch aufnehmen und brachte daselbst im Jahre 1591 dem Himmel ihre Gelübde dar. Sie befliß sich stets eines gottseligen Lebens und Wandels und leuchtete unter ihren Mitschwestern durch wunderbare heilige Einfalt und Aufrichtigkeit hervor. Ihr Gebet, welches sie mit brennendem Eifer und lebendigem Glauben verrichtete, fand stets beim Vater der Erbarmung Erhörung; wer immer sich in ihr Gebet empfahl, schied getröstet von ihr. Geist-

liche und weltliche Herren, wie auch das gemeine Volk nahmen in ihren Anliegen, Müheseligkeiten und Drangsalen Zuflucht zu ihr, und sie half Allen, die sich vertrauensvoll an sie gewendet hatten. Nebstdem hatte die Schwester Barbara die besondere Gabe, den Beruf, der ins Kloster tretenden Töchter zu erkennen und sagte gewöhnlich voraus: Diese hat den Beruf und bleibt; jene aber wird nicht ausharren, sondern davongehen. Solche Voraussagungen, die sich stets erwahrten, erleichterten der Novizenmeisterin und dem Convente die Leitung und Aufnahme in den Orden, was dann wieder zur Folge hatte, daß in jener Zeit nur tüchtige und fromme Personen in dem Kloster Aufnahme fanden. Barbara war eine ausgezeichnete Ordensperson und diente allen Schwestern, vorzüglich den neu Eintretenden zum Vorbilde. Im Jahre 1657 wurde sie von einer schweren Krankheit befallen; ihre bevorstehende Auflösung ahnend, empfing sie die heiligen Sterbsakramente, schaute mit heiterem Blicke nach Oben und gelangte den 8. Christmonat 1657 glücklich in den Ort der ewigen Ruhe. (Klosterarchiv von St. Anna im Bruch, mst.)

Barbara Roten, Nonne von Collombey (Wallis). Mit Recht bedauern die Annalen dieses Klosters, daß gegen 80 Jahre von dessen Entstehung an über das Leben und Wirken der frommen Schwestern, die dasselbe bevölkerten, nichts aufgezeichnet wurde. Gewiß blühte manche liebliche Blume verborgen und der Welt unbekannt in diesem stillen Garten Gottes; denn das Beispiel der gottseligen Bartholomäa de Vanthéry, ersten Vorsteherin daselbst, und ihrer Schwester Petronilla (gestorben den 27. August 1651) war nicht fruchtlos geblieben, sondern verwandelte diese einsamen Hallen in eine Pflanzschule christlicher Tugend und Vollkommenheit und fand würdige Nachahmung. Es ist daher billig und löblich, daß wir einige Nonnen der Vergessenheit entziehen, deren Tugendglanz nicht nur auf das Kloster wohlthätig zurückstrahlt, sondern auch den Familien, denen sie angehören, zur Ehre und zur Zierde gereicht. Als eine wahre Zierde desselben nennen wir Barbara Roten, Nichte des Landammanns J. Christian Roten. Sie trat den 29. Heumonat 1684 mit dem Vorhaben in's Kloster, daselbst ihre Tage Gott allein in stiller Abgeschiedenheit zu weihen. Die Klosterannalen spenden ihr das schöne Lob: „Sie kam zu uns,

die evangelische Vollkommenheit zu suchen, brachte sie aber schon mit sich; denn schon vor ihrem Eintritt war sie ein Muster der Frömmigkeit, die sie bis in das Grab bewahrte." Barbara schätzte die Jungfräulichkeit sehr hoch, über alle Schätze der Welt, und bewahrte sie stets unverletzt, so daß ihr Beichtvater ihr das schöne Zeugniß geben durfte, sie habe die Unschuld, die sie in der Taufe erhalten, stets makellos bewahrt. Sie begleitete ihren Onkel, Herrn Landammann J. Christian Roten, als er im Jahr 1682 als Landvogt nach Monthey kam, auf seinen Platz, und erregte allgemeine Bewunderung und zog Aller Augen auf sich; denn sie war ein Fräulein von einnehmender Schönheit und von der Natur mit den herrlichsten Anlagen des Geistes und des Gemüthes geschmückt. Alle diese Vorzüge hatten jedoch für sie keinen Werth; indem sie nur zu gut die Eitelkeit alles Irdischen erkannte und sich nach der Einsamkeit hingezogen fühlte, um in ihr das Himmlische zu suchen. Sie betete täglich den heiligen Rosenkranz und zog sich unterhalb des Schlosses in den Wald zurück, um fern von aller Zerstreuung mit Maria sich in kindlichem Gespräch zu unterhalten. Dort schien sie die Welt und die Umgebung gänzlich zu vergessen; dort sah man sie öfter, den Blick zum Himmel gerichtet, und das Angesicht verklärt unbeweglich dastehen, und glaubwürdige Zeugen versichern, während dieses Zustandes eine weiße Taube ober ihrem Haupte schweben gesehen zu haben. Im Kloster versah sie das Amt einer Krankenwärterin, stund mit unbeschreiblichem Eifer und edler Selbstaufopferung den leidenden Schwestern zur Seite und brachte ihnen leibliche und geistliche Hülfe. Der böse Feind konnte ihr nichts anhaben, sie trat siegreich über den Kopf der alten Schlange. Als eines Tages ein Besessener zum Kloster kam und seinen elenden Zustand zu erkennen gab, ging ihm Schwester Barbara entgegen; bei ihrem Anblicke gerieth der arme Mensch in so heftige Zuckungen, daß er unter abscheulichen Gesichtsverzerrungen heulte und vor Wuth schäumte. Von tiefem Mitleid gegen den armen Mann ergriffen, nahm sie ein Kreuz, das sich in der Kapelle vorfand, in die Hand, legte ihm dasselbe, auf Gottes Hülfe bauend, auf das Haupt, und er ging geheilt, Gott lobend und dankend, von dannen. Barbara war auch eine gewissenhafte Beobachterin der evangelischen Regel und machte es sich zur besondern Pflicht, ihren Mitschwestern

mit gutem Beispiele vorzuleuchten. Fünfzig Jahre glänzte sie wie ein heller Tugendstern in den Klostermauern von Collombey und war ein Engel des Trostes für ihre Genossinnen, die sie eben so zärtlich liebte, als ihr Kloster. Es schmerzte sie tief, als man im Jahre 1734 von ihrem Gotteshause eine bedeutende Geldsteuer forderte, die früher niemals bezahlt worden war; denn sie sah wohl ein, daß diese gewaltsame Forderung das Kloster in die größte Noth versetzen und den gänzlichen Sturz desselben herbeiführen müßte. Die zartfühlende Nonne trauerte über die bedenkliche Lage und sprach zu ihren Mitschwestern: „Die Welt ist mir zum Ekel geworden und die Auflösung unseres Gotteshauses würde mir das Herz brechen, darum ist mir der Tod erwünscht.“ Gott erhörte das Gebet der frommen Dulderin und nahm sie den 23. Heumonat 1735 zu sich. Sie hatte an genanntem Tage noch mit ihren Mitschwestern das Nachtgebet im Chor verrichtet und wurde beim Herausgehen vom Schlage getroffen. Im nämlichen Augenblicke sah Herr Johann Ludwig Favre von Val d'Illinz, ehemaliger Gewissensrath der Seligen, ihre Seele sich gen Himmel schwingen. Als man ihm am folgenden Tage die Kunde ihres Hinscheidens hinterbringen wollte, sprach er: „Ihr berichtet mir nichts Neues; ich wußte schon, daß die Schwester Barbara Roten um jene Stunde gestorben ist.“ Er hatte Stunde und Minute bezeichnet und Alles traf genau zusammen. Die Annalen von Collombey enden den Nekrolog der Schwester Barbara mit den Worten: „Gott gebe uns die Gnade, ihre Tugenden nachzuahmen, auf daß wir einst mit ihr im Lande seliger Ruhe uns erfreuen können! Möge ihr Andenken stets unter uns fortleben, so lange dies Gotteshaus besteht!“ (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Barbara Schillinger, Ursulinerin von Luzern. Die Ursulinerinnen waren von Pruntrut nach Freiburg gekommen und verbreiteten da sowohl durch ihren erbaulichen Wandel, als durch ihre Thätigkeit in den weiblichen Schulen viel Gutes und reichlichen Segen. Der hochwürdige Bischof von Lausanne, Jost Knab, sah dem thätigen Wirken dieser frommen Töchter zu, hörte von allen Seiten über sie nur günstige Berichte und faßte den Entschluß, dieselben auch nach Luzern zu verpflanzen. Selbst ein geborner Luzerner, war er früher Stiftspropst daselbst, wurde 1652 von Papst Innocenz X. zum Bischofe

von Lausanne ernannt und blieb als solcher seiner Vaterstadt besonders zugethan. Indem er nun sein Vorhaben durchzuführen gedachte, sandte er einige Töchter von Freiburg nach Luzern und folgte ihnen selbst dahin; hier aber ereilte ihn den 24. Weinmonat 1658 der Tod, bevor er seinen Plan verwirklicht sah. Mit seinem Hinscheiden änderten sich die Umstände und das begonnene fromme Werk schien gänzlich aufzuhören; die allwaltende Vorsehung aber bediente sich einer Person, durch welche dieses zu Stande kommen sollte. Die Gefeierte heißt Barbara oder Anna Barbara Schillinger, im Jahre 1626 in Luzern von armen, aber rechtschaffenen Eltern geboren. Sie war von Jugend auf eine dem Himmel angehörige Tochter und wünschte nichts sehnlicher, als in einem Kloster ihre Tage beschließen zu können. Weil sie unbemittelt war, stund ihr der Zutritt zu jedem Frauenstift nicht offen; allein sie baute auf Gottes weise Leitung und verlor deßwegen ihren Muth nicht. Der neue aufblühende Orden der Ursulinerinnen, der sich der Jugend ihres Geschlechtes widmete, gefiel ihr besonders; sie begab sich nach Freiburg und hielt dort um Aufnahme an, die ihr jedoch verweigert wurde. In ihre Vaterstadt zurückgekehrt, fand sie Gutthäter, die sie in einem andern Kloster aussteuern wollten; sie verharrte jedoch bei ihrem ersten Entschlusse, nämlich Ursulinerin zu werden. Um den Zweck des seligen Bischofs zu erreichen, in dessen Pläne sie eingeweiht war, trat sie mit einigen frommen Personen in Verbindung und schloß mit Anna Schürmann, Jakobäa und Anna Maria Arnold innige Freundschaft. Diese vier Töchter pflogen mit einander Rath, entschlossen sich, in einem Hause zusammenzuwohnen und den Mädchen der Stadt Unterricht zu geben. Auf diese Weise hofften sie den Stadtrath zu bewegen und dahin zu stimmen, daß er zwei Ursulinerinnen von Freiburg kommen lassen werde. Als Barbara Schillinger am Feste des heiligen Mauritius 1659 in dem alten Kirchlein beim Leuengraben (später gebrauchten dieses die Ursulinerinnen, dann der Nuntius, und nun ist es in den Händen der Protestanten) die heilige Messe anhörte und aus der Hand des gottseligen und seeleneifrigen Kaspar Kaufmann, Kaplans im Hof, die heilige Kommunion empfing, wurde ihre Seele mit himmlischer Wonne erfüllt, in welcher sie die Aufnahme der Ursulinerinnen in dieser Stadt durch die Vermittelung der wohledlen Dame Anna Maria von

Sonnenberg erkannte. Fest überzeugt, der Himmel werde ihre Bestrebungen mit einem glücklichen Erfolg krönen, verband sie sich mit der Jungfrau Elisabeth Müller, gewann ihr Herz für den Ordensstand (sie trat später als Laienschwester ein) und diese betrieb die Sache ebenfalls mit Eifer; sie begab sich zu den hohen Damen Anna Maria von Sonnenberg, Susanna Amrhyn und Anna Meyer, bat sie inständig, sie möchten sich für die Einführung der Töchter der heiligen Ursula in dieser Stadt verwenden und ihre Männer dafür bestimmen. Die genannten Frauen sagten ihre Beihülfe zu, besprachen sich mit Herrn Kaplan Kaufmann und dem bischöflichen Kommissarius, Wilhelm Pfyffer, der den gefaßten Plan dem päpstlichen Geschäftsträger Friedrich Borromäus mittheilte. Alle hießen das Unternehmen gut, und versprachen zu diesem gottseligen Werke das Ihrige beizutragen. Indessen nahm Barbara Schillinger noch ihren Beichtvater, den gelehrten Jesuiten P. Kaspar Schieß in Anspruch, der in Ansehen stund und dessen Wort Gewicht in die Wagschale legte; auch Anna Müller blieb nicht müßig, und so brachten es die zwei frommen Töchter dahin, daß am 28. und 29. Wintermonat 1659 der kleinere und größere Stadtrath die Annahme der Ursulinerinnen als Lehrschwestern in Luzern beschlossen. Mit Bewilligung der nämlichen Behörde sandte sofort Herr Kaplan Kaufmann einen Boten zu den Ursulinerinnen nach Freiburg; diese bestimmten sechs Schwestern zur Uebersiedlung nach Luzern, welche den 20. Christmonat in Begleitung eines Priesters und eines weltlichen Herrn sammt einem Diener zu Pferd in dem katholischen Vororte anlangten. Der Zug bewegte sich zu dem alten Kirchlein, um dem Himmel an dem Orte zu danken, wo die fromme Barbara ihre Sendung von Oben erhalten hatte, die Einführung der Ursulinerinnen in Luzern zu betreiben. Bald meldeten sich mehrere Töchter zur Aufnahme; aber Herr Kaplan Kaufmann sagte zu den frommen Frauen: „Ueberreichen Sie den ersten Schleier Jener, der Sie die Aufnahme in dieser Stadt zu verdanken haben.“ Und wer war diese? Eben unsere Barbara, die am 1. Mai 1660 in der St. Peterskapelle feierlich eingekleidet wurde. Herr Kaplan Kaufmann war ihr geistlicher, und Herr Alphons von Sonnenberg ihr weltlicher Vater; der Jesuit P. Sebastian von Grammont hielt eine salbungsvolle, der Feierlichkeit anpassende Rede; der Nun-

tius Friedrich Borromäus las die heilige Messe und spendete während derselben der Novizin die heilige Kommunion. Unzähliges Volk hatte sich bei dieser Feier eingefunden; Frömmigkeit und Neugierde hatten die Menge versammelt, um die erste Einkleidung einer Ursulinerin zu sehen. — In Betreff des Ordenslebens spenden die Annalen des Klosters der Schwester Barbara ein Lob, welches nur Heiligen gebührt; sie glänzte in allen religiösen Tugenden wie ein helles Gestirn und war die Zierde ihres Klosters Maria Hilf und der Stadt. Durch mehrere Jahre versah sie das Amt der Schaffnerin zum Nutzen des Hauses. Der Himmel prüfte sie vor ihrem Hingange, der am 28. Januar 1694 erfolgte, mit einer schmerzhaften Krankheit; sie litt fromm und gottergeben, empfing mit Erbauung die heiligen Sterbsakramente und ließ den Ruf einer gottseligen Nonne zurück. (Siehe „Geschichten des Hauses der Gesellschaft S. Ursulæ in Luzern," zwei Foliobände, im Stadtarchiv Luzern, mst.)

Beatrix, erste Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis. Die Archivarin Maria Rosa Tercier, Dominikanerin von Stäffis, erzählt, daß die ersten Frauen, welche in Echissie unter der Leitung der PP. Dominikaner lebten, sich durch ihre Tugenden einen gefeierten Ruf erworben hätten. Viele Töchter höheren Standes legten ihren Schmuck beiseite und zogen das Kleid des heiligen Dominikus in Echissie an. Von allen Seiten her wetteiferten reiche und adelige Fräulein, dem Stift durch reiche Gaben aufzuhelfen und traten dann selbst in den Verband des Gotteshauses ein; unter Anderen nennen die Annalen im Jahre 1303: Johanna von Loche, Wilhelmine von Phanthéa, Petra (Perrette) Sénéchal. An diese schloß sich in der Folge Frau Beatrix von Vivis, welche ebenfalls eine Zierde der Dominikanerinnen wurde; sie stammte aus einem edlen Geschlechte, besaß eine religiöse und standesgemäße Bildung, war ein überaus schönes und liebenswürdiges Mädchen und bei Gott und der Welt beliebt. Mit Erlaubniß der Ihrigen nahm sie zu Echissie den Schleier, in der Hoffnung, daselbst ihre Tage beschließen zu können. Ihr Eintritt ins Kloster gefiel dem Himmel, der sie zur Ausführung großer Dinge auserkoren hatte. Die Lage des Klosters in Echissie entsprach seiner offenen Lage wegen nicht ganz den Ordenssatzungen, und der fromme Wilhelm von Stäffis (s. d. Art.) bereitete den Klosterfrauen in seiner Heimath eine

sichere Zufluchtsstätte. Das war anfänglich eine hohe Freude für den sämmtlichen Konvent, und selbst die damalige Priorin, Jakobäa von Freiburg, besiegelte die Schenkungsurkunde; als es aber zur Abreise kam, wollte die Oberin und mit ihr ein Theil der Klosterfrauen ihr erstes Kloster nicht verlassen. Die Uebrigen wählten daher unsere Beatrix zu ihrer Priorin, und reisten 1316 mit ihr nach Stäffis. Es waren: Wilhelmine von Sarraz, Helfmutter, Johanna von Freiburg, Jordanna von Vivis und Antonia von Vuillens. Die kleine Kolonie wurde in Stäffis mit allen Ehren empfangen und Frau Beatrix führte mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit den klösterlichen Haushalt. Indessen bereitete ihr die frühere Priorin Jakobäa viele Unannehmlichkeiten; sie klagte bei dem heiligen Stuhl, die Uebersiedlung sei ohne Zustimmung des Generalkapitels geschehen u. s. w., und so mußte die Mutter Beatrix auch ihre Vertheidigung anheben. Papst Johann XXII., damals in Avignon, ließ die Sache genau untersuchen und entschied am 23. Herbstmonat 1331 endgültig zu Gunsten der neuen Ansiedlung, weil diese nur im Einverständniß mit den Ordensobern gehandelt habe. Hierauf verließ Jakobäa mit acht andern zurückgebliebenen Schwestern das erste Kloster, vereinigte sich mit jenen in Stäffis, wo sie nach dem Zeugnisse der Annalisten miteinander in schwesterlicher Eintracht lebten. Beatrix freute sich über diesen glücklichen Ausgang, dankte dafür dem Allenker der Dinge und erhielt auch von allen Seiten aus Stäffis Glückswünsche. Es blieb nicht bei leeren Worten, sondern die Freude über dieses segensvolle Gedeihen äußerte sich in Werken christlicher Wohlthätigkeit, indem man ihr reichliche Schankungen brachte. Ja, sie sollte noch größere Freude erleben: Vier Töchter aus den ersten Häusern von Stäffis nahmen aus ihren Händen den Schleier und traten unter ihre Leitung. Sie war wirklich eine ausgezeichnete Vorsteherin, verstand die Haushaltung vortrefflich und vergrößerte die Einkünfte des Klosters oder sicherte dieselben. Bei dem Konvent stand sie in hoher Achtung; denn sie war eine musterhafte Ordensfrau, eine gottliebende Seele und eine wahre Mutter ihren geistlichen Töchtern. Siebenundzwanzig Jahre hatte sie rühmlichst regiert, als ihr der himmlische Bräutigam die Verwaltung abnahm und sie zu seiner Hochzeit einlud. Sie starb den 24. März 1343 im Rufe der Heiligkeit. (Vergl. M. Rosa

Tercier, Annales du Convent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. manuscript.)

Blidemund, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w.

Blidulf, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w.

Bovon Pseautier, Domherr, s. Wilhelm, Domherr u. s. w.

C.

Cäcilia, s. Julia von Villaz.

Cäcilia, Waldschwester im Mösli. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 102 ff.) Ueber das Geburtsjahr der Seligen sind ihre Biographen nicht einig; Herr Scherer setzt dasselbe auf 1483; der verstorbene Pfarrer Spichtig von Kerns theilte mir mit, auf ihrer Grabschrift in der neuen Pfarrkirche stunden die Worte: „Geboren 1488"; Herr Ming hingegen nimmt nach den alten Geschichtsschreibern ein viel früheres Geburtsjahr an, läßt sie als Zeitgenössin der seligen Nikolaus und Ulrich im Ranft leben und berichtet, die jugendliche Einsiedlerin sei dem sterbenden Nikolaus (den 21. März 1487) beigestanden. Eichhorn und Murer nennen sie eine fromme Jungfrau von Kerns, deren Herkunft unbekannt sei; aber nach glaubwürdiger Ueberlieferung der Grabschrift in der neuen Pfarrkirche von Kerns und Busingers Angabe stammte sie aus Wallis, was der jetzige geschichtskundige Herr Kaplan Bucher von St Niklausen dem Herrn Ming mündlich bestätigte. Ihr Geschlechtsname soll Bergmann gewesen sein, welcher damals zu Leuk im Wallis einheimisch war. Jener alte fromme Bergmann, der mit Peter von Flue in der St. Niklausenkirche erwähnt wird, war wahrscheinlich ihr Vater und ist vielleicht nach Kerns eingewandert. Cäcilie wurde sehr jung in den Ranft geführt, um da ihr Leben mit Gott zuzubringen. Es war Sitte der damaligen Zeit, daß Jene, welche sich Gott weihten, in der frühsten Jugend dazu angehalten wurden. Dieß war der Fall beim Einsiedler- wie beim Klosterleben. Ueber Schwester Cäcilia Bergmann berichtet

Herr Ming wie folgt: „Cäcilia, durch das Einsiedlerleben der seligen Nikolaus und Ulrich angezogen, entschloß sich, in gleicher Lebensweise Gott zu dienen. Noch jung, aber fromm und unschuldig, zog sie sich in die Nähe des Ranft und Müßli (Mösli) zurück und wohnte hinter der Kapelle Ulrichs in einer eigenen Einsiedelei, einsam und strenge, ganz Gott geweiht. Nikolaus und Ulrich waren ihre Vorbilder und leiteten ihr heiliges Leben, und offenbarten ihr auch nicht selten besondere Geheimnisse, wie sie den Landleuten nach beider Tod bekannte. Eben so ertrug sie die Unfälle, Stürme und Schrecken des bösen Feindes und überwand ihn durch Geduld, Glauben und Gebet. Sei es daß sie auch unter den Menschen Widersacher hatte, sei es überhaupt wegen ihres tugendhaften Lebens; sogar die Regierung stellte ihren Freunden oder Verwandten ein schönes Zeugniß des „Wohlverhaltens" aus (Altes Rathsprotokoll). Sie lebte nach Bruder Klaus daselbst noch 78 Jahre, nämlich bis in's Jahr 1565. — Der Tag des Todes ist nicht bekannt. Als Bruder Klaus starb, soll sie 24 Jahre alt gewesen sein, sie hätte mithin ein Alter von 102 Jahren erreicht. Wie Cysat schreibt, beklagten die Landleute ihren Hintritt. Ihre Begräbnißstätte wurde das Beinhaus in Kerns, und ihr Grab deckte eine Platte mit der Inschrift: „Hier ligt begraben Schwester Cäcilia. Gott gnad ir Seel. 1565." Durch ihre Fürbitte geschahen an ihrem Grabe viele Wunder oder Gebetserhörungen; vorzüglich genaßen, wie Murer erzählt, Fieberschaurige. Im Jahre 1768 wurde in Kerns eine schöne neue Kirche erbaut; bei dieser Gelegenheit wurden die Gebeine der seligen Cäcilia der ersten Grabstätte enthoben und in die Pfarrkirche, in der linken Seitenkapelle hinter einer Marmorplatte, versetzt. Da ruhten sie bis zum Brand der Kirche 1813. Die Marmorplatte zersprang und die Reliquien mußten abermal ihr Grab verlassen. Sie wurden in ein Kästchen gelegt und dieses in der obern Sakristei der jetzt neuen Pfarrkirche aufbewahrt und zwar bis in den Spätherbst 1860. Jetzt ruhen sie hinter einer Marmortafel neben dem Hochaltar mit folgender Inschrift: „Die Gebeine der ehrwürdigen Schwester Cäcilia, starb 1565"[1]). (Vergl. Ming, J., der selige

---

[1]) „Ossa Venerabilis Sororis Cäciliæ, obiit 1565."

Bruder Nikolaus von Flue, Luzern 1861; Eichhorn, Cysat, Businger, Murer, Benno, Weißenbach u. A. m.)

Catharina Brumsi, Nonne von St. Catharinenthal. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 103.) Die Schwestern von St. Catharinenthal pflogen eine zärtliche Andacht zum Liebesjünger Johannes und die Schwester Elisabeth Haimburg von Villingen (s. d. A. Bd. I. S. 155 ff.) empfahl diese Vorliebe für ihn ihren Schwestern mit folgenden Worten: „Der hl. Johannes hat sich unter dem Kreuze Christi dazu verbunden, für uns ein Fürbitter in jeder Noth zu sein. Die Fülle der Gnade wurde ihm zu Theil, als er beim Abendmahle am Herzen Jesu ruhte. Er war eine reine jungfräuliche Seele und mehr als die übrigen Jünger mit göttlicher Liebe erfüllt. Darum war ihm die Rede so süß und so lieblich, die unser Herr redete, und sein Geist von Liebe und Süßigkeit so durchgossen, daß er sich an das Herz Jesu lehnen mußte, und nur dieses ihn in jener Stunde aufrecht erhielt, und dort schöpfte er den hohen Sinn göttlicher Liebe und himmlischer Wonne. Ohne dieses hätte er es nicht vermocht, am andern Tage unter dem Kreuze des Herrn zu stehen. Dort starb er mit Gott, denn er stund mit unserer lieben Frau unter dem Kreuz und hielt sie mit seinen Armen, und als das Schwert Simeons durch ihr reines Herz drang, ging es durch sie beide und durchschnitt auch des hl. Johannes Herz und Seele und beide wurden davon so verwundet und durchdrungen, daß, hätte die göttliche Kraft sie nicht gehalten und gestärkt, sie in jener Stunde des leiblichen Todes gestorben wären. Denn das Blut, welches aus den Wunden des Herrn rann, und das Blut und Wasser, das aus seinem Herzen floß, hat sie beide reich begossen, und Gott selbst drückte sein heiliges Leiden so in ihre Herzen und Seelen, daß sie eine jede Stunde besonders empfanden. So starb Sanct Johannes mit Gott. Darum hat der Herr sich gänzlich in sein Herz gesenkt, und was da geschah, hat Gott selbst in ihm gewirkt. Und Gott zog ihn wieder aufwärts zu sich selber, und ließ ihn die volle Süße seiner Geheimnisse genießen.“ Catharina Brumsi war eine gebildete Frau und mit erhabenen Tugenden geschmückt. (Vergl. Greith, C., Domdekan von St. Gallen, die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Chagnoald, der heilige, Mönch von Luxieul und Bischof von Laon. Chagnoald (Chainoaldus, Chanoaldus, Cainaldus) war der Sohn des Agnerik und der Leudegunde, einer hochedlen Familie aus der Brie. Der Vater diente unter dem König Theodebert II. und war dessen Rathgeber; die Mutter, eine gottesfürchtige Frau, besorgte die Erziehung der Kinder, von denen drei, nämlich Chagnoald, Faro und Fara unter den Heiligen glänzen. Chagnoald legte seine Studien in Luxeuil zurück, trat daselbst in den Orden und gewann durch seine Bescheidenheit und seinen frommen Sinn die Neigung des heiligen Columban. Als dieser vom König Theodorich vertrieben wurde, folgte er seinem geistlichen Führer, begleitete ihn durch die Schweiz und war auf den Missionen der Diener des heiligen Glaubensboten. Jonas, der Lebensbeschreiber des hl. Columban, erzählt aus diesem Zeitraum einige wunderbare Begebenheiten. Als sich der Heilige zu Bregenz mit Chagnoald, Eustasius und Andern aufhielt, geriethen sie in die größte Noth und hungerten drei Tage hindurch. Columban ermahnte seine Gefährten zum Gottvertrauen und sieh! nach drei Tagen fanden sie, wie einst die Israeliten, Manna auf dem Boden; er hieß seine Jünger zuerst dem himmlischen Gnadenspender danken und ließ darauf die Nahrung sammeln. Zugleich rief er den Vögeln; sie kamen schaarenweise, sättigten sich, konnten aber nicht davon fliegen, bis er es ihnen erlaubte. Das Wunder währte drei Tage; am vierten kam Jemand aus den anliegenden Orten, von Oben gemahnt, mit Speisen und das Manna verschwand. Ein anderes Mal, als der heilige Columban streng fastete und sich nur mit einigen Früchten nährte, kam ein Bär herbei und fraß seine Nahrung auf. Als die Zeit des Essens da war, sprach er zu Chagnoald: „Geh hin und bringe mir den gewöhnlichen Theil von den Früchten." Sogleich vollzog er dessen Willen; als er aber auf das Feld kam, sah er den Bären, der den Garten verwüstete und die Früchte desselben verzehrte. Eilends kehrte er um und hinterbrachte dieß seinem Meister. Dieser sandte ihn zurück und sagte: „Geh und theile das Feld, den einen Theil räume dem Bären ein, den andern behalte für mich." Chagnoald that, wie ihm Columban befohlen hatte, und so lange der Heilige noch in Bregenz weilte, überschritt das Thier nie mehr die Grenze, sondern fraß Gras, oder was es sonst fand. — Colum-

ban hatte schon drei Jahre daselbst in Verrichtung heiliger Werke in stiller Einsamkeit zugebracht, da brach zwischen den beiden Brüdern von Burgund und Austrasien der unselige Krieg aus, der dem übelberathenen Theudebert Krone und Leben raubte. An dem Tage der entscheidenden, für den König von Austrasien so unglücklichen Schlacht bei Tolbiack, saß Columban mit einem Buche in der Hand unter einem Baume. Plötzlich fiel er in einen Schlummer, wahrscheinlicher in eine Entzückung, in welcher er die Heere der beiden feindlichen Brüder in wüthendem Kampfe, das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt und Theudebert besiegt, erschaute. Bei seinem Erwachen sah er seinen lieben Chagnoald zur Seite und sagte bewegt zu ihm: „Heute liefern sich Theodorich's und Theudebert's Völker eine mörderische Schlacht . . . . ganze Ströme von Blut werden vergossen.“ — „Nun, mein Vater“, sagte Chagnoald, „bittet doch zu Gott, daß er unserm Feinde, dem König Theodorich, nicht den Sieg verleihe.“ — „Mein Sohn!“ erwiederte der ehrwürdige Greis, „du giebst mir hier einen schlechten Rath; denn Gott, der ohnehin will, daß wir auch für unsere Feinde beten, hat in dieser Sache schon anders entschieden.“ Um den Verfolgungen Theodorich's zu entgehen, reiste Columban nach Italien, Chagnoald hingegen kehrte mit Eustasius nach Luxeuil zurück und lebte unter dessen Leitung. — Sobald Chlotar II. zur Alleinherrschaft über ganz Frankreich gelangt war, gedachte er auch des hl. Columban, der ihm schon vor drei Jahren seine Erhebung vorausgesagt hatte. Er sandte den heiligen Eustasius nach Italien, um den verbannten Heiligen zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Eustasius unterzog sich willig dieser Sendung und wählte Chagnoald zu seinem Gefährten. Sie reisten durch die Kantone Bern und Waadt und kamen nach St. Moritz in's Wallis, wo sie in der königlichen Abtei einkehrten. Chagnoald besuchte mit seinem Abte die Gräber des heiligen Mauritius und seiner Genossen und darauf den hl. Einsiedler Amatus (s. d. A. Bd. I.) in der steilen Felsenwand „du sex“ genannt. Von da überstiegen sie den Jupitersberg und kamen glücklich nach Bobbio zu ihrem geliebten Vater. Columban, gerade mit den Einrichtungen seines neuen Klosters beschäftigt und in manchen Stücken sehr unzufrieden mit Chlotar's II. Betragen, lehnte den ehrenvollen Ruf ab, empfahl aber die Abtei Luxeuil der vorzüglichen

Gnade des Königs, dem er übrigens in einem besondern Briefe noch manche wahrhaft väterliche Ermahnungen zukommen ließ. Auch gab er dem hl. Eustasius vortreffliche Lehren in Betreff der Leitung der Klöster, küßte ihn sammt seinem geliebten Chagnoald und entließ sie mit seinem Segen. Sie reisten wieder über die Alpen, gelangten ohne Unfall nach St. Moritz, wo sich ihnen der hl. Amatus zur Uebersiedelung nach Frankreich anschloß. — Der Weg führte die Reisenden zu dem väterlichen Hause des heiligen Chagnoald, wo sie einkehrten und von dessen Eltern, die sich freuten, ihren theuern Sohn wieder einmal zu sehen, gastfreundlich aufgenommen wurden. Doch wie sich oft in diesem Leben Freud und Leid vereinen, so auch hier; denn ihre Tochter Fara (Burgundofara) lag schwer krank darnieder. Ihr Vater wollte sie verehelichen; sie aber hatte ihre Jungfrauschaft dem Herrn geweiht und war fest entschlossen, zur Erhaltung der englischen Tugend sich in ein Kloster zurückzuziehen. Weil sie daher in ihrem Entschluß gehemmt wurde, hatte sie einen heißen Kampf zwischen der kindlichen Liebe und ihrem Gewissen, der sie auf's Krankenlager brachte. Der heilige Eustasius erkannte sogleich die Ursache der Krankheit und sprach daher Agnerik ernstlich zu, das Gewissen seiner Tochter nicht zu beeinträchtigen, sonst werde sie sterben. Darauf betete der Heilige über sie und gab ihr die Gesundheit. Ihr Vater, hoch erfreut über die Genesung seiner Tochter, legte ihr keine Hindernisse mehr in den Weg und baute auf seinen Besitzungen ein Doppelkloster, welches den Namen „Faremontiers" erhielt. Eustasius ließ Chagnoald zurück und sandte ihm den Mönch Waldebert (s. d. A.), welcher in dem Manns- und Frauenkloster die Regel des hl. Columban einführte. Beide Geschwister wurden die ersten Vorsteher des neuen Klosters; der Ruhm des heiligen Chagnoald breitete sich mehr und mehr aus, so daß er gegen das Jahr 620 den Bischofssitz in Laon einnehmen mußte. Als Oberhirt heiligte er sich und seine Heerde, schützte sie vor den Nachstellungen der Wölfe und wirkte unverdrossen im Weinberge des Herrn. Im Jahre 625 wurde das Concil von Rheims gehalten, wobei vierzig Bischöfe anwesend waren und der Erzbischof Sonakus den Vorsitz führte. Chagnoald befand sich unter dieser Zahl. Es wurden hier 25 Artikel verfaßt, welche besonders auf die Einschränkung der Könige bei der Bischofswahl Bezug hatten.

Bei diesem Kirchenrath waren auch Arnulph von Metz und der heilige Cunibert von Köln anwesend. Noch in den besten Jahren vollendete Chagnoald seine segenreiche Laufbahn; er starb den 4. oder 6. Herbstmonat 633 an einem Schlagfluß. Seine heiligen Geschwister überlebten ihn lange; Fara folgte ihm den 3. April 655 und Faro, Bischof von Meaux, den 25. Weinmonat 677 in die himmlischen Wohnungen. (Cf. Migne, Abbé, Encyclopédie, T. 40; Bolland. Acta SS. T. II. Septembr. p. 686—694.)

Christoph von Utenheim, Bischof von Basel, war ein gelehrter Mann, Magister der freien Künste, Rektor der Universität von Basel, Doktor des kanonischen Rechtes, Domkustos, Propst bei St. Thomas in Straßburg und seit dem Jahre 1500 Verweser der Diöcese unter seinem Vorgänger Kaspar zu Rhyn (geb. zu Mühlhausen 1433, erw. den 4. Jänner 1479, gest. den 8. Wintermonat 1502). Nach Ableben des Bischofs ward Christoph schon den 1. Christmonat 1502 auf den erledigten Bischofsstuhl berufen. Papst Alexander VI. hieß die Wahl des Ernannten gut und am 28. Mai 1503 erhielt er in der Kathedrale von Basel die Bischofsweihe. Gleich bei dem Antritte seiner Regierung hielt er eine Synode, deren musterhafte Satzungen von seinem glühenden Eifer für die Aufrechthaltung der kirchlichen Zucht zeugen. Ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und edle Naturanlagen, glänzte der Bischof an Basels gelehrtem Horizont als ein Stern erster Größe. Mit fürstlichem Sinne vertheidigte er die Burgen und beschwornen Rechte seines bischöflichen Stuhls. Ausgerüstet mit Muth und Weisheit, zeigte er sich des schönen Namens eines Vaters seines Hochstiftes würdig. Bemüht, die so oft gefährdeten Rechte und Verhältnisse der Kirche zu Andern auf's Neue festzustellen, wollte sein vielumfassender Geist dem durch die Leibeigenschaft gesunkenen Wohlstande des Landes kräftig emporhelfen, und widersetzte sich ernst jeder frechen Anmaßung von Lehnträgern und Oberherren. Ungern hatte Christoph, der lieber sich und den Wissenschaften lebte, ein so wichtiges Amt auf sich genommen; denn die Zeiten waren schwierig und die Glaubensneuerer suchten schon damals auf allen Wegen die Lehren der Reform in Aufnahme zu bringen. Diesem heranstürmenden Strom vermochte er keinen Damm zu setzen; denn sein hohes Alter, sein beständiges Kränkeln (diutina podagræ vexatio)

und die Gewalt der allzu mächtigen Parteien hinderten ihn. Die düstere Zeit wohl erwägend, bat er den 28. Mai 1519 sein Domkapitel, ihn der schweren Bürde und des Geräusches des Lebens zu entheben und einen rüstigen Stellvertreter an seine Seite zu stellen. Seiner Bitte wurde entsprochen. — Von der Frömmigkeit dieses Bischofs liest man: Er hatte eine solche Andacht zum heiligen Meßopfer, daß er sich zum Altare führen ließ, als er wegen Altersschwäche nicht mehr zu demselben gehen konnte. In der öffentlichen Bibliothek zu Basel wird eine uralte Fensterscheibe, welche einstens die Kirche des Steinenklosters zierte, mit dem Bilde dieses greisen Fürsten und dem beigesetzten Wahlspruche aufbewahrt: „Das Kreuz Christi ist meine Hoffnung: ich suche die Gnade und nicht die Werke."[1] Der liebe Gott nahm seinen Diener den 16. März 1527 zu Delsberg zu sich, nachdem derselbe 25 Tage vorher seinen Bischofsstab in die Hände des Kapitels niedergelegt hatte. Dort vor dem Hochaltar ruhet seine irdische Hülle und erwartet die einstige Auferstehung. (Mehreres von ihm findet man in der Schrift: Georgii Chartusiani Bas. Chronica de gestis sui temporis, mst.)

Chuan, Mönch von Luxeuil. Als der heilige German (Bd. I. S. 267 ff.) sich einige Zeit in dem Kloster Romaric aufhielt, erbaute er durch seine Gottseligkeit die Klostergenossen. Die hohe Verehrung, die der Obere und die sämmtlichen Ordensbrüder ihm zollten, veranlaßten ihn, das Kloster zu verlassen und einen Aufenthaltsort aufzusuchen, wo er, der Welt unbe-

---

[1] „Spes mea crux Christi: gratiam, non opera quæso." „Der Sinn dieser Worte", sagt Herr Schneller, „die leicht mißverstanden und mißbraucht werden könnten, ist aber, wie ich glaube, dieser: Die göttliche Gnade wünsche ich mir, die mir den ächt christlichen Glauben und die ächt christliche Liebe einflößet; denn ich verabscheue alle bloß mechanische Werke; und so wäre dieser Spruch ganz unserer christkatholischen Religion gemäß, welche uns lehrt, daß, sowie der Glaube ohne Werke todt ist, auch die Werke ohne die Liebe ein Unding seien." — Mir scheint, man könnte auch diesen Sinn den Worten beilegen: Meine Hoffnung gründet sich auf das Kreuz Christi; ich baue auf die Gnade und nicht auf die Verdienste meiner Werke. Die unendliche Barmherzigkeit Gottes führt den Menschen in Gottes Reich zur Seligkeit und nicht seine Verdienste; denn Jesus sprach zu den Aposteln: „Wenn ihr auch Alles gethan habet, so gedenket, daß ihr unnütze Knechte seid."

kannt, Gott desto eifriger dienen könnte. Im Kloster Romaric befand sich ein Religiose, Namens Chuan aus Burgund, den er vorzüglich liebte, weil er ein sehr frommer Mann war. Dieser wurde von ihm eingeladen, ihm in das Kloster von Luxeuil zu folgen; er begleitete ohne Widerrede den Heiligen dahin und beide wurden vom Abte Waldebert (s. d. A.) in Güte aufgenommen. Von nun an verschwindet zwar Chuan aus der Geschichte; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der hl. German, als er Abt zu Münster in Graufelden (Kt. Bern) geworden, ihn mit sich dahin geführt, und daß er dort seine Tage beschlossen habe. Die Bollandisten nennen ihn „selig". (Vergl. Sevasset, N., Vies des Saints qui ont illustré le Jura, p. 24.)

Claudius von Lucinges, Beichtiger des Gotteshauses von Stäffis. Von der würdigen und weisen Verwaltung des Bußsakramentes hängt nicht nur das Heil der Weltleute, sondern auch der Ordenspersonen ab. Das erkannte auch die Oberin Susanna Thomassete in Stäffis und hörte daher nicht auf zu bitten, bis die Provinzobern des Dominikanerordens ihrem Gotteshause einen Conventualen als Beichtiger gestatteten. Sie hob besonders hervor, wie sehr ihr Kloster seit dem Religionssturm dadurch gelitten habe, weil sie keinen eigentlichen Beichtvater haben konnten. Da kam im Jahre 1573 der Dominikanermönch P. Plotty aus dem Convent in Chambery nach Stäffis zur Leitung des Gotteshauses und leistete demselben 27 Jahre lang vortreffliche Dienste. Er starb den 8. Jänner 1600 und hinterließ in diesem Hause ein ehrenvolles und preiswürdiges Andenken; denn er hatte die Frauen nicht nur auf dem Pfade der Religion geleitet, sondern auch für die Schulen gebildet und wußte sie dadurch nützlich zu machen, daß sie den Mädchen Unterricht ertheilten. Seine Gebeine ruhen daselbst in der Kirche. — Nach seinem seligen Absterben wandte sich die selige Ursula Werly wieder an die Obern und verlangte von ihnen einen Nachfolger, aber für den Augenblick war keiner erhältlich. Da schickte der Bischof von Lausanne, Johann VI., Doroz (1600—1607), den Frauen in dieser Eigenschaft einen Weltpriester, der fünf Jahre bei ihnen verblieb. Im Jahre 1605 kam P. Peter Raucourt, Dominikaner von Arras, von Rom, reiste durch die Schweiz und kehrte in Stäffis bei den Dominikanerinnen ein; diese baten ihn inständig, daß er

sie nicht als Waisen zurücklassen, sondern bei ihnen als Beichtiger zurückbleiben möchte. Der gute Pater wurde zu Thränen gerührt, setzte seine Oberen über den Vorfall in Kenntniß und erhielt die Ermächtigung, in Stäffis bei den Conventualinnen bleiben zu dürfen. Er stiftete mit Beihülfe der Priorin Ursula (1587—1617) viel Gutes und hob Zucht und Ordnung; die Zahl der Eintretenden mehrte sich und damit kam auch reicher Segen über das Gotteshaus. P. Raucourt starb 1614 eines seligen Todes. Als man seine Leiche in der Kirche begraben wollte, stieß man auf die Leiche seines Vorfahren, des P. Plotty; diese war, obwohl er schon 14 Jahre dort ruhte, noch ganz frisch und unverwesen. Auf ihn folgte Johann Franz von L'Allée aus Chambery, der 1627 wieder die strengere Ordenszucht bei den Frauen einführte. Ganz besondere Erwähnung verdient aber der P. Claudius von Lucinges, aus Savoyen gebürtig, welcher, durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet, mit einem seiner Brüder, Franz Lukas, in den Dominikanerorden getreten war und dessen Zierde wurde. Franz Lukas kam nach Stäffis, stund einige Jahre den Frauen vor, schrieb während dieser Zeit eine Klosterchronik, die annoch im Gotteshause sich vorfindet, und ward darauf als Prior nach Annecy berufen. Nun übernahm sein Bruder Claudius die Leitung der Frauen; er war ein frommer und heiligmäßiger Mann, ein wahrer Diener Gottes, der seinem Heilande in Allem ähnlich zu werden trachtete, besonders aber in der Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit; er versagte Niemanden einen Liebesdienst, gab sich für Alle hin und wurde, wie die Chronik sagt, Allen Alles. Die Priorin Dominika von Englisberg, aus Freiburg, gleich edel durch Abkunft und Verdienste, war eine vortreffliche Haushälterin und nahm an den Gebäulichkeiten des Klosters mehrere Ausbesserungen vor; sie baute die alte Klosterkirche wieder auf, die heute noch steht, und ließ nur das Chor und die Rosenkranzkapelle stehen. Der Bau der Kirche begann 1697 und unser P. Claudius segnete den 3. Mai den Grundstein ein. Weder sie, noch der Beichtiger erlebten die Freude der Einweihung, die am 29. Herbstmonat 1699 durch den Bischof von Lausanne, Peter II. von Montenach, (1688—1707) stattfand. — Die Liebe zu Gott und den Menschen zehrte den P. Claudius auf: er fiel 1697 in eine schwere Krankheit, die seine Auflösung nach sich führte. Sofort

wurde sein Bruder in Annecy benachrichtigt; er kam in Eile nach Stäffis, um dem Sterbenden beizustehen. P. Claudius starb den 17. Heumonat, mit verklärtem Blicke nach Oben schauend, in seinen Armen. Groß war die Trauer der Frauen und sie klagten: „Wir haben unsern heiligen Seelenführer verloren!" Mit Recht wurde dieser Gottesmann im Chor beigesetzt. Er stund in so gefeiertem Ansehen, daß die Chorherren an der St. Laurenzenkirche in Stäffis sich die Gunst erbaten, die Leiche zu Grabe zu tragen. Auf der Steinplatte, die seine Gebeine bedeckt, steht die Grabschrift: „Unter diesem Leichenstein liegt begraben R. P. F. Claudius von Savoyen, ein Sohn des heiligen Dominikus, seines Amtes Prior und unermüdeter Leiter dieses Klosters. Er starb den 17. Heumonat 1697, 67 Jahre alt." [1]) Das Frauenstift Stäffis stund fortwährend unmittelbar unter dem General des Dominikaner-Ordens in Rom, bis es laut Bulle des Papsts Pius VI. vom 23. Mai 1788 mit Zustimmung des damaligen Bischofs von Lausanne, Bernard Emanuel von Lenzburg (1782—1795), des berühmten Historikers und gewesenen Abtes von Altenryf, dem bischöflichen Ordinariat übergeben wurde. Seither und noch jetzt sind Weltpriester die geistlichen Väter der Klosterfrauen in Stäffis. (Vergl. M. Rosa Tercier, Annales du Couvent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. manuscr.)

Claudius, der heilige, Erzbischof von Besançon und Abt im Juragebirge (Zusatz zu dem Artikel Bd. I. S. 111 ff.). Die Lebensbeschreiber dieses heiligen Kirchenprälaten geben die Zeit seines Lebens verschieden an; Einige setzen sein Geburtsjahr gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts oder in den Anfang des siebenten, jedoch ohne haltbare Gründe; denn Richard, Sirmund, Mansi und Andere versichern, Claudius habe im Jahre 517 dem Concil von Epaon beigewohnt und die Beschlüsse desselben als Bischof der Stadt Besançon unterzeichnet. Noch im selben oder folgenden Jahre war er im Kirchenrathe von Lyon anwesend. Vielleicht gab es zwei Bischöfe

---

[1]) „Sub hoc jacet sarcophago R. P. F. Claudius de Lucinge, patria Sabaudus, professione Dominicanus, munere Prior, ministerio postmodum hujus Monasterii director indefessus. Desiit XVII. Julii Anni Domini MDCXCVII. Aetatis LXVII."

dieses Namens in Besançon, die man mit einander verwechselte. Selbst die Preisschrift der Akademie von Besançon vom Jahre 1779 hat das Dunkle nicht gehoben. Claudius wurde in Hochburgund auf dem Schlosse Bracon bei Salins geboren. Sein Vater, ein ansehnlicher Burgunder, bestimmte ihn für den Soldatenstand und ließ an seiner Erziehung nichts ermangeln, was auf diesen Stand Bezug hatte; allein als der Sohn zwanzig Jahre zählte, warf er sich zu den Füßen des Bischofs von Besançon und bat ihn um die Aufnahme in die Zahl seiner Kleriker. Eingereiht in das Kollegialstift der Chorherren, wurde er vom Bischof, der seine großen Fähigkeiten würdigte, mit dem Unterrichte der Geistlichen und Chorherren betraut, welches Amt er im Sinne und Geiste eines eifrigen Apostels zwölf Jahre versah. Obwohl dem jungen Chorherrn die glänzendsten Aussichten auf irdische Auszeichnung offen standen, verzichtete er doch bald auf alle Rechte, die ihm Natur und Geburt gaben, um sich in der Einsamkeit mit dem einzig Nothwendigen frei und ungestört zu beschäftigen und zog sich in das Kloster des heiligen Eugendus zurück, in dessen Mauern damals fromme und für alles Höhere begeisterte Mönche lebten. Kaum hatte der heilige Injuriosus (siehe den Art.) den hohen Geist und die seltenen Eigenschaften seines neuen Mitbruders erkannt, so wollte er zu dessen Gunsten abdanken und den Abtsstab in seine Hände legen. Claudius widersetzte sich diesem Ansinnen aus Demuth; allein die Mönche sammelten sich zu einer neuen Abtswahl, bei welcher sie ihn zum Abte erwählten, obgleich er das vierzigste Jahr noch nicht erreicht hatte. Bald gelangte die Kunde seiner Ernennung nach Besançon, wo er seiner schönen Kenntnisse und Tugenden wegen noch im frischen Andenken lebte. Von allen Seiten her sandten die adeligen Familien ihre Söhne in die treffliche Schule von Condat, von wo sie, mit Kenntnissen bereichert, fromm und tugendhaft nach Hause kehrten. Unter seiner Verwaltung vermehrten sich die Einkünfte des Klosters und die Bibliothek erhielt einen reichlichen Zuwachs an köstlichen Werken und Handschriften. Indessen starb der Bischof von Besançon; die Stadt sandte Abgeordnete in das Juragebirg an den heiligen Vorsteher und ließ ihn bitten, die bischöfliche Würde anzunehmen; er entschuldigte sich und sagte, er dürfe seine Wildniß ohne päpstliche Dispense nicht verlassen.

Man gab ihm aber zu verstehen, die Stadt Besançon habe in dieser Angelegenheit schon die nöthigen Schritte gethan und die päpstliche Bewilligung nachgesucht. Der Papst bestätigte die Wahl des Heiligen und ließ ihm zugleich den Titel: „Abt von Condat.“ Claudius neigte sich in allem Gehorsam vor dem Willen des heiligen Vaters und verließ seine stille Klosterzelle, um auf einem der berühmtesten Bischofssitze die Heerde Gottes zu leiten. Als Bischof regierte er weise und fest und verfuhr nach dem Beispiele der Heiligen aller Zeiten vor und nach ihm; er nahm im Sinne und Geiste der Kirche Verbesserungen vor, stellte Mißbräuche ab und führte Nützliches ein. Daß es ihm aber bei der Weigerung der Annahme der Bischofswürde Ernst gewesen, bewies er dadurch, daß er sich nach einigen Jahren in seine Klostereinsamkeit zurückzog, in der er sein heiliges Leben im hohen Alter beschloß. — Nach den Bollandisten ward er im Jahre 484 geboren und 516 zum Bischofe erwählt. Sein Ende (581) erzählen sie lieblich und anziehend: Am 6. Brachmonat gegen 9 Uhr Morgens ließ er sich auf seinen Betstuhl nieder, erhob seine Arme, faltete seine Hände und ging, seine Augen zum Himmel erhebend, zum Herrn. Seine Hülle wurde in der St. Eugenduskirche beigesetzt. Auf seinem Grabe geschahen viele Gebetserhörungen und Wunder, von denen wir der Kürze wegen nur eines erwähnen. Ein erblindeter Priester der Kirche von Lausanne erhielt am Grabe des Heiligen das Gesicht. Vom zwölften Jahrhundert an wurde das Kloster Condat „St. Claude“ genannt. Die Kirche von Besançon feierte frühzeitig sein Andenken und zwar mit einem eigenen Officium, welches in uralten Brevieren zu finden ist. Die Wallfahrten begannen und hohe und niedere Personen pilgerten zu seinem Grabe. Als der heilige Petrus, Erzbischof von Tarantaise, 1172 dahin pilgerte, fand er das Kloster in einem elenden Zustande und fast verlassen; denn die Mönche waren in großer Noth und suchten anderswo ihr Leben zu fristen. Die Kirche selbst bot ein erbärmliches Bild und drohte einzustürzen. Der Heilige predigte an mehreren Orten zu Gunsten des Klosters; Gott segnete sein salbungsvolles Wort, die Reichen öffneten ihre Kassen und Stephan von Burgund und Johann, Graf von Chalons, statteten das Kloster reichlich aus. Jetzt nahmen die Wallfahrten wieder zu. Amedeus V., Graf von Savoyen, machte das Gelübde, die

Grabstätte des heiligen Claudius zu besuchen, wenn er in einer gewissen Sache, auf die er einen großen Werth setzte, erhört würde. Sein Wunsch erfüllte sich wunderbar und 1340 erfüllte er sein Versprechen. — Schon lange ging man mit dem Gedanken um, das Grab des Heiligen zu öffnen und 1342 fand diese Feierlichkeit statt. Man fand seinen Leichnam unverwesen und noch biegsam; er wurde auf den Altar erhoben und der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Fortwährend blieb der heilige Leib unversehrt, jedoch trocknete er an der Luft später gänzlich aus. Der Jesuit, P. Peter Vernon, der 1666 in das Juragebirge pilgerte, sagt: „Ich besuchte den Tempel des heiligen Claudius und berührte da den Leib jenes großen Heiligen, den ich noch ganz unversehrt, jedoch eingeschrumpft und ausgetrocknet fand.“ Von nun an mehrte sich von Tage zu Tage die Zahl der Pilger. Philipp der Kühne kam 1380 mit 248 Rittern dahin; seinem Beispiel folgte 1412 Philipp der Gute und später Ludwig XI., der am Altare des Heiligen von einer Krankheit genas. Aber nicht nur Vornehme suchten die Hülfe des verklärten Gottesfreundes, es strömte das gläubige Volk schaarenweise zu der Stelle, wo der Allerhöchste seinen treuen Diener verherrlichte, um vor dessen Altare Linderung und Hülfe zu finden. Zwei Pilger, Nicod Girod, Zimmermeister zu Thonon, und Peter Dutoy, Notar zu Morges, verdienen Erwähnung. Den 26. Mai 1445 bestiegen diese zwei mit vier andern Reisenden ein Schiff und fuhren über den Genfersee. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, die Winde sausten, die Grundwellen thürmten sich hoch auf, so daß das schwache Fahrzeug sich mit Wasser füllte. Schon hatten die Wellen zwei Reisende verschlungen, da erhob sich Nicod, flehte mit lauter Stimme die Hülfe des seligen Claudius an, und machte das Gelübde, zu seinem Grabe zu wallfahren, wenn er dem Tode entgehe. Eine halbe Stunde schwebten sie in beständiger Todesgefahr; da trieben die Fluthen auf einmal die Barke an's Land. Girod und Dutoy entledigten sich alsobald ihres Versprechens, eilten zum Grabe des Heiligen und baten die Abteiherren von Condat, dieses Ereigniß in ihr Archiv einzutragen. — Eines großen heiligen Wallfahrers nach dem Jura, nämlich des heiligen Franz von Sales, dürfen wir nicht vergessen. Den 24. August 1604 kam er in Begleitung seiner frommen Mutter zum Grabe des

heiligen Claudius; Franziska von Chantal, die von dieser Wallfahrt wußte, verließ Dijon und begab sich ebenfalls dahin, um den heiligen Fürstbischof von Genf über ihre Standeswahl zu berathen. Zwei Tage brachten die frommen Pilger im Gebete zu; da erklärte Franz von Sales der Frau von Chantal, was Gott mit ihr vorhabe. — Als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Feuer der politischen Zwistigkeiten und Kriege auch in Frankreich ausbrach, sahen die Mönche von Condat sich genöthigt, auszuwandern. Papst Benedikt XIV. hob die Abtei auf und errichtete daselbst ein Bisthum. Der erste Bischof, der daselbst seinen Sitz aufschlug, war Joseph von Meallet de Furques, welcher die Kirche von St. Peter zu seiner Kathedrale wählte; er ließ den Leib des heiligen Claudius den 26. August 1754 feierlich übertragen. Der Heilige war noch 1769 im Jura und der Umgebung in großer Verehrung. Der Prinz von Crony ließ den Kasten, in dem Claudius aufbewahrt wurde, öffnen; der Körper war ganz gut erhalten; der Mund öffnete sich, die Zunge hatte ihre natürliche Farbe und die Augen glänzten hell. Um so entsetzlicher ist die blinde Wuth, mit welcher die Ungeheuer der französischen Revolution gegen diese geheiligten Reste losstürmten. Einige Wochen vor dem Sturze Robespierre kamen die Sansculotten nach dem Jura, stürzten in die Kathedrale, wo der heilige Claudius aufbewahrt wurde. Unter dem Vorwande, man treibe dort Aberglauben, warfen sie Alles, was zur Verehrung des Heiligen diente, ins Feuer, erbrachen den Reliquienkasten, hieben den Leib des Heiligen in Stücke und gaben die Glieder den Flammen preis. Nur ein Stück vom Arm, das auf den Boden fiel und nicht beachtet wurde, entging ihrer Wuth. Ein gewisser Jaquet hob ihn auf, verwahrte ihn in seinem Hause und stellte ihn später der Kirche zurück. Diese Gräuelthat hatte den 19. Brachmonat 1794 statt. Fünf Jahre später, am gleichen Tage und Monat, verbrannte die Stadt von St. Claude und nur das Haus Calais blieb von den Flammen verschont. Die Gattin desselben hatte, als man den heiligen Leib zerstörte, dessen Rosenkranz gerettet. Die Einwohner der Stadt erkannten hierin die rächende Gotteshand und klagten: „Wir sind dieses begangenen Frevels wegen so schrecklich gestraft worden.“ (Annales Catholiques de Genève, Huitième série, 1856; Bolland., Acta Ss. T. I. Junii p. 644—710.)

Columba Praroman, vierte Oberin der Visitantinnen in Freiburg. Um das Jahr 1632 oder 1633, da man die Töchter des heiligen Franz von Sales in Freiburg noch nicht kannte, hörte eine tugendhafte Tochter, die im Hause des Herrn Schultheiß von Affry diente, im Hausgarten mehrere unsichtbare Stimmen, die gar lieblich das „Magnifikat" sangen. Ein frommer Priester, der, während Herr von Affry zu Neuenburg seine Statthalterschaft leitete, das gleiche Haus bewohnte, sah im nämlichen Garten eine Reihe von Jungfrauen; sie stimmten den nämlichen Lobgesang an und sangen so rein und so schön, daß er glaubte, Engelstimmen zu hören. Er schloß daraus, dieser Platz wäre zu einem Nonnenkloster bestimmt, welches da die Himmelskönigin verherrlichen sollte. Und seine Ahnung blieb keine Täuschung; denn bald langten die Töchter des heiligen Franz von Sales unter der Leitung der Mutter Maria Margaretha Michel (s. d. Art. Bd. II. S. 25 ff.) in Freiburg an. Die erste, die sich diesen gottseligen Nonnen anschloß, war ein Fräulein aus der edlen Familie Praroman. Sie wurde den 10. April 1622 zu Freiburg geboren; die Urheber ihres Lebens hießen: Franz Nikolaus von Praroman und Margaretha von Wallier, Beide edel an Herkunft und Tugend, die an der Erziehung ihrer Tochter nichts ermangeln ließen. Als sie achtzehn Jahre zählte, wollten die Eltern sie verehelichen und bezeichneten ihr den künftigen Bräutigam; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Ihre Pläne verwirklichten sich nicht; sie hatte wiederholt ihre Eltern gebeten, ihr den Eintritt zu den Visitantinnen zu gestatten, konnte jedoch die Einwilligung nicht erlangen. Nun was that sie? Fräulein Praroman ging vor das Haus, in welchem die frommen Nonnen wohnten, und fand die Thüre desselben geschlossen; sie blieb nachdenkend stehen, sah ein Fenster geöffnet, schob sich zur Verwunderung der Schwestern hinein und bat sie, bei ihnen bleiben zu dürfen, was sie ihr gerne bewilligten. Nicht wenig wurden die Eltern durch den Schritt ihrer Tochter überrascht, erkannten darin die leitende Gotteshand und legten ihr von nun an keine Hindernisse mehr in den Weg. Als sie 1641 den Schleier nahm, gab man ihr den Klosternamen Maria Columba (Taube), und in der That! sie war eine wahre Taube, voll Einfalt und Sittenreinheit, bescheiden und klug und die Zierde ihres Conventes. Schon nach

neun Jahren wurde sie zur vierten Oberin ihres Klosters erwählt, welches Amt sie später noch einige Male bekleidete. Maria Columba starb den 1. Brachmonat 1694 in sehr frommem Rufe, blieb lange in gefeiertem Andenken und hatte Heil und Segen in das Gotteshaus gebracht, dessen Wirkungen sich jetzt noch über dasselbe verbreiten. (Visitation de Fribourg, Extrait de la Chronique Fribourgeoise par H. Ræmi de Bertigny; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II. S. 250—251.)

Conrad Treger, Augustiner von Freiburg. Mitten in den unheilsvollen Stürmen, welche zur Zeit des großen Abfalles tobten und Kirche und Altar zu verschlingen drohten, weckte der Allerhöchste zum Schutze seiner Kirche und zur Fortsetzung seines Erlösungswerkes Männer, welche mit Muth und Kraft von Oben ausgerüstet, dem Andrange des Bösen Einhalt thaten; deren Namen daher mit Recht in den Annalen der Kirche gepriesen und der Nachwelt aufbewahrt werden. Unter diesen nennen wir auch Conrad Treger (Dreyer, Fr. Tornary, ein Geschlecht, das im Kanton Freiburg noch fortbesteht). Er ward zwischen den Jahren 1480—1483 zu Freiburg in der Schweiz geboren, widmete sich daselbst den Studien, wuchs in Tugend und Frömmigkeit heran und trat noch jung in das Gotteshaus der Augustiner, dessen Zierde er später wurde. Es entging seinen Oberen nicht, daß ihn Gott mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgerüstet und ihm besondere Anlagen zur Erlernung der theologischen Wissenschaften zugetheilt hatte; deßwegen schickten sie ihn 1509 nach Paris, wo er durch gediegene Bildung und sittlich-strengen Lebenswandel den Grund zu seiner künftigen Größe legte. (Chron. Prov. Rheno-Suev.). Aus der französischen Hauptstadt zurückgekehrt, ward er 1514 zum Professor der Theologie in Straßburg erhoben. Durch seine ausgebreiteten Kenntnisse leistete er dem Generaldefinitor Hieronymus Candelf in der Leitung der innern Provinzangelegenheiten wesentliche Dienste und war 1515 mit ihm bei dem Generalkapitel zu Rimini anwesend. Im Jahre 1517 war er Prior und Oberaufseher der Studenten in Straßburg; das Provinzkapitel versammelte sich noch in gleichem Jahre und legte die Leitung der Provinz in seine Hände. Papst Leo X. schätzte den gelehrten, eifrigen und frommen Mann sehr hoch, und gab dem Kardinal Aegidius, dem Protektor der Augustinermönche, die Weisung, daß sich die

deutschen Klöster des Ordens in Sachen der Reform nicht an Herrn Staupiz, Vikar* der Congregation von Sachsen, sondern an den Provinzial Conrad Treger zu wenden hätten. Im dritten Jahre seines Amtes berief er das Provinzialkapitel nach Straßburg, eröffnete dasselbe mit einer salbungsvollen Rede und erließ mit demselben für die Erhaltung der Ordenshäuser heilsame und zeitgemäße Verordnungen. Die versammelten Väter bestätigten ihn abermal in seiner Würde; da trat aber eine verhängnißvolle Zeit, nämlich die Reformation, ein, gegen die er einen schweren Kampf begann. Die Irrlehren griffen schnell um sich, und selbst Mönche seines Ordens wurden davon angesteckt. Als Prior von Straßburg verfaßte er 1524 unter dem Titel: „Paradoxa centum" eine Schrift, welche er seinem Bischofe, Sebastian von Montfaucon zu Lausanne zueignete, und worin er den Reformator Zwingli gründlich widerlegte. Die Reformatoren von Straßburg geriethen darüber so in Wuth, daß sie ihn zu einem öffentlichen Religionsgespräch herausforderten; er aber wollte sich mit solch befangenen Menschen nicht in eine Fehde einlassen. Als sich deßhalb der Prediger Köpfli (Capito) unterfing, schriftlich gegen P. Conrad in die Schranken zu treten, ergriff auch dieser die Feder und geißelte den Verwegenen mit so triftigen Gründen, daß er nichts zu entgegnen vermochte. Anstatt aller Antwort nahmen sie den Verfechter der Wahrheit gefangen und warfen ihn ins Gefängniß; allein die Regierung von Freiburg drang auf dessen Freilassung, und er kehrte 1525 nach Freiburg zurück. Conrad war ein beredter und eifriger Verfechter der katholischen Lehre; er vertheidigte dieselbe in den Religionsgesprächen zu Constanz, Baden (1526), Bern (1528), Speier (1534), Genf (1535) und Lausanne (1536). Er beklagte sich über die Parteilichkeit der Neuerer, die nicht die Wahrheit suchten, sondern den Untergang der Kirche Jesu. Im Jahre 1538 wurde er wieder zum Provinzialleiter gewählt. Mit vieler Klugheit und Umsicht übernahm er die Leitung seiner Untergebenen und erließ manche sehr nützliche Vorschriften. Sein väterliches Herz wendete sich Allen zu; aber es verursachte ihm unnennbaren Schmerz, daß die Reformation seine Gotteshäuser in Basel, Mühlhausen, Zürich, Constanz, Straßburg und Heidelberg verschlungen hatte. Jene von Landau, Speier und Worms hatten dem ersten Sturme noch widerstanden, doch auch diese wurden

bald aufgehoben. Die Zahl der übriggebliebenen Klöster war auf fünf zusammengeschmolzen, nämlich diejenigen in Freiburg in der Schweiz, Freiburg im Breisgau, in Breisach, Hagenau und Mainz. Später wurde auch jenes von Rappoltsweiler im Elsaß wieder hergestellt. (Mémorial de Fribourg T. II. p. 145.) Von den vielen Strapazen und Leiden erschöpft und sein kommendes Ende ahnend, traf der gottselige P. Conrad den 13. Januar 1543 zum Heile seiner Seele die letzten Verordnungen, die von seiner Frömmigkeit und von seiner tiefen Glaubensfülle zeugten. Noch im selben Jahre wurde er von der Pest ergriffen; er starb ruhig und gottergeben zu Freiburg am 25. Wintermonat und ging, wie wir billig hoffen dürfen, zu einem bessern Leben über, auf welches er sich stets vorbereitet hatte. Er wurde daselbst im Chor der Augustinerkirche begraben. (v. Mülinen, Helvetia S. Bd. II.) Das Porträt des großen Mannes wurde bis auf die neueste Zeit im Augustinerkloster zu Freiburg aufbewahrt, und ist jetzt in den Händen eines Conventualen desselben Ordens. Er war ein schöner Mann, ein ausgezeichneter Prediger und hatte als solcher in der St. Nikolauskirche einen gefeierten Ruf. Das Kloster besaß von ihm eine wichtige Sammlung von Briefen, welche aber in neuerer Zeit verschwunden sind. Das Gotteshaus, seit der Reformation das einzige seines Ordens in der Schweiz diesseits der Alpen, ward nach dem Sonderbundskriege 1848 im März aufgehoben; die Religiosen erhielten einen Jahrgehalt und die meisten sind jetzt verpfründet. Gegenwärtig dient das Gebäude zum Staatsgefängnisse. (Vgl. Staatsarchiv von Freiburg: Protokolle des Augustinerklosters zu Freiburg; Catologus Patrum ac Fratrum ord. Eremitarum S. P. Augustini, Provinciæ Rheni et Sueviæ; zwei Nekrologien dieser Augustinerprovinz.)

D.

Dagemund, Abt von Condat, im Juragebirge. — Dagemund oder Dagamund war der zehnte Abt des Klosters und lebte um das Jahr 596, im vierten Jahre der Regierung Childeberts II. Chlotar schätzte den gottseligen Abt

sehr hoch, wandte alle Mittel an, ihn auf den bischöflichen Stuhl zu befördern; allein dieser zog die Einsamkeit und die stille Klosterzelle der Inful und dem Bischofsstab vor, und war nicht zu bewegen, sich der hohen Würde zu unterziehen. Er widmete seine Tage dem beschaulichen Leben und starb eines seligen Todes. Dagemund wurde früher öffentlich verehrt, nun aber nicht mehr. (Cf. Annales Catholiques de Genève; Helvetia S. Bd. I. Seite 132.)

Defendens, der heilige, Martyrer, war Soldat der thebäischen Legion, und erlangte mit andern Gefährten unter dem Kaiser Maximian die Marterpalme. Die Biographen sind über den Ort seines Leidens uneinig; jedoch litt er wahrscheinlich zu Marseille; denn Peter Galesin schreibt: „In Gallien an der Rhone ward der heilige Defendens unter dem Kaiser Maximian um Christus des Herrn willen mit mehreren andern Soldaten gepeinigt, welche die Marterkrone erlangten. Der heilige Theodor, Bischof von Marseille, beerdigte den Martyrer Defendens an dem Ufer der Rhone und ließ unter seinem Namen daselbst eine Kirche bauen." Ebenso wird der heilige Blutzeuge in Piemont verehrt, wo seine Gebeine zu Casale (Herzogthum Montferrat) aufbewahrt werden. Die Bollandisten (T. I. Jan. p. 80) erzählen: ein Bauer aus der Diöcese Casale sei am Feste des Heiligen wegen der Nichthaltung des Feiertages bestraft worden, indem er dafür erblindete. Er sah dieses als verdiente Strafe an, ging zu dem Altare des heiligen Martyrers, rief den Seligen um Hülfe an, und wurde von seiner Blindheit geheilt. Im Verzeichnisse der Heiligen steht sein Name am 2. Jänner; die Gefährten, die mit ihm litten, werden nicht genannt. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de L'Architecture sacrée", fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch den heiligen Defendens.

Deodat, der heilige, Bischof von Nevers, Apostel der Vogesen. Dieser Gottesmann war im westlichen Frankreich geboren und stammte aus einer ansehnlichen Familie ab. Die schönen Anlagen, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte, entwickelten sich unter dem Hauche der göttlichen Gnade sehr frühe und, was noch kostbarer ist, sie erhielten durch den wohlthätigen Einfluß der religiösen Erziehung eine höhere Weihe. Er schätzte die Lehren der Religion höher als alle Güter

der Welt und bestrebte sich, den edlen Schatz der christlichen Weisheit in seinem Herzen zu bewahren und stets zu mehren. Gleichgültig gegen Alles, was ihn von der Urquelle alles Guten entfernen konnte, suchte er immer mehr und mehr in das Göttliche einzudringen, brach völlig mit der Welt und ließ sich zum Priester weihen. Um das Jahr 655 ward er zum Bischof von Nevers ernannt und zeigte in dieser erhabenen Stelle seine Tugenden in ihrem schönsten Glanze. Deodat war ein hoher Verehrer des hl. Mauritius und seiner Gefährten; es wird von ihm erzählt, daß er noch vor dem Antritt des bischöflichen Amtes zu den Gräbern der Heiligen gewallfahrtet sei. Er erinnerte sich lebhaft, welche große Wohlthaten der hl. Abt Severin von St. Moritz einem seiner Vorfahrer, nämlich dem heiligen Eulalius, erwiesen habe, indem er ihn von seiner Stummheit heilte. Darum ging er als Bischof wieder dahin, verehrte die heiligen Blutzeugen und faßte dort den Entschluß, seinen Sitz zu verlassen und sich dem beschaulichen Leben in der Abgeschiedenheit von der Welt zu widmen. Er gab bei der Abreise von St. Moritz den Oberen des Klosters, mit denen er auf freundschaftlichem Fuße stand, sein Vorhaben zu verstehen. (Gefällige Mittheilung von St. Moritz.) Zurückgekehrt nach Nevers, dankte er ab, bewog das Volk und den Klerus, einen tüchtigen Nachfolger zu wählen und zog sich dann nach den Vogesen zurück. Er drang bis nach dem Elsaß vor, begab sich in den Hagnauer Forst und fand daselbst seinen innigen Freund, den heiligen Arbogast (s. d. A. Bd. I.). Als nach einiger Zeit das Volk den Heiligen verfolgte, verließ er die Gegend, begab sich auf die Insel Novientum und gesellte sich zu den dort wohnenden Einsiedlern, die sich über die Ankunft eines so großen Mannes ungemein freuten. Die Zahl der Einsiedler mehrte sich und der König von Austrasien, Childebert II., der von dem Diener Gottes so erfreuliche Dinge hörte, gab ihm Mittel, den heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus eine Kirche zu erbauen. Er führte dieselbe prachtvoll auf und errichtete darin dem heiligen Mauritius und seinen Genossen eine Seitenkapelle. Nun wandte er sich an den Abt von St. Moritz im Wallisierlande und verlangte von demselben Reliquien, um diese in der neuen Siftung beisetzen zu können. Der Abt gewährte die Bitte des Heiligen und sandte ihm einige Reste vom heiligen

Mauritius und seiner Genossen. Wer leitete aber in jener Epoche die königliche Abtei von St. Moritz? Die Akten sprechen vom Abt Ambrosius, ohne zu bestimmen, von welchem, da drei diesen Namen führten. Alle drei gehören früherer Zeit an; darum ist es wahrscheinlicher, er habe sie vom heiligen Recolen oder dessen Nachfolger erhalten. Uebrigens ist nicht leicht etwas Zuverlässiges zu behaupten, da die Cataloge von St. Moritz in der Aufzählung der Aebte ziemlich von einander abweichen. Die Einweihung dieses Gotteshauses fand gegen das Jahr 667 in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge statt. Dieß war der Ursprung der Abtei Ebersmünster. Der Herzog Adelrich vom Elsaß, Vater der heiligen Odilia (13. Christmonat) schenkte sogleich der aufblühenden Abtei verschiedene Ländereien und den Zehnten vieler sowohl im untern Elsaß als im Sundgau (Bisthum Basel) gelegenen Dörfer und legte den Schenkungsbrief auf den Altar des heiligen Mauritius. Wahrscheinlich hatte ihn seine heilige Tochter Odilia, die als Aebtissin auf Hohenburg als vollendetes Muster der klösterlichen Heiligkeit leuchtete und ihre geistlichen Töchter auf den Weg der Vollkommenheir führte, dazu gestimmt. Deodat besuchte zuweilen die heilige Hunna auf Hunawihr, die eine Blutsverwandte des Herzogs Attich war und mit ihrem Gemahl Huno das Schloß zwischen Zellenberg und Rappoltsweiler, zwei Stunden von Colmar gelegen, bewohnte. Sie war kinderlos und flehte gleich einer zweiten Anna um Leibeserben. Deodat, der sie als eine außerordentliche Wohlthäterin seines Klosters Ebersmünster ehrte, tröstete sie und bald segnete sie der Himmel mit einem Sohne, den der Heilige unter seinem Namen Deodat aus der Taufe hob. Später nahm er ihn in das Kloster Ebersmünster auf, wo derselbe im Rufe der Heiligkeit starb. Auch seine Mutter Hunna glänzt in der Zahl der Auserwählten (15. April). Papst Leo X. (1513—1521) schrieb sie im Jahre 1520, auf die Bitte des Herzogs von Württemberg, feierlich in die Zahl der Heiligen, und ihre Reliquien wurden jedes Jahr am 15. April der öffentlichen Verehrung der Gläubigen ausgesetzt, bis 1549 die Einwohner von Hunawihr von der katholischen Religion abfielen, die Gebeine der Seligen entehrten und aus der Kirche warfen. — Deodat sah sein Kloster herrlich aufblühen; daher sehnte er sich wieder nach der Einsamkeit und begab sich in die Gegend von

Ammerschweier, wo er sich eine Einsiedelei erbaute; allein auch da blieben die Verfolgungen von Seite der Anwohner nicht aus. Jedoch trübten diese Widersprüche den ruhigen Zustand seiner Seele nicht und er blieb sich immer gleich. Von Ammerschweier wanderte der Gottesmann durch das Kaiserbergerthal und wählte daselbst einen einsamen Ort, der von ihm den Namen Diedolshofen oder Diedolshausen (Bon-Homme) erhielt. Da wohnte er einige Zeit und stieg nachher in das sogenannte Thal von Galiläa hinab, welches, wie Richer berichtet, ein herrliches, breites, mit Wäldern und Bächen geziertes Thal war. Hier erbaute er eine Klause und eine Kapelle unter der Anrufung des heiligen Bischofs Martin. Der Heilige blieb nicht lange verborgen; der Ruf seiner Heiligkeit zog viele Männer an, sich ihm anzuschließen und unter seiner Leitung auf dem Wege der Vollkommenheit zu wandeln. Er erbaute daher gegen das Jahr 669 ein Kloster, in welchem er die Regel des heiligen Columban einführte, welche später durch jene des hl. Benedikt ersetzt wurde. Dieses Kloster wurde anfänglich „Jointures“ genannt, weil es am Zusammenfluß des Rothbachs und der Murthe lag. König Childerich II. schenkte dem Kloster das ganze Thal. Deodat, das Ende seiner Tage fühlend, zog sich in seine ehemalige Zelle bei der St. Martinskapelle zurück und leitete von dort aus beide Abteien, Ebersmünster und Jointures. Er gab bis zum letzten Augenblick das Beispiel der strengsten Abtödtung und entschlief selig im Herrn in den Armen seines Freundes, des hl. Hidulfs, am 19. Brachmonat 679. Der Entseelte wurde aus der Zelle in das Kloster übertragen, und sein heiliger Freund setzte ihn in der Muttergotteskapelle bei und behielt dessen Kleid (tunica) für sich. Das Kästchen, welches die Reliquien des Heiligen enthielt, wurde 1635 von den Schweden verbrannt. (Vergleich Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes; Bolland. Acta SS. T. III. Junii, p. 869—884; Migne, Encyclopédie Theologique, T. 40, p. 745—747.)

Diedo, der selige, Einsiedler, stammte aus dem alten gräflichen Hause Montfort, oder zunächst aus dem Hause der Grafen von Bregenz, welche mit den Grafen von Bünden verwandt waren. Er war ein leiblicher Bruder des seligen Merbod's (s. d. A. Bd. II.) und der Ilga (s. d. A.). Das Leben dieser heiligen Geschwister hat 1640 der Jesuit Daniel Feldner

an Bolland berichtet; ferner schickte 1731 der ehrwürdige Pater Appronian Huber, Prior des Klosters Mehrerau, an die Bollandisten Notizen. In neuerer Zeit aber hat Herr Theophil Nelk das Leben dieser Seligen beschrieben. In der Einleitung sagt er: „Ich reiste vor kurzer Zeit in den Bregenzerwald, um mich über Alles genau zu erkundigen, was mir dienlich sein könnte zur Erzählung von den drei seligen Geschwistern Merbod, Diedo und Ilga. Ich schöpfte aus den Pfarrbüchern zu Andelsbuch, Schwarzenberg und Alberschwende. Auch erkundigte ich mich bei meinem Jugendfreunde Conrad Herburger, Pfarrer zu Schwarzbach bei Bregenz, der aus Handschriften des berühmten Alterthumskundigen Herrn J. Waizenegger auch in Betreff der drei seligen Geschwister für sich gesammelt hat ..... Ich begab mich auf erwähnter Reise auch an alle Stellen oder Plätze, von denen ich in der Erzählung erwähne. Ferner ließ ich mir die Volkssagen umständlich erzählen. Die Volkssagen nahm ich in meine Erzählung, in der ich mir weder eine Dichtung, noch eine Ausmalung erlaubte, deßwegen auf, weil sie durch eine besondere Lieblichkeit ergötzen und weil sie beurkunden, welche hohe Meinung das Volk von den drei seligen Geschwistern von jeher gehabt habe. Solch hohe Meinung aber wäre nie entstanden und noch weniger hätte sie sich erhalten, wenn die Gottseligkeit der drei Geschwister nicht wirklich hoch gewesen wäre." — Nach diesen Vorbemerkungen gebe ich nun einige Züge aus dem Leben des seligen Diedo, wie sie in den erwähnten Quellen enthalten sind. Wie sein Bruder Merbod, verließ er den Glanz seines väterlichen Hauses und begab sich in jene Gegend des Bregenzerwaldes, welche jetzt Andelsbuch genannt wird; Andelsbuch ist eine Pfarrgemeinde, in einer schönen Gegend gelegen, die man das Paradies des Bregenzerwaldes nennen möchte. Als der Selige dahin kam, war da ein dichter Wald, eine öde Wildniß, in der sich nur die Thiere und Vögel aufhielten. Hier, ferne vom Geräusche der Welt, fühlte sich der Einsiedler glücklich und genoß im frommen Umgange mit Gott eine innere Freude, wie die Welt sie nicht geben kann. Um sich gegen Kälte und Ungewitter zu schirmen, baute er sich eine kleine Zelle, in der er eine Seligkeit verkostete, die er im Schlosse der väterlichen Wohnung nicht genossen hatte. Da erweiterte sich sein Herz im Vorgefühle der himmlischen Freuden und er konnte

mit dem heiligen Sänger ausrufen: „Den Weg deiner Gebote will ich laufen, weil du mein Herz erweitert hast." Neben der Zelle errichtete er sich ein Bethaus, in welchem er viele Stunden bei Tag und bei Nacht betend und betrachtend zubrachte. Nach dem Beispiele der Einsiedler von Aegypten beschäftigte er sich mit Handarbeit, lichtete den dichten Wald und umgab seine Zelle mit urbarem Felde. In der Einsamkeit und Stille erstarkte sein Geist; der Höllengeist suchte ihn zwar zu versuchen, daß er in die Welt zurückkehre; er aber erwog die Worte des Herrn: „Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurückblickt, taugt zum Reiche Gottes; wer aber verharren wird bis an's Ende, der wird selig werden." — Bei solchen Gedanken faßte Diedo neuen Muth und schritt auf dem Wege der Vollkommenheit voran, bis ihn der liebe Gott um das Jahr 1097 oder 1098 zu sich rief. Graf Ulrich IV. von Bregenz, der das Andenken Diedo's besonders ehren wollte, erbaute in der Folge mit Genehmigung des Abtes Theodorich von Mehrerau über dem Grabe des Seligen eine Kapelle, die jetzt nicht mehr vorhanden ist. An ihrem Platze steht nun die Pfarrkirche von Andelsbuch. Noch im achtzehnten Jahrhunderte legten, um die Verehrung des Seligen zu bezeugen, Weibspersonen Kleidungsstücke auf das Grab desselben, das mitten in der Kirche zu sehen war; und in jener Zeit wurden noch in der Pfarrkirche Votivtäfelchen gesehen, welche Zeugniß gaben, daß auf die Fürbitte des seligen Diedo Wunder geschehen seien. Im Jahre 1718 ward die Pfarrkirche auf dem nämlichen Platze neu aufgebaut und seit dieser Zeit ruhen die ehrwürdigen Gebeine des Verklärten an der Kirchenmauer gegen Norden in einem eigenen kleinen Gemäuer zwischen dem Seitenaltar und der Kirchenmauer. Ehedem wurde am 15. März in der Pfarrkirche zu Andelsbuch das Andenken des seligen Diedo eigens gefeiert; ob er an jenem Tage gestorben, wissen wir nicht. Noch verehren die Pfarrgenossen von Andelsbuch den Seligen mit frommem Sinne und erzählen sich: Eines Tages haben Diedo und seine Geschwister Merbod und Ilga dort, wo jetzt zwischen dem Pfarrdorfe Egg und Andelsbuch die Pfisterbrücke ist, von einander Abschied genommen und geweint, — und daher sei das Bächlein immer trübe. Den Fremdling, der in Andelsbuch um Denkmäler des seligen Diedo sich erkundigt, führen die freundlichen und gesprä-

chigen Leute auch an ein Brünnlein, das gen Morgen nur etwa vierzig Schritte von der schönen Pfarrkirche mit dem Kuppelthurme entfernt ist. Dieß Brünnlein heißt „Diedobrünnlein" bis auf den heutigen Tag. Die hölzerne Brunnensäule steht an einem Hügelchen und die Einwohner sagen dem Fremdling, von diesem Brunnen habe Diedo seinen Durst gestillt. — Diedo ist vom päpstlichen Stuhle nicht als Seliger erklärt worden; aber die fromme Verehrung, die man ihm erweist, hat seit Jahrhunderten gleichsam das Besitzrecht für sich, wider welches weder die Kirche, noch die Bischöfe von Constanz Einspruch thaten.

Dionysius, der heilige, Bischof von Vienne, Martyrer. Unter den großen Straßen der alten Welt und den zur Vermittelung des Völkerverkehrs und des Handels, sowie der christlichen Gesittigung günstigen Flüssen, war die Rhone ganz besonders geeignet, dem Christenthume Eingang in das Land der Alpen zu verschaffen. Das durch seine Lage hochbegünstigte, den Lemansee beherrschende Genf, welches in einem fast allseitig eingeschlossenen weiten gesegneten Thal und an dem Ausflusse der Rhone liegt, die hier zwar ruhiger, aber auch mächtiger den schönen See verläßt, bot sich von selbst zu einer der nächsten Stationen dar. Bis hieher erstreckte sich das Allobrogerland; bis hierher war auch schon unter dem römischen Cäsar die für die Aufnahme des Christenthums nöthige Bildung vorgeschritten. „Die Helvetier", sagt Gelpke, „waren keineswegs mehr ein ganz rohes Volk, als sie mit diesem großen Feldherrn in Streit geriethen; sie hatten schon feste Wohnsitze, trieben Handel, Ackerbau und Viehzucht, hatten Gesetze und Gerichte und kannten griechische Buchstaben; das weithin berühmte Massilien (Marseille) war, wie für Gallien, auch für Helvetien eine Bildungsschule geworden. — Wer hat aber das Christenthum zuerst nach Genf verpflanzt? Die Gewährsmänner Gelpke, Bonnivard, Spon und Andere berufen sich vorzüglich auf die Bischöfe von Vienne, namentlich auf Paracodus (s. d. A. Bd. II. S. 153 ff.) und Dionysius, zwei Griechen und zwei vom Geiste Gottes erfüllte Männer. Nach Einigen waren sie Jünger der Apostel und hätten mithin schon am Ende des ersten Jahrhunderts in Genf gewirkt; Andere verwerfen diese Meinung und lassen beide Glaubensprediger erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Genf kommen und das Christenthum hier-

her verpflanzen; aber sehr richtig bemerkt Herr Gelpke: „Es ist das nach dem über die Christianisirung von Vienne und Lyon Bekannten an sich eben so unwahrscheinlich, als die frühere Zeitbestimmung wahrscheinlich; der geschichtliche Grund hiefür hat aber, scharf gewürdigt, durchaus keine Beweiskraft." – Richtiger möchte also wohl das Ende des zweiten Jahrhunderts als der fragliche Zeitpunkt festgestellt werden und unser Gewährsmann bemerkt weiter: „So wird denn das alte Manuskript in Genf Recht behalten und das Christenthum durch jene Männer und zwar gegen das Jahr 200 in der allerdings hierzu am meisten sich eignenden Zeit nach Genf verpflanzt worden sein. Der geschätzte Chronist Hafner im Solothurner Schauplatz 1666 bemerkt bestimmter zum Jahre 201: „„Paracodus, ein sehr heiliger Mann, wird der erste Bischof von Genf benamset."" Die Gründe für diese Annahme hat er nicht angegeben. Da wir ihn noch zu Ende des Jahrhunderts in Vienne treffen, glaubte er ihn wohl an die Schwelle des neuen Jahrhunderts als Begründer einer neuen Aera stellen zu müssen. Vielleicht aber folgte er auch einer alten herkömmlichen Ueberlieferung. Genug, Paracodus war mit Dionysius bei der Begründung des Christenthums in Genf betheiligt und ein fortwährender Leiter der neugestifteten Kirche daselbst." — Nach dem Tode des Desiderius bestieg Dionysius den bischöflichen Stuhl in Vienne, in der Reihenfolge der Bischöfe der siebente; er war ein Mann von großer Gelehrtheit und Heiligkeit und Papst Viktor I. schätzte ihn sehr hoch. Dieser schrieb um das Jahr 197 einen Brief an ihn, weil er Primas von Gallien war, in Betreff der Osterfeier (einen andern gleichen Inhaltes richtete er auch an Paracodus, dessen Aechtheit bestritten wird), ermunterte ihn, für die gute Sache einzustehen, die hl. Ostern nach dem 14. Nisan zu feiern und an den Beschlüssen des Concils von Alexandrien festzuhalten. Nachdem der hl. Hirt 23 Jahre die Kirche geleitet hatte, empfing er unter Kaiser Severus die Marterpalme. So berichtet Johann Le Lièvre in dem Martyrologium der Kirche von Vienne unter dem 9. Mai. Auf den Bischofssitz von Vienne folgte ihm sein heiliger Landsmann Paracodus. In dem Verzeichnisse der Heiligen kommt Dionysius am 7., 8. und 9. Mai vor, Paracodus aber am 1. Jänner. (Cf. Bolland., Acta SS. T. I. Januarii p. 20. — T. II. Maji, p. 361—362; Gelpke, Kirchengeschichte

der Schweiz, Bd. I. S. 5—33; Spon, Histoire de Genève T. I.; Bonnivard, Chronist von Genf; Catalogus antiquus Episcoporum Viennensium; Ado, Saussayus, Molanus etc. etc.

Dominika Baumer, Priorin des Klosters von St. Katharinenthal. In der Glanzperiode der deutschen Nation, als die herrlichen Minnelieder erschallten und jene prächtigen Gebäude aufgeführt wurden, zu denen sich unser Zeitalter nicht mehr zu erschwingen vermag; in jener Zeit, wo das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi verfaßt wurde: schenkten drei reiche Grafen, Vater, Sohn und Neffe, dem Johanniterspitale von Jerusalem ihr Landgut sammt dem dazu gehörigen Gotteshause im Thurgau, welches durch seine Ausdehnung eines reichen Fürsten würdig war, und in einem engen, vom Waldbache ausgehöhlten Thale lag, woher es den Namen Tobel erhielt. Der Name der Grafen verscholl zwar, theils durch die Habsucht der frühern Zeit, theils durch die Fahrlässigkeit und den Geiz der spätern, blieb aber noch in frommer Erinnerung im Namen der seligen Idda von Toggenburg (s. d. A. Bd. I.). In der Folge wurde Tobel eine reiche Commendatur der Malteser-Ritter, die aber leider dergestalt in Mißbräuche verfiel, welche dem Geiste und dem Zwecke der Stiftung so fremd und mit derselben so unverträglich waren, daß der letzte Ritter, als die Commendatur in eine Zuchtanstalt verwandelt wurde, die Worte hörte: „Hätte Tobel die Zucht und Sittenreinheit bewahrt, so wäre daraus nicht ein Zuchthaus geworden.“ Indessen bewahrte das Gotteshaus Tobel immer noch einige Funken der christlichen Religion, die sich in späterer Zeit offenbarten, wie auch den Geist des großen Johannes des Täufers. Dort ward 1794 Maria Anna Baumer am Feste der heiligen Ursula von armen Bauersleuten geboren. Damals leitete die Seelsorge von Tobel ein sehr gelehrter und eifriger Priester, ein Anverwandter Hofers, Reichsraths des Großherzogs von Baden. Von zartester Kindheit an glühte Maria Anna von edlem Streben nach Tugend; sie suchte die erbauliche Gesellschaft des Ortspfarrers, fand an dessen Schwester, die ihm das Hauswesen besorgte, eine Mutter und Schwester und lebte mit Beiden bis zu deren Absterben in heiliger Liebe vereint. Sie war indessen zu einem bildschönen Mädchen herangereift und mußte, wie es ihr Stand mit sich brachte, sich ihren Lebensunterhalt mit Dienen erwerben.

Sie nahm Dienst im Gasthofe zum Löwen, wo die Richter von Tobel ihre Sitzungen hielten und die Staatsanwälte mit ihren Klienten einkehrten. Dem in jugendlicher Schönheit blühenden Mädchen kostete es weniger, ihren Gästen zu gefallen, als die Zudringlichkeiten, zu denen ihr verständiges und offenes Wesen Anlaß gab, zurückzuweisen. Sie verließ diesen Platz und begab sich nach Bischofszell, wo Ordensschwestern des heiligen Franziskus das arme Kloster von Wonnenstein bewohnten, bei denen sie als Magd eintrat, aber nur kurze Zeit blieb. Auf den Rath einer Freundin trat sie in das Frauenkloster St. Katharinenthal im Thurgau, wo sie die Regel des heiligen Dominikus so lieb gewann, daß sie sich nie mehr nach der Welt sehnte. Jungfrau Baumer betrug sich während des Probjahres mustervoll, wurde strenge geprüft, und den 9. Brachmonat 1818 unter dem Klosternamen Dominika zur Ablegung der heiligen Gelübde zugelassen. Dominika war eine durch seltene Schönheit ausgezeichnete Person und hatte mehr als eines wackern Mannes Werbung ausgeschlagen. Mit schwerem Herzen entsagte der Neffe des Pfarrers von Tobel der Hoffnung auf Dominika's Hand, und bestürmte sie umsonst noch im Noviziate mit Briefen. Das erste Amt, das die junge Nonne versah, war das einer Apothekerin. Sie kannte bald die Heilmittel und die künstliche Mischung derselben und lernte zugleich die lateinischen Namen. Im Jahre 1836 resignirte ihre Vorgängerin und Frau Dominika wurde einstimmig zur Priorin gewählt. Sie fand das Kloster in einem erbärmlichen Zustande, welchen die damaligen Wirren und Verfolgungen der Klöster hervorgebracht hatten; allein Dominika bewies während ihrer dreizehnjährigen Amtswaltung eine bewunderungswerthe Haltung und führte mit männlichem Muth mitten in den Stürmen das Steuerruder. Ihr gutes Beispiel leuchtete allen Bewohnern des Klosters vor, und ihr edler Charakter gewann Alle, selbst Jene, die mit Vorurtheil oder Feindschaft gegen sie und das Kloster erfüllt waren. Ebenso erstaunlich ist es, wie wohlthätig ihr Umgang wirkte. Sie übte ihren Einfluß auf Hohe und Niedere; unter ihrem Zureden führten die Pächter, die Aerzte und die Dienstleute in St. Katharinenthal ehrlich ihr Hauswesen. Mit ihren Verwandten stund sie auf freundschaftlichem Fuße, war ihnen überaus zugethan, vergaß aber dabei nicht die Verpflichtungen gegen ihr Kloster.

Im Innern des Hauses herrschte ungetrübter Friede und sie sagte oft: „Es ist an mir, diesen zu erhalten; was draußen im Gewühle der Menschen vorfällt, das irdische Treiben und der stete Wechsel der Dinge, das Alles bekümmert mich nichts." — Der Grund dieses Friedens lag in der strengen Zucht, deren lebendiges Vorbild sie selbst war. Sie sprach auch das merkwürdige Wort: „Besser ist es, in der menschlichen Gesellschaft zu bleiben, als eine unglückliche Klosterfrau zu sein." Groß war die Zahl frommer Jungfrauen, die in St. Katharinenthal sich zurückzuziehen wünschten. Ja, ihre Zahl würde unter der Priorin Dominika sich noch vermehrt haben, wenn nicht die Regierung Hindernisse zur Aufnahme in den Weg gelegt hätte. Es that ihr sehr leid, eine reiche Dame auszuschließen, die, obwohl Protestantin, in diesem Kloster ihre Tage zu verleben gedachte; dieselbe erhielt jedoch die Zusage, daß man ihr die drei letzten Worte, welche Dominika niederschreiben würde, als Eigenthum übergeben werde. In der Folge erhielt endlich unsere Priorin die Bewilligung zur Aufnahme von Novizinnen. Dieß waren die seligsten Tage für sie. Leider — wenn man sich so ausdrücken darf — war sie dem Hause, welches ihr alle irdischen Güter ersetzte, zu sehr ergeben; sie ward das Opfer ihrer Liebe. Wie es oft Geizige gibt, welche zuweilen verschwenderisch sind, so pflegte auch sie bei ihrem kleinen Vermögen freigebig zu sein, und besaß dabei die Kunst, daß es ihr nie an Geld fehlte; sie spendete nicht immer viel, aber zur rechten Zeit am rechten Platz und auf zweckmäßige Weise. Es zeugt sicherlich von ihrem seltenen Charakter, daß sie in allen ihren Amtsverrichtungen und Ansichten nie weder durch Ansehen, noch durch Menschengunst sich bestimmen ließ. Was sie war, war sie durch sich selbst geworden, und daß die Schule nichts für sie gethan hatte, erhellt schon aus dieser Biographie. Sie hat ihr, Gott sei Dank, nichts von der kindlichen Arglosigkeit, dem aufrichtigen Frohsinn, dem frischen Verstande und dem frommen und gottergebenen Willen geraubt. Von Niemand erhielt sie irgend einen guten Rath, eine Ermahnung; nirgends leuchtete ihr ein gutes Beispiel vor; keine hülfreiche Hand wurde ihr entgegengestreckt; nie war ihr vergönnt, irgend ein salbungsvolles Wort zu vernehmen, welches sie in ihr Herz auffassen konnte. Sie beklagte den lauen Geist und die Unthätigkeit unter den

Katholiken ihrer Nähe; mahnte und sprach nach Kräften zu; fand aber keine Anerkennung, und galt sogar bei Manchen als finster. Einige unbemittelte und verwahrloste Mädchen erhielten im Kloster unentgeltlich ihre Bildung, Kost und Kleidung; Dominika versah an ihnen Mutterstelle. Die Liebe der frommen Mädchen erfüllte ihr Herz mit seliger Wonne; sie überwachte ihre Bildung und entfernte alles Unsittliche. Die Augenblicke, die sie in diesem Töchterkreise verlebte, waren für sie in spätern Tagen eine Quelle süßen Trostes. — Die verhängnißvollen Stürme der Jahre 1847 und 48 verursachten ihr tiefen Kummer, ohne jedoch ihre Seelenruhe zu trüben, und sie blieb ihren Grundsätzen treu, als eine zahlreiche Partei der katholischen Kirche in der Schweiz den Krieg erklärte. Da es dem Himmel gefiel, daß die gute Sache unterlag, ließ sie sich nicht von eitler Furcht niederbeugen, und benahm sich mit großer Geistesgegenwart. Im Sommer des Jahres 1854 verschlimmerte sich ihr Gesundheitszustand; ihr Gemüth war zwar noch ungeschwächt und die Stimme kräftig wie vorher; aber ihr Antlitz fiel ein, der Blick ward matter und allmälig empfand sie einen unüberwindlichen Ekel vor jeder Speise, der von Tag zu Tag zunahm. Vergebens suchte man sie zu bewegen, alten Wein zur Stärkung ihrer Kräfte zu sich zu nehmen. Als der Tag des heiligen Gallus erschien, an welchem die feierliche Einkleidung zweier Novizinnen stattfinden sollte, kleidete sie dieselben ein, obschon Beichtvater und Aerzte ihr den Besuch der Kirche mißrathen hatten; und als der Gesang: „Gott, dich loben wir!“ angestimmt wurde, erhob sie noch einmal ihre schöne Stimme, um Gott mit ihren Schwestern zu loben. An diesem und den folgenden Tagen hielt sie die Anstrengung aufrecht; allein ihre Kräfte waren aufgezehrt. Am Feste der heiligen Simon und Judä, um 8 Uhr Morgens, sechs Tage nach ihrem sechszigsten Geburtstage, entschlief sie, um nicht mehr auf dieser Erde zu erwachen. Ihr sanftes Hinscheiden wurde von den Schwestern, in deren Arm sie lag, kaum bemerkt. Sie hatte ihre Laufbahn vollendet, den Glauben bewahrt. Es war ein an Werken der Barmherzigkeit, beständiger Enthaltsamkeit, ununterbrochener Beschäftigung und unbegrenzter Nächstenliebe reiches Leben. So hatte sich die Vorhersagung des seligen Nikolaus von Flüe, als die Eidgenossen 1460 das Kloster St. Katharinenthal einäschern wollten, und

dieser sie daran hinderte mit den Worten: „In diesem Kloster werden noch nach Jahrhunderten große Beispiele der Tugend leuchten," auch an ihr erfüllt. Im Sturmesjahre 1848 blieb von allen Klöstern Thurgau's allein St. Katharinenthal verschont. (Vergl. über Dominika Baumer die schöne Biographie von Bernhard Zeerleder, lateinisch und auch deutsch, Mannheim 1855; ist in der Buchhandlung nicht mehr erhältlich; Mémorial de Fribourg, Tom. II., p. 412—413; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II. S. 177 und 179.)

Dominika von Englisberg, Dominikanerin, siehe Claudius, Dominikaner u. s. w.

Dominikus, der heilige, s. Heinrich Suso u. s. w.

Domitian I., Bischof von Genf, war ein ausgezeichneter Prälat, der die Kirche Gottes durch seine Tugenden und durch seinen Amtseifer verherrlichte. Er lebte zur Zeit der heiligen Jungfrau Sedeleube (s. d. Art. Bd. II. S. 220) im Anfang des sechsten Jahrhunderts und ermunterte den Eifer dieser Fürstentochter. Diese ließ außerhalb Genf zu Ehren der heiligen Blutzeugen Vincenz und Viktor eine prächtige Kirche erbauen und erbat sich dann von Domitian I. (Donatian?) die Bewilligung, den Leib des heiligen Viktor von Solothurn in die neue Kirche übertragen zu lassen, was ihr der heilige Bischof auch gerne zugab. Solothurn gehörte damals in kirchlicher Beziehung noch zur Diözese Genf. Das bestätiget eine Urkunde, die Josias Simler anführt: „Dieses kam zu Stande, als Domitian die Kirche von Genf leitete, zu welcher Zeit Solothurn dem Bisthum Genf zugehörte." „Fragen wir aber," sagt Herr Gelpke, „wenn sich diese kirchliche Herrschaft Genfs so weit ausdehnen konnte, so war das nur in der Zeit möglich, wo Genf Sitz eines burgundischen Regenten war. Bei dem großen Einflusse, den die Bischöfe auf das Volk ausübten, konnte der hier residirende Fürst nicht zugeben, daß Genf von einem fremden Metropoliten abhängig blieb. Genf wurde selbst Metropolitensitz und Solothurn von ihm abhängig gemacht. Es muß das also vor der Alleinherrschaft Gundobalds unter Godegisel geschehen sein. Da nun dieser im Jahre 500 unterlag, auch Sedeleube auf seinen Tod Genf verließ, welche Fredegarius in seinem Chronikon ausdrücklich Erbauerin dieser Kirche nennt, so muß auch Domitian I. um diese Zeit gewirkt und Solothurn um sein

theuerstes Kleinod gebracht haben[1])." Domitian I. trug übrigens auch noch auf eine andere Weise zur Erhebung des heiligen Viktors und der Martyrerverehrung bei, um die sich das ganze religiöse Leben des vor Kurzem bekehrten, noch halb heidnischen und abgöttisch gesinnten Volkes drehte. Er soll in Wallis bei der Versetzung der Gebeine des heiligen Innocentius, die bei einer Ueberschwemmung der Rhone zum Vorschein gekommen waren, gegenwärtig gewesen sein; nach Angabe Anderer aber wohnte nicht unser Bischof, sondern der heilige Maximus der Feierlichkeit bei. In der Verkündigung der evangelischen Lehre bewährte sich der Heilige als eifriger Apostel, predigte unermüdet die Lehre des Kreuzes, und zwar nicht nur in Genf, sondern auch in den anliegenden Orten. Ein neuerer Schriftsteller sagt von ihm: „Der heilige Domitian, Bischof von Genf, predigte das Evangelium Jesu in Burgund." Andere Umstände werden aus seinem Leben nicht erwähnt. Obschon er heilig genannt wird, scheint ihm doch nie eine kirchliche Verehrung zu Theil geworden zu sein. (Siehe Spon, Histoire de Genève; Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte, Bd. III., S. 303; v. Mülinen, Helvetia S. Bd. I. u. s. w.)

Dommuel, s. Lupicin, Abt u. s. w.

E.

Eberhard von Sax, Dominikaner. Das reiche Geistesleben, welches der Predigerorden in Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaft in so bedeutenden Werken offenbarte, bildete seine weiteren Blüthen auch im blumenreichen Garten der deutschen Dichtkunst aus. Die Mystik hat eine Poesie

[1]) Der heilige Viktor wurde in Genf, wie Fredegar erwähnt, in einen silbernen Reliquienkasten — vermuthlich bei der zweiten Auffindung — gelegt; dieser verschwand mit der Zeit, wahrscheinlich bei der Reformation, und wurde durch einen bleiernen ersetzt. Im Jahre 1721 suchte man nach dem silbernen Reliquienkasten, man fand aber nur den bleiernen mit einigen Knochen.

zur Seite, welche die eigenthümliche Richtung der ersteren verfolgend, sich damals mitten unter den schönen Gebilden des deutschen Minne- und Meistergesanges in einem besonderen Farbenschmuck geltend machte. Denn zu gleicher Zeit, als Schwester Mechtilde (s. d. A.) in einem Predigerkloster Sachsens oder Thüringens in die Harfe griff, um die stillen Laute der Gottesliebe wiederzugeben, die so mächtig ihre Seele bewegten, hatte der Predigerorden einen Sänger in den deutschen Dichterhain entsendet, den Bruder Eberhard von Sax, von dem nur bekannt ist, daß er, wie sein Wappen bezeugt, aus dem Geschlechte der Freiherren von Sax stammte, deren Burg sich im oberen Rheinthal, unweit von Montfort und Werdenberg, am Fuße der Appenzeller Alpen erhob. Er mag zu Zürich oder Basel in den Predigerorden eingetreten sein, der in beiden Städten schon vor dem Jahre 1230 feste Sitze gewann. Nach Zürich kamen die Dominikaner schon 1225, bauten in der Vorstadt Stadelhofen ein kleines Bethaus (Oratorium), allwo ihnen auf die Bitten ihrer Ordensbrüder von Straßburg bald darauf in der Brunnengasse und an der Stadtringmauer ein geräumiger Platz zum Baue eines Klosters angewiesen wurde. (Salomon Vögelin, das alte Zürich, 1829.) In der bilderreichsten Sprache und im vollkommenen Versbau besingt Bruder Eberhard die heilige Jungfrau, die für jede Kunst und Darstellung das höchste Ideal und den reinsten Ausdruck der Gottesliebe und den nie erreichten Gipfel bildet. Der hohe Schwung der Begeisterung, die tiefe Innigkeit des Gemüthes und die Fülle der Gedanken, die sein Gedicht auszeichnen, erinnern daran, daß der fromme Bruder die Schule der deutschen Mystik durchwanderte, die mit der Tiefe der Wissenschaft auch jene der religiösen Andacht in so schönem Ebenmaße zu verbinden wußte. Zur Zeit Eberhards und auch später ward die Andacht zu Maria im Predigerorden als ein besonderes Erbgut des heiligen Dominikus in allen Klöstern hochgehalten; sie bildete den Grundzug des religiösen Gemüthes unseres deutschen Volkes. Wie in der übrigen Christenheit, konnte in Deutschland der Schritt des Wanderers sich nicht weit ergehen, ohne daß er Klöstern, Spitälern, frommen Anstalten in großer Menge begegnete, welche zu Ehren Unserer Lieben Frau errichtet worden; unsere alten „Frauenmünster" sind noch immer lautsprechende Denkmäler dieses frommen Sinnes der

Väter. Alles, was die sinnige Kunst zu schaffen vermochte, sollte zur Verherrlichung Mariens dienen, und neben Bruder Eberhard von Sax und Conrad von Würzburg erschienen an der Tafelrunde des deutschen Meistergesanges: Marner, Walter von der Vogelweide (von der Hagen), Meister Frauenlob, Bruder Werner, von Tegernsee, Bruder Philipp und Andere, um der Himmelskönigin eine Krone des Lobes zu flechten. — Zu bedauern ist, daß die äußern Lebensumstände dieses frommen und tugendreichen Ordensmannes nicht vorliegen. (Greith, C., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Eduard I., König von England, s. Angela u. s. w.

Einbetta, Vorbetta, Villbetta, die heiligen Jungfrauen. Diese heiligen Jungfrauen gehörten der Gesellschaft der heiligen Ursula an, kamen mit dieser nach Basel und von da nach Chur, wahrscheinlich zur Zeit, als der heilige Asimon den bischöflichen Stuhl inne hatte. „Freude und Trost," sagt Herr Domdekan von Mont, „muß ihm der Besuch der Königstochter Ursula mit ihrer heiligen Schaar Jungfrauen auf ihrer Hin- und Herreise von Cöln nach Rom gewährt haben." Das Hochstift Chur und der Staat, S. 7.) Dieser Bischof lebte zur Zeit des Einfalles der Hunnen unter Attila und wurde von den wilden Horden hart mitgenommen. Als die pilgernde Schaar von Rom zurückkehrte, erkrankte zu Basel die heilige Jungfrau Aurelia, welche sich auf dem Meere ein hitziges Fieber zugezogen hatte. Die heilige Ursula nahm sie bis nach Straßburg mit sich, ließ sie da zurück und gab ihr zum Troste und zur leiblichen Pflege die heiligen Jungfrauen Einbetta, Vorbetta und Villbetta. Am 15. Weinmonat verschied sie, mit Gott auf das Innigste vereinigt, und wurde an dem Orte, wo sie den glorreichen Kampf vollendet, in die Erde gesenkt. Die genannten heiligen Jungfrauen verblieben nach deren Tod daselbst und erwarteten, Gott Tag und Nacht dienend, auch ihr seliges Ende. Ein altes Manuscript von Straßburg sagt von ihnen: „Sie lebten fern von ihrem Vaterlande, verlassen von ihren Eltern und Freunden, und was sie am meisten schmerzte, war der Umstand, daß sie von ihren Freundinnen getrennt wurden und nicht mit ihnen die Marterpalme erreicht hatten. Sie waren allein in der traurigen Verbannung und auf der armen Pilgerreise

dieses Lebens zurückgeblieben; allein eine gottergebene Geduld stählte ihren Muth; sie lebten in der strengsten Armuth, abgesondert von der Welt, und erwarteten das Ende ihrer Tage in beständiger Uebung aller Tugendwerke." Wann ihr seliger Hintritt erfolgte, ist nicht ausgemittelt. Die Grabstätte erhielten sie in der ältern St. Peterskirche. Die heilige Aurelia wurde im Elsaß schon frühe verehrt und der Bischof Ruthard ließ ihr zu Straßburg eine Kirche erbauen, welche Jenen zur Pfarrkirche dient, die außerhalb der Stadt gegen Königshofen wohnten. Der nämliche Bischof verordnete den Chorherren von St. Thomas, jährlich am Vorabend des Festes der Heiligen bittgangsweise diese Kirche zu besuchen und darin die erste Vesper zu singen. Diese Sitte bestand bis zur großen Glaubensspaltung. Einige Gärtner, durch Bucer und Symphorian Pollio angesetzt, erbrachen 1524 die Grabstätte der heiligen Bekennerin, raubten die Reliquien derselben, übergaben sie dem Feuer und rühmten sich dieser Handlung als eines über die vorgebliche Abgötterei der römischen Kirche errungenen Sieges (s. Heußler, Leben der Heiligen des Elsaßes, S. 205 ff.). Die Grabstätte der heiligen Jungfrauen Einbetta, Worbetta und Willbetta blieb lange vergessen; Gott aber, der seine heiligen Dienerinnen auf Erden verherrlichen wollte, fügte es, daß man zufällig auf ihr Grab stieß und ihre Leiber, die noch ganz und unversehrt neben einander lagen, mit einer Inschrift, die ihre Namen enthielt, entdeckte. Dieses geschah 1496. Eine zweite Enthebung der heiligen Ueberreste fand 1646 statt; ein Theil ihrer Gebeine wurde in die Kirche der heiligen Aurelia übertragen, der andere ruhet in der Kirche des heiligen Petrus. Dionysius Albrecht, Prior von St. Odilienberg, beglaubigte den 9. August 1752 diese Thatsache durch ein amtliches Zeugniß und fügte hinzu, die Reliquien seien in einem Kästchen von Eichenholz, dreifach verschlossen, unter dem Hochaltar derselben Kirche (s. Bolland., Acta SS. T. v. Septembr., p. 315–317; Stadler, vollständiges Heiligenlexikon, Bd. II. S. 21 ff.

Elisabeth, Nonnen von Töß. Mehrere Frauen führten diesen Namen und zeichneten sich durch Frömmigkeit und Tugend aus. Die vorzüglichern sind:

1) Elisabeth Stagel, oder auch Elsbeth Staglin genannt, aus einem alten Geschlechte der Stadt Zürich (s. d. A.

Bd. I. S. 159 ff.), hat zwischen den Jahren 1350—60 dasjenige, was sie über frühere Schwestern in schriftlichen Berichten vorfand oder von andern Schwestern erzählen hörte oder was sie selbst über ihre gleichzeitigen Mitschwestern von Töß wahrgenommen und erfahren, in einer Schrift zusammengestellt. — Elisabeth war sehr demüthig und wollte ihr gnadenvolles Leben und reichbegabtes Wesen mit dem Schleier ewiger Verschwiegenheit bedecken; aber ihr geistlicher Vater, Heinrich Suso, hat in seinen Schriften viele merkwürdige Züge von ihr erhalten, die wir hier zusammenstellen. „Zu den Zeiten des Dieners der ewigen Weisheit (darunter ist Suso selbst gemeint) lebte eine geistliche Tochter des Predigerordens in dem geschlossenen Kloster zu Töß, die hieß Elsbeth Staglin und hatte einen viel heiligen Wandel auswendig und ein englisch Gemüth inwendig. Die edle Einkehr, die sie zu Gott nahm mit Herz und Seele, war so kräftig, daß ihr alle üppigen Sachen entfielen, womit sonst mancher Mensch seine ewige Seligkeit versäumt. All ihr Fleiß war nach geistlicher Lehre gestellt, mit der sie möchte gewiesen werden zu einem seligen vollkommenen Leben, wonach alle ihre Begierde rang. Sie schrieb auf, was ihr etwa Reizendes werden mochte, das sie und andere Menschen zu göttlichen Tugenden fördern könnte. Sie that wie die gewerbigen Bienlein, die den süßen Honig aus den mannigfaltigen Blumen eintragen. In dem Kloster Töß, wo sie unter den Schwestern als ein Spiegel aller Tugenden lebte, brachte sie bei ihrem kranken Leib ein gutes Buch zuwege. Darin steht unter andern Dingen von den vergangenen hl. Schwestern, wie selig die lebten und was Wunderbares Gott mit ihnen wirkte, das gar reizend ist zur Andacht gutherziger Menschen. Diese selige Schwester gewann Kundschaft des Dieners der ewigen Weisheit, zu dessen Lebensweise und Lehre sie von Gott mit großer Andacht getrieben ward. Sie lernte von ihm die Weise seines Durchbruches aus dem weltlichen äußeren Leben in das innerliche geistliche zu Gott kennen und schrieb das Alles sorgfältig auf. Schon im ersten Anfang ihres geistlichen Lebens wurden ihr hohe und vernünftige Sinne verliehen, die wohl überschwänglich waren von der bildlosen reinen Gottheit, von aller Dinge Nichtigkeit, vom Verlassen seiner Selbst, von der Bilder Bildlosigkeit und von derlei hohen Dingen, die mit schönen Worten bedeckt waren und den

Menschen Lust eintrugen. Es lag aber etwas verborgenen Schadens darhinter für einfältige Menschen und Anfänger des geistlichen Lebens. Denn ihr gebrach gänzlich die nothwendige Unterscheidung bei Lehren, wo man die Worte konnte hin- und herziehen auf Geist und auf Natur, wie eben der Menschen Gemüth beschaffen sein mag. Die Lehren waren zwar gut in sich selber, konnten ihr aber doch kein Genüge thun. Sie schrieb daher dem Diener, daß er ihr darin helfe und sie auf den rechten Weg weise. Jedoch hatte sie an jenen hohen Lehren schon sehr großen Geschmack empfunden und meinte daher, daß er niedere und strengere Lehren bei Seite lasse und ihr von den allerersten hohen Wahrheiten etwas schriebe. Allein Schwester Elsbeth Staglin, die geistliche Tochter, irrte sich; ihr geistlicher Vater Suso eröffnete mit ihr einen Briefwechsel, den er im andern Theile des ersten Buches seiner Schriften zusammenstellte. Er führte sie gemächlichen Schrittes auf der ansteigenden Bahn des beschaulichen Lebens von Stufe zu Stufe immer höher hinan, wie wir dieß in jenem Buche aufgezeichnet finden. Mit den Uebungen einer strengen Buße und der Nachfolge der Vorbilder Jesu Christi und seiner lieben Freunde — der Heiligen Gottes — wurde der Grund und Anfang des neuen Lebens in dieser geistlichen Tochter gelegt. Nach dem Einführen des äußeren Menschen in den innern erhoben sich in ihrem Geiste hohe Gedanken über hohe Dinge und sie meinte, ob sie wohl darüber Fragen stellen dürfe? Der Lehrer sprach: Ja, wenn du von Stufe zu Stufe gestiegen bist, so ist deiner geistlichen Einsicht wohl erlaubt, über hohe Dinge Fragen zu stellen. Die Tochter sprach: Saget mir, was ist Gott, oder wo ist Gott, oder wie ist Gott? Ich meine — wie er sei einfach und doch dreifaltig? Und als der Lehrer dann mit großer Gewandtheit diese Fragen behandelte und sie emporhob zur Betrachtung der ewigen Geheimnisse, da unterbrach sie ihn und sprach: „Das ist gut zu hören, weil es das Herz rühret und den Geist emporhebt, Sursum corda, hoch über sich selbst." Die Wege, die der Lehrer sie fortan führte, schilderte sie selber. Als sie alle diese Wege in hoher Seligkeit längere Zeit gewandelt war, schrieb ihr geistlicher Vater ihr in seinem letzten Briefe also: „Nun wohlan, Tochter, gib der Kreatur Urlaub und laß dein Fragen fürbaß sein, höre und merke selbst auf das, was Gott in dir spricht.

Du magst dich wohl freuen, daß dir zu Theil geworden, was manchen Menschen sonst vorenthalten wird. Wie sauer es dir auch in dieser geworden war, das ist nun alles mit der Zeit dahin. Dir bleibt fürbaß nichts mehr zu thun, denn göttlichen Friedens und stiller Ruhe pflegen und fröhlich zu warten der Stunde deines zeitlichen Vergehens in die vollkommene ewige Seligkeit." — Heinrich Suso hat aber nicht nur diese geistliche Tochter, er hat deren viele andere zu Töß und in andern Klöstern und Familien auf dem Wege des beschaulichen Lebens geleitet, denen er bei seinen öfteren Besuchen mündlich oder schriftlich seine Lehren mitgetheilt. Schwester Elisabeth Staglin war beflissen, diese Briefe zu sammeln und in ein Buch zusammenzutragen. Elisabeth hatte von ihm selbst erfahren, wie er den süßen Namen Jesus auf sein bloßes Herz eingezeichnet habe. Da gewann sie eine besondere Liebe dazu und nähte diesen heiligen Namen mit rother Seide auf ein Stücklein Tuch, das sie selbst tragen wollte, machte auch noch viele andere solche Namen in derselben Weise. Dann bat sie ihren geistlichen Vater, daß er alle diese Namenszeichen mit Andacht auf sein Herz lege und sie ihr wiedergebe. Das that er auch, und sie nahm den ihrigen Namen und nähte ihn in das Unterkleid ob dem Herzen, wo ihn Niemand sah, und that das in der Begierde, daß ihres Herzens Andacht zu Gott desto mehr zunehme und ihr davon Glück und Heil erfolge. Die andern Namen, die sie bereitet hatte, sandte sie durch ihn allen seinen geistlichen Kindern, die er hatte, daß sie selbe in derselben Meinung bei sich trügen, und sie thaten es. Sie selber trug den Namen Jesus immer heimlich an sich und nahm ihn mit in das Grab. Da fügte es sich, daß ihr geistlicher Vater zum letzten Male zu ihr kam. Sie bat ihn nun, daß er seine priesterliche Hand auf den heiligen Namen legen möchte, den er auf sein Herz eingegraben, und dann mit derselben Hand ein Kreuz über alle seine geistlichen Töchter mache, die aus Anhänglichkeit zu ihm sich vorgenommen hätten, denselben Namen Jesu täglich mit dem lobreichen Morgengruße, den Gott ihm einst eingegeben, zu verehren, um ihn andächtig damit zu grüßen und alle Menschen zu seinem Lobe anzumahnen, daß sie der milde Gott vor aller schädlichen Widerwärtigkeit beschütze und ihnen helfen wolle, ihre Leiden zu seinem Lobe und zu ihrem ewigen Nutzen zu ertragen. Suso gewährte ihre Bitte

und sprach seinen besten Segen über alle, die in heiliger Begierde jenen Morgengruß dem Namen Gottes zu Ehren sprechen würden, und bat Gott, daß er ihnen ein heiliges Ende verleihe und ewige Seligkeit gebe. Als dann kurz darauf die selige Elisabeth starb[1]), deren Leben so heilig war, erschien sie ihrem geistlichen Vater in einem Gesichte, schneeweiß gekleidet, voll himmlischer Freude und in blendendem Lichte. Sie trat zu ihm hin und eröffnete ihm, wie sie nun im Himmel mit Gott vereinigt sei. Das sah und hörte er mit jubelnder Freude und ward mit göttlichem Trost erfüllt.

2) Elisabeth Bächlin. Als sie kaum 8 Jahre alt war, schien ihr, wie sie selbst erzählte, im Schlafe, sie sehe die heilige Jungfrau vor sich; sie ging zu ihr hin, und die Allerseligste nahm sie unter ihren Mantel, wie eine Mutter ihr liebes Kind, und sprach zu ihr: „Siehe, aus diesem Mantel will ich dich nimmer lassen!“ Ihr kindliches Herz ward von da an mit Gnaden so gestärkt, daß, so oft ihr nachmals im Kloster etwas Widriges begegnete und sie darüber in Ungeduld verfiel, sie bei sich gedachte: „Ach, willst du unserer lieben Frau aus dem Mantel fliehen?“ Als sie zehn Jahre zählte, merkte sie, ihr Vater wolle sie für die Welt bestimmen; sie trat kühn vor ihn hin und sprach: „Vater, du sollst wissen, wenn du mich der Welt hingibst, so werde ich dich am jüngsten Tage verklagen.“ (S. d. A. Bd I. S. 158.) Im dreizehnten Altersjahre kam sie ins Kloster und lebte darin 62 Jahre so fröhlich, daß, so viel Armuth und Leiden sie auch während ihrer langen Zeit zu dulden hatte, ihr nie ein Gedanke von Reue in das Herz ge-

---

[1]) Wie Herr Dombekan Greith aus zuverlässigen Quellen verbürgt, starb die selige Elisabeth Staglin 1360, also nicht 1366, in welchem Jahre Heinrich Suso sein Leben beschloß. Elisabeth hat auch das Leben der heiligen Königin Elisabeth von Ungarn, Nonne von Töß, beschrieben, die den 6. Mai 1337 ihre Tage beschloß und hat somit selbe 23 Jahre überlebt. Die Königin Agnes, Stiefmutter der Königin Elisabeth, starb zu Königsfelden den 11. Brachmonat 1364; sie hat die schwere Blutrache, die sie an den Mördern ihres Vaters genommen, wie auch die harte Behandlung bei dem früheren Besuche an ihrer Stieftochter bereut und Buße gethan, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, die genannten Personen, die zu gleicher Zeit hienieden lebten, seien im Reiche der Unsterblichkeit mit einander vereinigt worden.

kommen war, die Welt verlassen zu haben. Ihre Gesichte und Erlebnisse erzählte sie kurz vor ihrem Tode der Schwester Elisabeth Stagel: „Ich war", sagte sie, „zu einer Zeit so taub, daß man mich in großer Hut halten mußte, weil ich oft nicht wußte, ob ich recht oder unrecht thäte; dieses Leiden währte einige Zeit. Da empfing ich einmal mit dem Convent die heilige Kommunion; zurückgekehrt in den Stuhl, erinnerte ich mich an das Gebet, das der gute Leutpriester von Bichelsee (Pfarrdorf bei Fischingen im Kanton Thurgau) mir in trostlosen Zuständen zu beten empfohlen hatte, und das lautete: „Herr, ich ermahne dich, daß dein Herz und deine Hände gegen mich offen standen und daß du mir deine Gnaden nicht versagen mögest!" Als ich dieses Gebet gesprochen hatte, sprach in mir eine Stimme: „Was willst du, daß ich dir thun soll?" Da antwortete ich: „O Herr, ich will, daß du dich nimmer von mir scheidest!" Und er sprach: „Das will ich thun, ich will mich nimmer von dir trennen." Ich empfand neue Stärke und Muth und seither bin ich nie des Lebens überdrüssig geworden. Ich zähle nun 73 Jahre und es gebrach mir nie an Trost." Darnach erzählte sie ihre Gesichte; namentlich erschienen ihr wiederholt das Jesuskindlein und Maria. Als sie Kellnerin war, starb ihr Bruder und sie hätte seiner Seele gerne geholfen. Sie bekam eine Fußkrankheit und mußte den Kellerdienst aufgeben; da erschien ihr ihr Bruder und hieß sie zur Pforte gehen, mit den Worten: „Ich habe dir einen Arzt gebracht." Als sie zur Pforte kam, stund ein Jüngling dort in schneeweißem Kleide, der eine Büchse mit einer edlen Salbe trug; er salbte sie und sie wurde gesund und versah noch viele Jahre ihren früheren Dienst. Elisabeth war eine hohe Verehrerin des heiligen Bischofs Blasius. Einst sah sie ihn vor seinem Altare, angethan mit dem bischöflichen Kleide, in der Kirche stehen; sie knieete nieder, küßte ihm die Füße und stand wieder auf. Er sprach zu ihr: „Kniee nieder und empfange den Segen, trage allezeit eine wahre Sehnsucht zu den Dingen, wofür du erschaffen bist!" — Diese selige Schwester hatte besonders ein liebevolles Herz gegen Gott und die Menschen; Alles that sie Gott zu Ehren und sprach: „O mein Herr, was ich thue, das gib, wem du willst; nur sei mir allzeit hold, dann ist meine Sehnsucht gestillt." Sie hatte die besondere Uebung, während den 40 Tagen der heiligen Fasten, im Geiste zu ihm in

die Wüste zu gehen und besondere Gebete zu verrichten. Als eines Tages mehrere Schwestern bei einander saßen und mit dem Herrn in der Wüste zu sein wünschten, sprach unsere Elisabeth zu ihnen: „Das könnet ihr so gut, wie ich. Unser Herr hat sich mir mit seinen Gnaden oft freundlich erzeigt; aber nie war er inniglicher, als da ich ihn in der Wüste suchte und fand. Er gab mir in der Betrachtung die große Demuth zu erkennen, die er um unserer willen übte, als er von dem bösen Geiste versucht wurde, und ließ mich die Steine sehen, mit denen der Teufel ihn versuchte, als er sprach: „„Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich, daß diese Steine Brod werden."" Er gab mir auch das Leiden und die Noth zu empfinden, die er durch den Hunger litt." Einst klagte ihr eine Schwester, daß sie wenig Trost und Unterstützung von ihren Anverwandten empfange. „Wende dich zu unserm Herrn", war die Antwort; „ich war einst in einem gleichen Falle und von ihm erhielt ich Trost; er erinnerte mich an die Worte, die er zu Levi sprach: „„Verzichte auf deinen Vater, auf dein Erbe und weltliches Gut; ich will selber dein Erbe sein!"" Diesen Rath nahm die Betrübte gefällig an und sie entsagte um Gottes willen den Ihrigen und der Welt.

3) Elisabeth von Köllikon war ein Töchterlein von sechs Jahren, als sie in das Kloster kam; sie lernte gut schreiben und that es gerne und ohne Lohn. Selber von Hause arm, trug sie große Milde gegen die Armen. Wenn sie oft kaum fünf Pfennige hatte, gab sie drei davon den Armen, und hatte sie nur einen einzigen, so spendete sie diesen um Gottes willen. Als einmal eine Schwester für einen armen Menschen Almosen sammelte, hatte Elisabeth eben keinen Pfennig; sie zog ein Tüchlein vom Haupte und sprach: „Nimm dieses, es ist wohl einen Pfennig werth." Selber immer kränklich, ging sie mitleidigen Herzens gerne zu den Kranken und sprach zu ihnen Worte des Trostes, indem sie sagte: „Gott meint es mit dir gut; denn er schickt seinen auserwählten Kindern Leiden." „Mir ist es", sprach sie zu einer schwer kranken Schwester, „als hätte ich es von Gott vernommen, daß er dieses Leiden dir nur darum gab, damit du ihm nicht entrinnest, sondern sein eigen bleibst." Für diese große Liebe war der Umkreis des Klosters viel zu enge; sie suchte auch außerhalb desselben einen Kreis für ihr

beseligendes Wirken aufzufinden, und fand ihn bei den Armen. Sie übte vor allen Tugenden besonders den Gehorsam, hielt die Ordenssatzungen auf das Genaueste und verrichtete mit großer Andacht die Tagzeiten. Noch in ihrem kränklichen Alter ging sie alle Tage zur Mette; ja, als sie schon 90 Jahre zählte und das Krankenzimmer hütete, war sie nicht zu bewegen, aus dem Chor wegzubleiben; sie war fast blind und gehörlos, stieß an den Ecken an, verirrte sich oft, so daß sie nicht wußte, wo sie war; das Alles jedoch hinderte sie nicht, ihre Pflicht zu erfüllen. Bevor sie starb, bat sie eine Schwester, ihr es anzuzeigen, wenn man zur Mette läute, weil sie es nicht hörte, und als die Schwester es einmal vergaß und sie erst zum Ende der Mette kam, klagte sie darüber und war kaum zu beruhigen. Sie starb, 90 Jahre alt, heilig, wie sie gelebt hatte.

4) Elisabeth Schäflin von Zürich. „Drei Jahre lang", sprach der Altvater Apollonius, „habe ich einen Stein im Munde getragen. Das Schweigen hat mich in meinem ganzen Leben nie gereut, aber das Reden hat mich gar oft gereut." Diese Tugend des Stillschweigens übte besonders Elisabeth Schäflin. Schon im ersten Jahre ihres Eintrittes war sie krank; dennoch hielt sie das Stillschweigen so pünktlich, daß sie es selten brach. Auch in ihren gesunden Tagen redete sie wenig und nannte keine andere, selbst ihre eigene Schwester nicht, bei ihrem Namen, sondern einfach „Schwester". Hörte sie bei den Gesprächen eine unnütze oder lieblose Rede, so stund sie auf und ging von dannen; denn sie wußte wohl, daß solche Reden unter den Schwestern den innern Frieden und die göttliche Liebe zerstören. Wenn sie auch den großen Widerspruch, den sie von Seite ihrer Verwandten erlitt, als sie sich für das Ordensleben entschloß, muthvoll überwunden hatte, so sprach der Versucher nun aus einem besessenen Menschen entmuthigend zu ihr: „Gehe nur in das Kloster, ich will dich schwer prüfen!" Sie antwortete beherzt: „Es muß gewagt werden!" Wie einst über den geduldigen Job, ließ der Herr auch über sie dem bösen Geiste große Gewalt, daß sie zwar mit mannigfachen Leiden am Leibe gepeinigt wurde; der Seele aber konnte er nicht schaden. (S. d. A. Bd. I. S. 157 ff.). Gott begnadigte die treue Kämpferin und ließ sie Herrliches schauen. Als sie einst in der Kapelle ihrem Gebete oblag, sah sie die selige Schwester Elisabeth von Elgg

vor dem Bilde unserer lieben Frau knieen; ihr Leib war über dem Gürtel hell wie ein Krystall und in der Klarheit ihres Leibes bewegte sich ein Licht spielend hin und her, das schön und klar wie die leuchtende Sonne war. Sie erkannte zugleich, daß das Licht die Seele jener Schwester sei, und dachte bei sich: „Segne dich Gott, selige Schwester! Ach, ich arme Sünderin, wie steht es wohl um meine Seele?“ Und sogleich sah sie ihren eigenen Leib in derselben Klarheit. — Am Festtage der heiligen Ursula lag einst Elisabeth schwer krank darnieder. Vor der Mette schien ihr, als würde zu ihr gesprochen: „Steh' auf und geh' zur Mette!“ Sogleich fühlte sie sich so wohl, daß sie aufstehen und zwei große Bücher mit in den Chor nehmen konnte. Beim andern Glockenzeichen zur Mette sah sie die Chorthüre aufgehen und die heilige Ursula und ihre Gefährtinnen je zwei und zwei zusammen in den Chor gehen. Sie neigten sich vor den Schwestern zu beiden Seiten des Chors und traten freundlich vor sie hin. Jede trug eine grüne Palme in der Hand; die Blätter glänzten wie leuchtende Sterne, von den Zweigen ging ein überaus süßer Geruch aus, und der Glanz war so milde und der Geruch so zart, daß es nicht auszusprechen ist. In den letzten Jahren litt Elisabeth sehr und war oft so krank, daß sie halbe Tage in Ohnmacht und bewußtlos da lag. Oft erschrack sie und meinte, sie sehe Nattern und Würmer in ihrem Bette liegen; aber sie litt Alles mit Gelassenheit. War der Anfang ihres Lebens so hart, so sollte ihr Ende um so ruhiger sein. Wie sehr die göttliche Liebe in ihrem Herzen brannte, bewies die innige Sehnsucht, mit der sie von ihrem nahen Tode redete. Als sie in den letzten Zügen lag, mußte man ihr süße Lieder vom Himmelreich singen. Dann sprach sie verklärt: „Nun bin ich dem Tode näher!“ und schied aus dieser Welt.

„So suchten und fanden“, sagt Herr Domdekan Greith, „die Schwestern von Töß in ihrem Leiden bei jener Quelle Labung und Trost, die ihnen ihr göttlicher Bräutigam an seinem heiligen Kreuze erschloß; aus seinen heiligen Wundmalen floß ihnen das lindernde Oel herab, das ihre Schmerzen erleichterte, ihre Leiden milderte. Durch stete Geduld sie wieder in Gott eintragend, wollten sie dem Sohne Gottes gleichförmig werden, der von der Wiege bis zu seinem Grabe ihnen das Kreuz voran getragen und auf Erden niemals einen guten Tag gewann. Er war

edel und dennoch arm, er war zart und dennoch elend, er war in der ewigen Freude geboren und dennoch voll der Leiden, so lange er auf Erden lebte. In diesen Spiegel der Leiden des Gekreuzigten blickten sie und erkannten, daß sie ihm um so gleicher werden, je geduldiger sie litten. An das Kreuz der Schmerzen geschlagen, führten sie, um mit Heinrich Suso zu sprechen, mit den gedehnten Saiten ihrer Seele ein Saitenspiel auf, das mit seinen Tönen süß zum Himmel erklang. Leiden ertödtet den irdischen Sinn und ruft den himmlischen ins Leben, und ob auch der Leib zusammendorret, grünet die Seele in den Leiden auf, wie im süßen Morgenthau die schöne Rose. Geduld im Leiden ist ein lebendiges Opfer, ein süßer Geruch des edelsten Balsams vor Gottes Angesicht, ist größer, als Todte erwecken oder Wunder wirken. Die Geduld kleidet die Seele mit rosigem Kleide, schmückt sie mit dem Scepter der immergrünen Palme, mit der Krone rother Rosen, mit dem goldenen Halsschmucke der Jungfräulichkeit; mit dieser Gezierde ausgeschmückt, wird sie einst in der Ewigkeit vor Gott ihr Freudenlied singen, das die Engel selbst nicht singen können, weil sie nie gelitten haben." (Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Elisabeth Heinburg, Nonne von St. Catharinenthal. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 155 ff.) In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu Villingen geboren, trat Schwester Elisabeth Heinburg schon als ein Mädchen von vierzehn Jahren in das Kloster St. Catharinenthal bei Dießenhofen ein und wurde darin gottesfürchtig erzogen. Sie übte das vollkommene Leben 33 Jahre lang mit solchem Eifer, daß sie durch ihre Tugenden zu einem Vorbild und Spiegel für alle Andern wurde. Aber auch Gott wirkte Wunderbares in ihr vor den Augen der Schwestern. Sie suchte es zwar sorgsam zu verbergen, zuweilen aber vermochte sie es nicht; denn die Gnade wurde äußerlich an ihrem Leibe sichtbar. Ueber ihre Zustände gefragt, offenbarte sie bisweilen Vieles. Sie erhob sich von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit des Lebens; sie hielt die willige Armuth in aller Vollkommenheit nach den Vorschriften des heiligen Vaters Dominikus, brach sich selber das Nothdürftigste ab, das ihr sonst der Orden und die Regel wohl gestattet hätten, und besaß gar kein Eigenthum. Ihre jungfräu-

liche Reinigkeit war eine blühende Blume, die in ihr vollkommene Frucht brachte, und die sie so würdig und zärtlich in ihrem Herzen trug, daß sie Alles floh und in sich tilgte, was dieser Tugend in Sehen und Hören, in Worten und Gedanken Gefahr drohte. Beflissen, wie sie war, diese Tugend in sich zur höchsten Vollendung zu bringen, wurde sie der hohen Erkenntniß von Gott gewürdigt, daß der Geist sich nur durch diese Tugend in süße Vereinigung mit Gott bringe und daß niemals ein Mensch, noch ein Heiliger vollkommen wurde, der die Blume jungfräulicher Reinigkeit nicht besaß und daß ohne sie auch kein Weiser zu so hoher Kenntniß gelangen könne, wie eine vollkommene Jungfrau sie erwirbt. Diese Tugend war allzeit so zart und blühend in ihrem Herzen, daß ihr alle übrigen Tugenden um so leichter und angenehmer wurden. — Sie übte den Gehorsam in allen Stücken und beobachtete mit emsigem Fleiße die Vorschriften des Ordens und der Regel. Sie war bei der Mette und in dem Chor jederzeit die Erste und vollbrachte dort fröhlich unseres Herrn Lob mit Singen und Lesen. Sie sang über alle Maßen süß und gut und ihre Stimme hatte einen überaus lieblichen und männlichen Klang. Man traf sie stets entweder in der Arbeit oder an ihrem Gebete an, und wenn ordensgemäß die Versammlung abgehalten wurde, fehlte sie, außer im Falle einer Krankheit, nie. Niemals brach sie das Stillschweigen. Was immer die Regel vorschrieb oder die Oberen befahlen, vollbrachte sie mit willigem Herzen. Sie pflegte zu sagen: „Der Orden hat mich zu all' der Gnade und Freude erhoben und gestärkt, zu der ich gekommen bin"; und sprach dann zu den Schwestern vom Orden: „Liebet den Orden und haltet ihn vor allen Dingen; denn er führt zur rechten Reinigkeit und in ihm findet man Gott und jede Tugend, die Süßigkeit der Gnade und den sichern Weg zum Himmelreich!" Doch die Blumen solcher Tugenden konnten nur auf den Dornen einer strengen Abtödtung der sinnlichen Natur gedeihen, weil sie nur im Untergang der Sinnlichkeit ihren Ursprung haben können. Darum hielt auch Elisabeth ihren Leib in harter Zucht und großer Strenge; keine Mette war so lang und kein Winter so kalt, daß sie deßwegen ihr Gebet oder ihre Abtödtung gemindert hätte. Sie gab sich alle Nächte und alle Tage nach der Mette und nach der Complet die Geißel, daß ihr das Blut über den Rücken

herab rann und die nähern Schwestern, die neben ihr saßen, davon besprengt wurden und ihr Gewand waschen mußten. Man sah sie oft weinen in brennender Liebe zu Gott; sie suchte aber Alles, was sie übte, zu verbergen. Durch zwölf Wochen und noch länger, und während der Advent- und Fastenzeit, sowie an allen Freitagen sprach sie kein Wort, ohne wichtige Ursache. Sie versagte sich im kalten Winter die Wärme des Ofens und des Feuers und nährte sich nur mit geringen Speisen, am liebsten mit Brodstücklein, welche zerstreut auf dem Tische lagen. Sie trank selten Wein, nie aber an den Freitagen, in der Fasten und im Advent, und wenn sie auch trank, so mischte sie Wasser darunter. Wohl wissend, daß Gott am sichersten in der Einsamkeit zu finden ist, floh sie die Welt und den Umgang mit den Menschen so, daß sie von sich bezeugen konnte, sie sei, seit sie das Kloster bewohne, niemals an einen Ort gekommen, wo ein Mann sich eingefunden, außer wenn sie im Beichtstuhle dem Beichtiger ihr Gewissen geoffenbaret habe. Ihre Zelle war ihr Paradies auf Erden. Ihr Herz war voll Erbarmung gegen ihre Nebenmenschen; sie hätte gerne für Jeden den Tod gelitten, wenn ihm dadurch die Gnade der Seligkeit und die Vollkommenheit der Tugend zu Theil geworden wäre. Diese Liebe wandte sie auch den leidenden Seelen im Fegfeuer zu, und es verging kein Tag, an welchem sie ihnen nicht durch ihre Bußübungen, Fasten, Wachen und Gebete liebevolle Hülfe zusandte. Bei der Erwägung, wie die Seelen, die Gott nach seinem Ebenbilde erschuf, in dem Feuer der Reinigung schmachten und leiden, wünschte sie in herzlichem Mitleiden, ihre Schmerzen mit ihnen theilen zu können. Auch mit den Sündern trug sie großes Erbarmen, wenn sie überlegte, wie bitter und schmerzlich Gott sie mit seinem Blute erlöst habe und bat darum besonders für die Sterbenden. Sie hatte ein gar mildes Herz; so oft sie Jemanden betrübt sah, nahm sie an seinen Leiden den innigsten Antheil. Friedfertig gegen alle Menschen, übte sie ihre Sanftmuth auch gegen ihre Schwestern im engeren Kreise und wandelte in großer Sanftmuth unter ihnen. Sie ging immer mit gesenktem Haupte einher und wandte, wie unser Herr, ihre Augen andächtig zur Erde. Sie litt ihre öftern Krankheiten geduldig und wünschte, für Gott noch mehr leiden zu können. Sie dürstete nach der Gerechtigkeit, hielt beständig mit ihrem Gewissen Rath und

büßte die kleinsten Unvollkommenheiten. — Auf diesem Wege gelangte sie zur Demuth, welche die Wurzel aller Tugenden ist, aus welcher der herrliche Baum der Vollkommenheit aufwuchs, der in ihrem Leben so reiche Früchte trug. Sie war so demüthigen Sinnes, daß sie sich selber immer erniedrigte. Alle Gnaden, die Gott innerlich und äußerlich an ihr zeigte und wirkte, suchte sie sorgfältig zu verbergen, daß Niemand etwas davon inne werde und sie von Niemanden darum ein Lob empfange. Und als die Gnade so überfließend in ihr wurde und Gott wunderbare Dinge mit ihr wirkte, sprach sie so schön und hoch von Gott, daß es Ungeübte kaum verstanden. Elisabeth war voll des heiligen Geistes, ihr Antlitz entzündete sich, wie das eines Engels, und war oft von Thränen heiliger Liebe und Sehnsucht benetzt. Wie demüthig war ihre Anklage in der Beichte und wie flammend ihr Verlangen zum hochheiligen Abendmahle. Nachdem diese Auserwählte in solcher Weise alle sinnlichen Begierden der Seele, die Seele aber Gott unterwürfig gemacht und sich von aller Selbstliebe abgelöst hatte, trat sie nun in jenes Verhältniß zu Gott ein, wo Gott in der Seele und die Seele in Gott lebt. Sie übte allezeit einen in Werken lebendigen Glauben; befielen sie Zweifel, so ruhte sie nicht, bis sie Rath bei gelehrten Meistern oder in der heiligen Schrift gefunden hatte. Ihr Herz war voll süßer Hoffnung; zwar war Alles, was sie Gutes that, in ihren Augen klein, aber die Hoffnung auf Gott brachte ihr jederzeit den reichsten Trost. Vor allen andern Tugenden war die göttliche Liebe in ihr blühend und trug reiche Früchte. Ihr Herz war von der Liebe Gottes so entzündet, daß alle ihre Begierden und Gedanken sich auf Gott richteten, und sie bestrebte sich, alle irdischen Wünsche in ihrem Herzen zu ersticken. Als sie ihr ganzes Leben in solchen Uebungen vollbracht hatte, sprach sie: „Meine Seele hat den Sieg errungen und der Leib muß ihr unterwürfig sein; denn was meine Seele begehrt, das muß mein Leib willig vollziehen!“ — In Folge dieses vollkommenen Tugendlebens, stellten sich bei ihr häufig auch die Erscheinungen des mystischen Lebens ein, Gesichte der Heiligen, Entzückungen und erhöhte Erkenntniß in göttlichen Dingen. Elisabeth Heimburg starb 47 Jahre alt. Herr Domdekan Greith hat ihr Leben in seinem trefflichen

Buche: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden" ausführlich beschrieben.

Elisabeth Zumbrunnen, s. Alexius von Kirrweiler ꝛc.

Elisabeth Geilinger, Aebtissin von Magdenau. Die Cistercienserinnen zu Magdenau (Augia Virginum B. M. V.) waren ursprünglich auf dem Brühl bei der Stadt St. Gallen und wurden durch Schenkung von Gütern des edlen Rudolf Giel von Glattburg, Erbkämmerers des Stifts St. Gallen und und seiner Gemahlin Gertrud nach Magdenau versetzt. Die Genossenschaft zählte bis zur Zeit der Reformation nur Frauen von adeligen Häusern aus dem St. Gallischen alten Fürstenlande, aus dem Toggenburg und dem Thurgau; auch in spätern Zeiten treffen wir meist Frauen aus guten Familien der Städte Wyl, Lichtensteig, Rorschach, Rapperschwyl, Arbon, Fischingen, Mammer u. s. w. Hier begegnen wir der Frau Aebtissin Elisabeth Geilinger, einem ächten Vorbilde weiblicher Tugend und Aufopferung. Geboren in Winterthur, faßte sie frühzeitig den Entschluß, ihr Leben dem Herrn zu weihen und ihre Tage in klösterlicher Stille zu beschließen. Sie nahm zu Magdenau den Schleier und legte nach vollendeter Probezeit daselbst die heiligen Gelübde ab. Der Himmel hatte ihre Schritte dahin geleitet, um in den Händen der Vorsehung ein auserwähltes Werkzeug zur Wiederherstellung jenes Klosters zu werden. Elisabeth war nämlich vor dem Ausbruch der kirchlichen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts ins Kloster getreten. Damals stand die Abtei unter der Leitung der Amalia Giel von Glattburg, welche sich sehr gewissenlos gegen das Stift benahm, indem sie dasselbe 1529, ohne bei den Conventfrauen anzufragen, den Landleuten im Toggenburg mit der Bedingung übergab, dafür in der Magdenau bleiben zu dürfen. Tief gekränkt über die Auflösung des Klosters und den Abfall einiger Schwestern, welche den Schleier mit dem Trauring vertauschten, kehrte die hochherzige und geistreiche Elisabeth nach Winterthur zu ihren Verwandten zurück, wo sie ihrem Gelübde treu blieb, und Jedermann durch ihren sittlichen und tugendreichen Wandel erbaute. Indessen siegten 1531 die katholischen Stände bei Kappel und auf dem Gubel; da faßte die edeldenkende Nonne wieder Muth und ein neuer Hoffnungsstern ging in ihrem Innern zur Herstellung ihres Klosters auf. Sie war rastlos thätig und verwendete sich

mit vieler Gewandtheit bei den Gesandten der Eidgenossen zu Baden und beim Fürstabt von St. Gallen für die Wiederherstellung ihres Klosters. Ihre Bemühungen wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt; sie kehrte hocherfreut mit ihrer Freundin Affra Schenk von Kastell nach Magdenau zurück. Die Abgeordneten der acht alten Orte bezeichneten die Frau Affra zur Aebtissin; allein diese lebte nur wenige Jahre und Elisabeth mußte die Leitung des Klosters auf sich nehmen. Sie leitete mit Weisheit ihre Genossenschaft und ihr erbaulicher Wandel zog viele Töchter an, sich unter ihre Leitung zu begeben. Bald wuchs die Anzahl der Frauen, der Wohlstand des Klosters besserte sich und bei ihrem seligen Tode, der 1551 erfolgte, war ihr Kloster wieder in der schönsten Blüthe. Elisabeth Geilinger war gelehrt und schrieb selbst die Geschichte des Klosters von 1528—1532, welche wichtige Aufschlüsse über die damaligen Zeitzustände gibt. Magdenau zählte fortwährend die gehörige Anzahl Klosterfrauen und von 1244 bis 1850 haben daselbst 528 Frauen die heiligen Gelübde abgelegt. Ein Conventual von Wettingen leitet das Kloster. — Das Wappen des Gotteshauses ist die Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Arm. (S. Wegelin, II. 56, 91—94; Leu, VIII., 266; von Mülinen, Helv. S. II. 117—120).

Ermentrud, Stifterin des Gotteshauses von Balmes. Der heilige Columban hatte das Kloster Luxeuil, eine wahre Pflanzschule der Heiligen, gegründet, welche in der Folge heilsam auf Frankreich und unsere Schweiz wirkten. Die vornehmsten Jünglinge damaliger Zeit sammelten alldort wissenschaftliche Kenntnisse, ließen sich in diese heilige Gemeinschaft aufnehmen oder kehrten, reich an Tugenden und Frömmigkeit, in ihre Heimath zurück, wo sie in der Nähe und Ferne die evangelische Lehre ausstreuten. Ein Sohn Wandalens, Herzogs von Hochburgund, der auch in diesem Kloster studierte, ließ sich unter die Ordensbrüder aufnehmen und wurde seines heiligen Wandels wegen auf den bischöflichen Stuhl von Besançon erhoben. Dieser Gottesmann, Donat mit Namen, verstund es, seine Verwandten für heilige Stiftungen zu begeistern und sie selbst zu Heiligen umzuwandeln. Er lebte mit seinem Bruder Ramnelen in gottinniger Verbindung und erinnerte ihn an die hohe Stellung, die er als Herzog von Hochburgund einnahm.

Ramnelen wurde nämlich nach dem Tode des Vaters Herzog und war ein würdiger Nachfolger desselben. Jonas schreibt von ihm: „Er war ausgezeichnet an Adel und Weisheit und trat nach des Vaters Tod in dessen Würde; er lebte zwar in Mitte der Welt, war aber sehr bestrebt in der Liebe zu seinem Erschaffer.“ Mit Wärme empfahl ihm Donat, für die Ausbreitung der Kirche Jesu thätig zu sein und ihre Anstalten zu schützen und zu erweitern. Auf sein Zureden stellte Ramnelen das von den Alemannen zerstörte Kloster Romainmotier, welches das fromme Brüderpaar Roman und Lupicin erbaut hatte, wieder her und setzte den frommen Siagrius zum Abte ein. Ihm zur Seite stand seine edle Gemahlin Ermentrud, die, von gleichen Gesinnungen beseelt, ihrem frommen Gatten bei kirchlichen Stiftungen nicht nur an die Hand ging, sondern ihn wahrhaft dafür begeisterte. Wir wissen nicht, wie lange dieses gottgefällige Paar im Ehebunde gelebt und ob der Himmel demselben Kinder geschenkt habe; nur melden die Annalen, daß Ermentrud ihren theuern Gemahl überlebte. Als sie den Wittwenschleier angezogen, bereitete sie sich durch Ausübung frommer Werke auf das ewige Leben vor, um in den Wohnungen der Seligen wieder mit ihrem Gemahle vereinigt zu werden. Sie setzte sich in der Waadt, wo sie am Fuße des Jura, in der Nähe von Iferten, für Männer ein Kloster gründete, welches zu Ehren des heiligen Erzengels Michael eingeweiht wurde, ein schönes Denkmal. Es scheint, daß die Herzogin bald nachher die Erde mit dem Himmel vertauschte, weil ihrer später nicht mehr gedacht wird. In der Folge kam ihr Stift unter die Congregation von Cluny und die Aebte von Cluny, Wilhelm IV. und Bertrand, verleibten selbes in den Jahren 1294 und 1297 dem Cluniacenserstift Peterlingen ein. Papst Clemens V. (1305 bis 1314) bestätigte 1309 und 1311 jene Einverleibung. Seither wurde Balmes durch einen Conventualen von Peterlingen versehen, der zuerst Prior, hernach mehrentheils Rektor hieß, bis es mit seiner Mutterkirche Peterlingen nach der Einnahme der Waadt durch die Berner (1536) aufgehoben wurde. (S. Louis de Charrière le prieuré et la commune de Baulmes in den Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XIII., p. 57—134; Nikolaus Friedrich von Mülinen, Topographie des alten Kantons Bern, I., S. 139, manuscript).

Eustachius von Pontremoli, Kapuziner. In Pontremoli geboren, das den südlichsten Theil des Staates von Parma bildet, wurde Eustachius sehr jung mit dem seraphischen Orden des heiligen Franziskus näher vertraut und hegte bald den Wunsch, demselben einverleibt zu werden. Sein evangelischer Wandel und seine ausgezeichneten Naturanlagen machten ihm die Aufnahme leicht, und bald wurde er den ältern wie den jüngern Ordensbrüdern ein Vorbild jeglicher Tugend. In seiner Liebe zur Armuth lebte er stets dürftig und verband mit ihr eine unbegrenzte Demuth, die ihm in Italien allgemeine Ehrfurcht erwarb. Allein er haschte nicht nach Menschenlob und bat darum seine Oberen, ihn in die Schweizerprovinz zu versetzen. Seine Bitte wurde ihm gewährt; aber je mehr er die Würden floh, desto mehr gelangte er zu Ehren und Ansehen. Sein Ruf war ihm bereits vorausgegangen; man kannte seinen unbescholtenen und heiligen Wandel und seine Klugheit in der Verwaltung eines Klosteramtes; deßwegen mußte er bald nach seiner Ankunft die Leitung der eintretenden Novizen übernehmen. Er leitete mit vieler Umsicht und Klugheit die jungen Brüder, und verstand es, in ihnen den alten Menschen auszuziehen und in einen neuen umzubilden. Bei ihm wirkten nicht so fast Worte, als vielmehr sein Beispiel, indem er selbst sich den Novizen gleichstellte. Er trug unter seinem Kleide einen härenen Gürtel und gab sich oft die Geißel; er fastete sehr streng, genoß oft ganze Tage hindurch nur etwas Brod und Wasser, schlief des Nachts nur eine kurze Zeit und brachte den übrigen Theil der Nacht in Betrachtung und Gebet zu. Er brachte das göttliche Opfer mit einer seltenen Andacht dar und war von der Heiligkeit desselben so sehr ergriffen, daß er oft in Verzückung gerieth; er war überzeugt, die Engel wären dabei anwesend und erfreute sich zuweilen ihrer sichtbaren Gegenwart. Er ward wiederholt zum Guardian, wie auch zum Definitor erwählt. Schon über achtzig Jahre alt, wurde er als Oberer nach Stans beordert, wo er das Ziel seiner Pilgerreise erreichte. Gott rief ihn, nachdem er die heiligen Sakramente mit der größten Erbauung empfangen hatte, den 22. Wintermonat 1634 zu sich, um ihn mit der Krone der Unsterblichkeit zu schmücken. Die Trauerkunde seines Todes verbreitete sich schnell in dem Flecken und die Bestürzung war allgemein. Die Frau des Anton Lussi, welche

eine verdorrte Hand hatte und den Verblichenen wie einen Heiligen verehrte, eilte in die Kirche zur Leiche, kniete vor der Bahre nieder uud sprach: „Guter Vater! sind deine Verdienste bei Gott angenehm, so erbitte mir die Heilung meiner Hand.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so war sie von ihrem Uebel geheilt. Es waren mehrere Personen in der Kirche anwesend, die alle über das erfolgte Wunder Gott lobten. (Siehe Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III., Pars I. p. 20 etc.)

Eustachius Wey von Luzern, Franziskaner, geboren um das Jahr 1617, war von Jugend an ein holder und gottseliger Knabe, fühlte einen beständigen Drang zu den Wissenschaften und legte die ersten Studien in seiner Vaterstadt unter den Vätern Jesuiten zurück. Er studierte die Theologie im Auslande und zeichnete sich darin so glänzend aus, daß er nach Vollendung derselben die Doktorwürde erlangte. Frühzeitig mit den PP. Franziskanern bekannt, sprach ihn ihre Lebensweise und die Regel des seraphischen Ordens vor allen andern Orden besonders an, und er trat in deren Gesellschaft, wahrscheinlich zu Luzern selbst. Er bewährte seinen Ordensberuf durch einen stillen, frommen und gottseligen Wandel, verlegte sich fleißig auf das Studium und entwickelte in Führung der Geschäfte eine Gewandtheit, die mit Recht Bewunderung erregte. Darum wurde er frühzeitig zu Aemtern befördert, stieg von den niedern zu den höhern und wurde im Jahre 1650 den 8. Herbstmonat zum Provinzial der Straßburger Franziskanerprovinz erwählt. Er vereinigte Liebe und Ernst, zwei erforderliche Bedingnisse eines Oberen, in sich, nahm nützliche Reformen vor, schaffte eingeschlichene Mißbräuche in den Klöstern ab, ermunterte die jüngern Ordensglieder zum fleißigen Studium und leuchtete Allen als Muster vor, indem er, was er Andern auftrug, selbst pünktlich erfüllte. Nachdem seine Amtszeit abgelaufen war, arbeitete er fleißig im Weinberg des Herrn als Guardian in Solothurn (1664), war deßwegen sehr beliebt und geschätzt, und Vorgesetzte und Untergebene, Geistliche und Weltliche suchten bei ihm Rath. Zum zweiten Male (8. Herbstmonat 1668) ward ihm die oberste Leitung der Provinz übertragen, und mit demselben segensreichen Erfolg leitete er die Angelegenheiten des Ordens. Auch wurde er zum Generalkommissär der kölnischen Franziskanerprovinz

ernannt. Er war eine wahre Zierde seines Ordens und starb für die Seinen viel zu früh, den 29. Christmonat 1675, erst 58 Jahre alt. (Siehe Franz Hafner, Sol. Schauplatz II., 125 bis 126, Solothurn 1666; Leu XX. 396; Herr von Balthasar, berühmte Luzerner, Luzern 1778, 242.)

F.

Fara, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w.

Faro, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w.

Felix Schmid, Dominikaner. Vor der großen Kirchenspaltung traten viele Adelige in den Ordensstand, die durch wissenschaftlichen Sinn und religiöse Bildung sich auszeichneten. Unter Andern nennen wir Felix Schmid, um das Jahr 1441 oder 1442, einer adeligen Familie in Zürich entsprossen. Er liebte von Jugend an die Wissenschaften, mied deßwegen müßigen Umgang in Gesellschaften, lag fleißig den Werken der Frömmigkeit ob, und trat, nachdem er seine Studien meistens in seiner Vaterstadt vollendet hatte, zu Basel in das Kloster der Dominikaner, dessen Zierde er wurde. Felix bekleidete verschiedene Aemter, stieg von Würde zu Würde, und wurde endlich Ordensoberer. Als oberster Vorstand der Provinz besuchte er seine Klöster, trachtete, überall Zucht, Ordnung und Liebe zu den Wissenschaften zu unterhalten und erfüllte die Pflichten seines Amtes gewissenhaft. Er war ein besonderer Verehrer des Leidens Jesu Christi und erwog dasselbe oft in seinen Gebets- und Betrachtungsstunden; diese Liebe zu dem gekreuzigten Heilande weckte in seinem Herzen die Sehnsucht, jenes heilige Land, in welchem unser Herr gelebt und gelitten hat, zu besuchen. Im Jahre 1479 führte er diesen Plan aus und pilgerte nach Jerusalem. Nach seiner Zurückkehr erzählte er seinen Brüdern viel Schönes und Rührendes von dem gelobten Lande und setzte hinzu, er werde noch einmal, wenn ihn Gott am Leben erhalte, dahin gehen. Sein Wunsch ging 1483 in Erfüllung. Felix Schmid starb zu Ulm 1502 als ein verdienstvoller frommer Mann. Die meiste

Zeit seines Lebens hatte er in dem Kloster Ulm zugebracht, und wollte darum auch da seine Grabstätte wählen. Er besuchte die Dominikaner in Zürich selten, und zwar aus dem Grunde, weil sie in ihrem Berufe nicht wenig ausarteten. Er hatte ihnen ihre Auflösung vorausgesagt. Unter den Dominikanern von Zürich war gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein solches Sittenverderbniß eingerissen, daß ihnen der Rath schon 1486 das Beichthören bei den Nonnen in Oetenbach untersagen mußte. Als Zürich von der katholischen Kirche abfiel, wurden die Mönche (1524) aufgehoben und das Vermögen des Klosters kam an das nahe gelegene Spital. — Felix Schmid widmete sich in den Mußestunden, die ihm von seinen Berufsobliegenheiten übrig blieben, den Wissenschaften und dem Studium der Geschichte. Er ist der Verfasser mehrerer Schriften, von denen „die Geschichte von Schwaben" (Historia Suevorum) Erwähnung verdient, die Melchior Goldast von Heimensfeld in den „Rerum Suevicarum Scriptores" herausgab. Leu, Holzhalb, Haller, von Mülinen u. A. m. erwähnen rühmlichst dieses Mannes.

Ferreolus, der heilige, Glaubensprediger, Martyrer in Besançon. Der heilige Irenäus, ein Grieche, und allem Anscheine nach aus Smyrna in Kleinasien gebürtig, war ein Schüler des heiligen Polykarp, Bischofs von Smyrna, welcher den Glauben aus der reinsten Quelle, aus der Unterweisung des heiligen Apostels Johannes selber geschöpft hatte. Den Unterricht seines großen Lehrers schrieb Irenäus mit unauslöschlichen Zügen in das Innerste des Herzens und versäumte dabei nicht, auch in den weltlichen Wissenschaften sich auszubilden. Man bedurfte derselben, um die Heiden mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und den Ketzern, welche Philosophen zu Führern hatten, ihren Irrthum beweisen zu können. Polykarp blickte mit Freude auf seinen gelehrten, beredten und mit allen Gaben des heiligen Geistes ausgerüsteten Zögling, und sandte ihn mit mehreren Gefährten, unter denen der Priester Ferreolus und dessen Bruder Diakon Ferrutius genannt werden, nach Gallien (Bolland., Acta Ss. T. V. Junii, p. 335—349). Zwischen den südlichen Küsten des Landes und den Häfen Kleinasiens bestund damals ein lebhafter Handelsverkehr, welcher die Verbreitung der Lehre Jesu sehr erleichterte. Frühe schon erglänzte das Licht des Glaubens in der heutigen Provence und

verbreitete sich allmälig bis nach Vienne und Lyon, welche Stadt zu jener Zeit bereits wegen ihrer vortheilhaften Lage an der Rhone ein bedeutender Handelsplatz war. Wenn die Begierde, Reichthümer zu sammeln, viele Menschen antrieb, sich allem Ungemache einer langen Seereise auszusetzen, so bewog das Verlangen, dem Herrn Seelen zu gewinnen, großmüthige Verkünder des Evangeliums, denselben Gefahren ohne Furcht und Bedenken sich preiszugeben. Unter diese Zahl gehört der heilige Irenäus mit seinen Genossen. In Lyon angekommen, wurde er von dem heiligen Photin, dem ersten Bischofe dieser Stadt, der ebenfalls aus Smyrna stammte und von Polykarp nach Lyon gesandt worden war, freundlich empfangen und erhielt aus der Hand desselben die Priesterweihe. Bald gewann er in dem Maße das Vertrauen des Oberhirten, daß ihm dieser eine wichtige Sendung nach Rom übertrug. Er reiste nach Genf und überstieg, wie einige Biographen unseres Heiligen meinen, den großen Jupitersberg. Diese Ansicht ist nicht unwahrscheinlich; denn damals war der große St. Bernhard die Heerstraße der Römer. Gewiß ist aber, daß der Heilige unsern Schweizerboden betreten hat. Papst Eleuther empfing den Gesandten in väterlicher Huld, unterrichtete ihn in den Gebräuchen und Vorschriften der römischen Kirche, salbte ihn dann zum Bischofe und entließ ihn mit seinem Segen, worauf dieser wieder nach Lyon zurückkehrte. Dort aber war indessen eine blutige Verfolgung ausgebrochen und der neunzigjährige Bischof Photin war als Opfer seines heldenmüthigen Glaubensbekenntnisses gefallen. Irenäus folgte dem heiligen Blutzeugen um das Jahr 177 im Amte; er kannte die Würde und Bürde desselben, aber er erschrack nicht; denn es galt, Gottes Ehre zu verfechten und den Glauben an Jesus mit Hülfe tüchtiger Mitarbeiter, die ihm zur Seite standen, in den Herzen zu begründen und immer weiter auszubreiten. Sein Eifer beschränkte sich nicht allein auf die Stadt Lyon, die er nach dem Zeugnisse des heiligen Gregor von Tours durch seine Predigten in kurzer Zeit zum Glauben brachte, sondern erstreckte sich auch auf die umliegenden Provinzen. Er sandte den Priester Ferreolus mit dem Diakon Ferrutius nach Besançon und übertrug ihm die Bekehrung der Stadt und Umgegend. Willig folgte Ferreolus dem Auftrag und ging auf seinen Posten. Er trat mit einem Eifer auf, der vom Geiste

Gottes herrührte; seine Unterweisungen und Predigten wirkten auf die Herzen der Heiden mit solcher Kraft, daß viele ihre Götzen verließen und die Religion des Kreuzes annahmen. Als Apostel im wahren Sinne des Wortes dehnte er auch seine Wirksamkeit auf andere Orte aus; drang nach Raurachien, nämlich in die Grenzen des heutigen Bisthums Basel, und wurde daher mit Recht auch als ein Schweizerapostel gefeiert, wie die alten Martyrologien hinreichend nachweisen. Jedoch wird dieß von der neuern Kritik in Abrede gestellt. Gelpke in seiner Kirchengeschichte der Schweiz sagt: „Man hat nun wohl schon die in den alten Martyrologien genannten Irenäusschüler, den Presbyter Ferreolus und den Diakonus Ferrutius, die zu Besançon den Martertod erduldet haben sollen, auch zu Aposteln Rauracheins gemacht; es ist das aber eine ebenso unbegründete, als unbedachte Annahme.“ Aber, fragen wir, warum hat die Kirche von Basel von jeher jene von Besançon als ihre Mutterkirche betrachtet? War es nicht deßwegen, weil durch die ersten Glaubensboten von daher die christliche Morgenröthe in das finstere, heidnische Rauracheien herüberdrang? Und gelten nicht die nämlichen Gründe für das Bisthum Lausanne, welches Besançon ebenfalls als seine Metropole anerkannte, wie es im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (Bd. I. S. 862) so trefflich nachgewiesen ist? Ferreolus und sein Diakon Ferrutius wanderten von Ort zu Ort und verkündeten überall, wohin sie kamen, die Lehre des Welterlösers. Sind sie auch nicht bis nach Lausanne vorgedrungen, so kamen nach ihrem Tode deren Schüler dahin; denn das Brevier von Lausanne sagt: „Daß bald nach dem Tode der genannten Martyrer ihre Schüler oder Gefährten das Licht des Evangeliums nach Wifflisburg brachten, dafür sprechen nicht nur der damals gefeierte Name jener Stadt und die umliegenden Orte, sondern das Alter des Bisthums von Avenche und Lausanne, welches das erste war, das zu der Metropole von Besançon gehörte und schon im dritten oder im Anfange des vierten Jahrhunderts seine eigenen Hirten hatte [1].“ Gegen

---

[1] Die Bischöfe von Besançon waren unermüdlich, die angrenzenden Helvetier im Christenthume zu unterrichten und verwendeten eine nicht geringe Sorgfalt zur Bekehrung dieses Volkes. „Von diesen,“ sagt Herr Blum, „empfingen

30 Jahre hatten diese Gottesmänner den evangelischen Samen ausgestreut; da brach (212) unter dem Kaiser Aurel Antonin Caracalla eine neue blutige Verfolgung gegen die Christen aus. Claudius, ein roher und grausamer Christenverfolger, der damals Statthalter in Besançon war, begab sich nach Valence zum Cornelius, dem Befehlshaber der kaiserlichen Armee, und klagte Ferreolus und Ferrutius als Christen an. „Es befinden sich in unserer Stadt," begann er, „zwei Männer, welche Christus den Gekreuzigten predigen und mehr als die halbe Stadt für diese Religion gewonnen haben. Unter den Uebergetretenen befindet sich auch meine Gemahlin. Den Jungfrauen verbieten sie, zu heirathen, und von unsern Göttern spricht man allgemein nur mit Verachtung" u. s. w. „Geh," sprach Cornelius, „zu dem Statthalter mit unserer Vollmacht und lasse diese Lehrer unter Marter und Folter tödten, damit die Uebrigen, die sich zu dieser Sekte bekennen, eingeschüchtert werden. Sogleich begab sich Claudius nach Haus und ertheilte Befehl, den heiligen Ferreolus und seinen Bruder Ferrutius, die außerhalb der Stadt in einer Grotte wohnten, gefangen zu nehmen und vor ihn zu führen. Er setzte sich zu Gericht, forderte sie im Namen des Kaisers auf, den Götzen zu opfern und stieß zugleich furchtbare Drohungen gegen die heiligen Bekenner aus; sie blickten gen Himmel, bezeichneten sich mit dem heiligen Kreuzzeichen und sagten: „Du findest uns bereit; vollziehe! was der Teufel, dein Vater, dir aufgetragen hat. . . . Wir glauben an unsern Erlöser, und Folter und Marter werden uns nicht überwältigen, denselben zu verläugnen." Knirschend vor Grimm ließ Claudius die Heiligen aufhängen, geißeln und in einen finstern Kerker führen. Nach drei Tagen wurden sie ihm wieder vorgestellt; sie wiederholten mit derselben Standhaftigkeit ihr Glaubensbekenntniß und brannten vor Begierde, dasselbe mit ihrem Blute zu besiegeln. Nun schnitt ihnen der Henker die Zunge ab, aber die Freunde Gottes redeten und verkündeten laut Gottes Lob. Der Statthalter ergrimmte noch mehr, ließ Jedem 30 spitzige Nägel in den Leib schlagen und sie darauf enthaupten. An der

---

die Rauracher den ersten Samen des Evangeliums, der unter der Verfolgung verschiedener Kaiser und bei den verheerenden Einfällen der Germanen im Verborgenen aufkeimte."

Stelle, wo sie enthauptet wurden, verbreitete sich ein überaus lieblicher Geruch und die Zuschauer ergriff eine wunderbare Furcht. Die Christen nahmen während der Nacht die heiligen Leiber weg und beerdigten sie in der nämlichen Höhle, in der sie sich durch Gebet und Lobgesänge geheiligt hatten. Im Jahre 370, als die Kaiser Valentinian und Valens herrschten, entdeckte der selige Erzbischof Anian ihre Körper, ließ auf ihrem Grabe eine Kirche sammt einem Kloster bauen und übergab dieses frommen Mönchen, die darin ein heiliges Leben führten. Im eilften Jahrhundert wurden die Heiligen in die Stadt übertragen. Der Erzbischof Wilhelm von Besançon ließ 1246 die heiligen Gebeine der gemarterten Gottesfreunde zur öffentlichen Verehrung aussetzen; bei dieser Feier war der Bischof Johann I. von Lausanne (1240—1273) gegenwärtig sammt drei andern Bischöfen. Joseph Hubert von Boccard, Bischof von Lausanne (1746 bis 1758), erhielt eine Rippe von den heiligen Martyrern, welche nach Morens, wo man den Heiligen eine Kirche erbaute und einweihte, feierlich übertragen wurde. Abbé Migne bezeichnet den heiligen Ferreolus als ersten Bischof von Besançon; allein die Bollandisten (Acta Ss. T. III. Junii p. 515) und alle andern Biographen nennen ihn einfach Priester und Herr Hunkler bemerkt: „Freilich soll Ferreolus, nach einer alten Ueberlieferung von Besançon, die bischöfliche Weihe erhalten haben, wie dieses immer zu geschehen pflegte, wenn die Päpste und die Bischöfe evangelische Arbeiter in fremde Länder sandten. Dieß war die herrschende Meinung bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts, wo der Erzbischof Hugo I. für gut fand, den heiligen Ferreolus aus dem Verzeichniß seiner Vorgänger auszustreichen und denselben blos als Martyrer uud Apostel der Sequanier, nicht mehr aber als ersten Bischof von Besançon und Stifter dieser Kirche anzusehen." Die Diözese Lausanne-Genf begeht der Seligen Andenken am 16. Brachmonat, an welchem Tage ihr Name auf dem Verzeichnisse der Heiligen steht.

Ferrutius, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w.

Franziska von Schauenburg, Aebtissin von Seckingen, Großherzogthum Baden. „Dieß hochberühmte älteste Stift in unsern alemannischen Landen," sagt Herr von Mülinen, „das zwar, genau genommen, nicht in unsere Helvetia Sancta gehört, weil es eigentlich nie auf Schweizerboden war

(gehörte jedoch zum Bisthum Konstanz), aber wegen seiner vielfältigen Beziehungen zur Schweiz, namentlich zum Lande Glarus und dem nördlichen Theil des Kantons Aargau, doch vorzüglich ein schweizerisches Gotteshaus war, verdankte seine Gründung dem heiligen Fridolin." Nachdem der Heilige einige Zeit in unsern Schweizerlanden das Apostelamt versehen hatte, ließ er sich bleibend in Seckingen nieder und baute hier zwei Klöster, eines für Frauen, das andere für Männer. Zu welcher Ordensregel sich ursprünglich das Frauenkloster bekannte, dem in späterer Zeit das Männerstift untergeordnet war, kann nicht mehr nachgewiesen werden. Nach der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts befolgte es wahrscheinlich diejenige des heiligen Benedikt. Nachdem aber Seckingen ein adeliges Damenstift geworden, lebten dessen Mitglieder nach selbst bestimmten Regeln. Seit dem dreizehnten Jahrhundert nannten sie sich Domfrauen. Die erste bekannte Aebtissin war Bertha, Schwester des Königs Karl des Dicken; ihr folgte Richarde, die Gemahlin des eben genannten Fürsten. Zu jeder Zeit standen erlauchte, oft durch Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Personen dem Stifte vor. Zur Zeit der Reformation stand Kunigunde, Gräfin von Geroldsegg, aus Schwaben, dem Stifte vor, welche ihre Untergebenen zum Festhalten an der römisch-katholischen Kirche ermunterte. Papst Paul III. erhielt davon Kenntniß und belobte in einem eigenen Schreiben die Standhaftigkeit der Stiftsdamen im katholischen Glauben. Sie starb 1543 an der Pest; ihr Grab zierte die Inschrift: „Sie war mit erhabenen Tugenden geschmückt und so berühmt, daß sie von der ganzen umliegenden Gegend immer geliebt wurde." Auch noch in späterer Zeit finden wir in dieser Abtei preiswürdige Vorsteherinnen. Eine solche war Franziska von Schauenburg, um das Jahr 1588, aus dem Elsaß gebürtig. Frühzeitig erkannte sie die Nichtigkeit der irdischen Größe, die Fallstricke der Welt, in welche die Reichen so leicht verwickelt werden, verzichtete deßhalb auf den Ehestand und trat in das Damenstift von Seckingen, wo mehrere Frauen ihres Ranges ein sehr erbauliches Leben führten. Sie stand wegen ihres frommen Wandels, mit dem sie das Gotteshaus zierte, bei Allen, die sie kannten, in hohem Ansehen. Im Jahre 1658 starb die Aebtissin Agnes von Greuth aus Rheinau und Franziska von Schauenburg sollte ihr im Amte folgen. Sie ent-

schuldigte sich ihres Alters wegen, indem sie schon 70 Jahre zählte; doch alles Bitten half nichts, die edle Greisin mußte sich fügen. Sie regierte noch 14 Jahre, starb 1672 mit vielen Verdiensten gekrönt, 84 Jahre alt, und blieb in gesegnetem Andenken. Ein neuerer Geschichtsschreiber gibt ihr das schöne Lob: „Sie war eine Frau von ausnehmender Güte und Frömmigkeit." — Die Abtei Seckingen hatte im Laufe der Zeit allerlei Schicksale und namentlich Unfälle und Drangsale aller Art erlebt. Als sie nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an das Haus Oesterreich fiel, wollte dieses in derselben eine gänzliche Reform vornehmen oder sie vielmehr aufheben. Es gelang jedoch den unablässigen Bemühungen der letzten Fürstäbtissin, Maria Anna von Hornstein-Göffingen, einer wahrhaft ausgezeichneten Frau, das ihr anvertraute Stift noch einmal zu retten, indem sie im Jahr 1785, obgleich schon 60 Jahre alt, selbst nach Wien reiste, dem Kaiser Joseph II. die wahre Sachlage aus den mitgebrachten Akten und Urkunden darstellte und ihn für sich zu stimmen wußte. Da brach die französische Revolution aus, und Seckingen wurde von den Deutschen und Franzosen hart mitgenommen; die Besitzungen im Frickthale gingen verloren und die Abtei kam dadurch in Schulden. Im Jahre 1806 ging das alte römische Reich zu Grabe, Seckingen fiel an das Großherzogthum Baden und da schlug auch die Todesstunde für das Stift. Es wurde sogleich aufgehoben und die Aebtissin erhielt mit den Stiftsdamen einen Jahresgehalt. So endete nach einem rühmlichen Bestande von beinahe 1300 Jahren die denkwürdige Stiftung des heiligen Fridolin, das älteste Kloster in Alemannien, dem ein Theil der Schweiz die Kenntniß des Christenthums zu verdanken hat. (Vergl. P. Moritz Hohenbaum van der Meer, Stiftsarchivar in Rheinau, Geschichte des fürstlichen freiadeligen Stifts Seckingen nebst Urkunden, Bd. II. Folio, geschrieben 1790.)

Franziska von Chantal, die heilige, Wittwe, siehe Franz von Sales u. s. w.

Franz von Chur, Kapuziner. Gott führt seine treuen Diener auf verschiedenen Wegen zur Heiligkeit und seine Gnade wirkt in allen Lebensverhältnissen wunderbar nach den Worten des Apostels: „Das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen." Franz von Chur, der einfache

Kapuzinerbruder, steht mit goldenen Buchstaben im Buche des Lebens eingezeichnet, wenn er auch der Welt verborgen war und die Geschichte uns nicht einmal dessen Familiennamen meldet. Wir wissen blos von ihm, daß er sich vom P. Ludwig Fossombrone als Laienbruder in den Kapuzinerorden aufnehmen ließ und seinen Beruf in den seraphischen Orden durch jene Tugenden bethätigte, die den Religiosen zum Ordensmanne bilden, nämlich durch strenge Abtödtung und Selbstverläugnung und treue Nachfolge des Gekreuzigten. Er liebte den Vater im Himmel mit ungetheiltem Herzen und suchte den Willen Gottes auch in den kleinsten Dingen zu erfüllen. Er zeigte eine hingebende und aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Kranken, welchen er zu Rom viele Jahre versah. Einst pflegte er zu Colle-Veteri einen Kranken, dessen Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Aus Liebe zu demselben wollte er mit dem Arzt selbst sprechen, der sich jenseits der Tiber zu Fossingen aufhielt. Er ging an die Tiber, traf einen Schiffmann, der eben hinüberfahren wollte, erklärte diesem, er habe kein Geld, er bitte ihn aber um Gotteswillen, daß er ihn in sein Fahrzeug aufnehme und hinüberführe. Der Schiffer verweigerte die Aufnahme, spöttelte über des frommen Mannes Bitte, stieß vom Lande und ging bald darauf in den Wellen mit seinem Fahrzeug elend zu Grunde. Bruder Franz benahm sich überhaupt leutselig gegen Jedermann, versagte Niemanden einen Liebesdienst und suchte die Sünder von der Bahn des Verderbens zurückzuführen. Zu Rom nahm er einst ein Kreuz in die Hand, durchlief die Straßen der Stadt und rief: „Sünder, thut Buße!" Er erreichte ein hohes Alter und schloß 1557 in der heiligen Stadt die Augen, um sie dem ewigen Lichte zu öffnen. (S. Massæus Annaniens., Seraphischer Paradiesgarten, Bd. I. S. 532—533.)

Franz von Sales, der heilige, Fürstbischof von Genf. (Zus. zu dem Art. Bd. I., S. 227 ff.) Das edle Geschlecht von Sales, aus dem der heilige Franz abstammte, ist uralt. Schon im eilften Jahrhundert melden die Annalen von einem edlen Gerard von Sales, der als Ritter unter dem König Rudolf III. von Burgund diente. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte auf dem Schlosse Sales der edle Franz, Herr von Novelles, der sich mit der frommen Gräfin, der einzigen Tochter des Herrn Melchior von Sionnaz, um das Jahr

1560 vermählte. Ihr Ehebund blieb sechs Jahre ohne Nachkommenschaft; denn die junge Baronesse zählte bei ihrer Vermählung erst 14 Jahre; nachdem sie aber 21 Jahre alt geworden, erfreute sie der Himmel mit einem Knaben, der eine mächtige Stütze der Kirche wurde. Dieses geschah den 21. August 1567 auf dem Schlosse Thorens, an einem Donnerstag Abends zwischen 9 und 10 Uhr. Der Geborne wurde am Tage darauf aus der Taufe gehoben und erhielt in derselben die Namen Franz Bonaventura, führte aber nur den ersteren. Schon bei der Taufe bemerkten die Umstehenden an dem Kinde außerordentliche Dinge, die von dessen künftigen Heiligkeit zeugten; und der Baron von Lucinges sprach zum Vater: „Bitten Sie Gott zur Fortpflanzung ihres Hauses um andere Kinder; denn dieses trägt unverkennbare Zeichen, daß es sich nur Gott und der Kirche widmen werde." — Der Knabe, wiewohl anfänglich schwächlich, erstarkte bald, bildete sich körperlich und geistig aus und entsprach vollkommen den schönen Tugenden seiner christlich gesinnten Mutter. Eine unbegrenzte Lernbegierde beseelte den zarten Knaben, und bevor er noch lesen konnte, griff er schon nach den Büchern, die ihm in die Hände fielen. Zu seiner Erzieherin sagte er: „Bittet meine Eltern, daß sie mich unterrichten; ich werde euch dafür danken, und wenn ich einmal groß und selbstständig sein werde, so will ich euch alle Jahre ein schönes Kleid von röthlicher Ratine schenken." Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, kam er, sieben Jahre alt, in die Collegien de la Roche und Annecy (1573—1580), in denen er schöne Fortschritte in der lateinischen Sprache und in andern Fächern, die zu den niedern Schulen gehören, machte. Der Vater, auf die höhere Bildung seines Sohnes bedacht, sandte ihn in Begleitung des Hofmeisters Johann Deage, eines frommen und gelehrten Mannes, sammt dem getreuen Diener Georg Rolland nach Paris, wo er (1580—1586) die Redekunst, die Weltweisheit und auch die Theologie mit glänzendem Erfolg lernte. Hierauf kehrte er in den Schooß der Seinigen zurück und mußte auf Befehl seines Vaters die Universität von Padua besuchen, wo er die Rechte und die Theologie studierte (1586 bis 1590). Eben war er im Begriff, die Rückreise zu seinen Eltern anzutreten, als er von seinem Vater die Weisung erhielt, eine Reise durch Italien zu machen. Er that es und lenkte dann

die Schritte zu den Seinigen, die Alles schon zu einer rühmlichen Laufbahn für ihn angeordnet hatten. Er erhielt bald das Diplom eines Advokaten und wurde Rathsherr von Chambery. Als ihn sein Vater mit dem edlen Fräulein von Suchet, einzigen Tochter des Grafen von Vegy, verbinden wollte, verzichtete der junge Graf auf jene Würden und Anträge und erklärte, er habe sich dem Dienste der Kirche geweiht. Am 21. Christmonat 1593 brachte er in der Kathedrale von Annecy sein erstes heiliges Meßopfer dar. Noch vor der Entrichtung desselben wurde er Dompropst an der Kirche von Genf, wo er vom Bischof Claudius von Granier sehr hoch geschätzt war. Karl Emmanuel I., Herzog von Savoyen, eroberte 1594 Chablais sammt den drei Landvogteien Gex, Terni und Gaillard, welche, Provinz die Berner 1536 dem Herzog Karl III. gewaltthätig entrissen hatten. Die erste Sorge des Fürsten war, den wahren Glauben in diesen Gegenden wieder herzustellen. Zu diesem apostolischen Missionswerke ward Franz von Sales vom Bischofe ernannt. Gestärkt durch das Gebet, ging der unerschrockene Missionär in Begleitung seines Vetters Ludwig von Sales, Domherrn von Genf, mit dem heiligen Kreuze einem Volke entgegen, das aus blindem Eifer die Katholiken und ihre Lehren haßte. Mit Beihülfe eines Jesuiten und eines Dominikaners sammt drei Kapuzinern führte er zum Erstaunen der Welt in wenigen Jahren (1594 — 1598) 72,000 Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Als er sich noch in Chablais aufhielt, berief ihn der Herzog nach Turin, um mit ihm einige wichtige Artikel zu besprechen. In rauher Winterszeit am Ende Novembers begab er sich mit seinem alten treuen Diener Georg Rolland auf den Weg und bestieg unter furchtbarer Nordkälte und wildem Schneegestöber den großen Sanct Bernhard. Bei dem Hospiz angelangt, klopfte Rolland an die Klosterthüre. Der Propst Andreas von Tillier (ein Edelmann aus Aosta, 1587—1611) und seine Mönche eilten herbei, die erfrorenen Gäste, die wie Todte aussahen, in die Zimmer zu führen und sorgfältig zu pflegen. Nachdem sie sich gepflegt und erholt hatten, reiste der Heilige glücklich nach seiner Bestimmung. Da er seine Gegenwart in Chablais nicht mehr für nöthig erachtete, kehrte er nach Annecy zurück, erstattete seinem Bischof Bericht über seine apostolischen Arbeiten und wurde von diesem

mit Beistimmung des Herzogs zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt. Nach dessen Tode, der den 17. Herbstmonat 1602 erfolgte, ward Franz den 8. Christmonat zu Thorens zum Bischofe gesalbt. In seiner Geisteskraft widmete er sich mit ganzer Seele seinen heiligen Amtsverrichtungen und seiner Diözese. Vor Allem sorgte er (1603) für den Unterricht der Jugend, nahm nützliche Reformen vor, widmete seine Aufmerksamkeit dem jungen Klerus, ertheilte den Beichtvätern nützliche Vorschriften, verfaßte ein neues Ritual und stellte in den Klöstern Zucht und Ordnung her. Franz von Sales war der Mann, der die Verhältnisse durchschaute, der nicht nur in seinem Sprengel, sondern weit und breit Großes und Erhabenes förderte. Hier sehen wir ihn auf der Kanzel, dort im Beichtstuhle und am Krankenbette, hier am Schreibpulte, dort in den Hütten der Armen, unablässig beschäftigt, um Allen Alles zu werden. Katholiken und Protestanten bewunderten den großen Mann der Liebe und alle Zungen verherrlichten sein Lob. Nur der Prädikant Gaberel wagte es in neuerer Zeit, seine Mission in Chablais zu verdächtigen; aber die Annales Catholiques de Genève (Jahrg. 1852) rechtfertigten den Heiligen und züchtigten nach Noten den Verdächtiger und Verleumder. Er stund mit den Bischöfen von Wallis auf freundschaftlichem Fuß und hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß daselbst der katholische Glaube erhalten und durch Missionäre (1601—1604) neu belebt wurde. Franz stund dem Bischof Adrian II. von Riedmatten liebreich zur Seite, und als nach dessen Absterben die Wahl auf Hildebrand II. fiel, beeilte sich der Heilige, ihm Glück zu wünschen. Hildebrand II. dankte ihm und lud ihn zugleich ein, seiner Weihe anzuwohnen. Der heilige Fürstbischof von Genf sagte zu und reiste 1614 nach Sitten. Wie nun diese Feier vor sich ging, erzählen uns die zwei Herren Charmoisy und Franz Favre, die den heiligen Bischof begleiteten. Die Dom- und Rathsherren der Stadt gingen ihm bis auf Morges, eine Stunde von Sitten, entgegen und der Großdekan Peter Brantschen bewillkommnete ihn in einer rührenden Rede. Franz von Sales erwiederte einige Worte, ebenso bescheiden, als treffend und gelehrt. Die Abgeordneten geleiteten ihn nach Sitten, wo ein herrlicher Empfang seiner harrte. Am Tage der Weihe des Bischofes bestieg er, angethan mit dem Chormantel und der

Inful, die Kanzel und sprach über die Bischofswürde; er redete edel, einfach und so kräftig, daß selbst die zahlreichen Protestanten, die aus Neugierde dahingekommen waren, durch seinen Vortrag nicht wenig erbaut wurden. Seine Predigt gefiel dermaßen, daß man in ihn drang, eine zweite zu halten. Er fügte sich gerne, predigte nun von den Kennzeichen der wahren Kirche, der Nothwendigkeit der ununterbrochenen Folge der Oberhirten und der Einen Gewalt, welche Gelehrte und Unwissende unterrichtet. „Aus diesen Zeichen", sagte er, „kann auch der Ungelehrte, ohne wissenschaftliches und theologisches Forschen, die wahre Kirche erkennen. Ueber allen christlichen Gesellschaften besitzt einzig die römische Kirche eine kurze und leicht faßliche Art, dem Volke die evangelischen Wahrheiten beizubringen; die Art und Weise des Vernünftelns paßt weder für das Volk noch für Andere; denn sie führt die Gelehrten und die aufgeklärtern Geister zu erbärmlichen Thorheiten und Widersprüchen. Die Kirche sammt ihrer Lehre, gegeben für alle Menschenklassen, ist vielmehr ein Gegenstand des Glaubens und der Unterwerfung und nicht des Nachgrübelns und des Zankes; und sie kennt keine andere Methode als die lehrende Gewalt, mit der sie alle unterrichtet, was zu glauben nothwendig ist. Und was ist der Vernunft angemessener, als an Gott, an die Kirche und ihre Lehrgewalt zu glauben, an jene ehrwürdige Anstalt, an die sich die geistreichsten und gelehrtesten Männer aller Zeiten angeschlossen haben?" Diese Worte, die der heilige Redner so liebreich und anziehend vortrug, wirkten ergreifend auf die Zuhörer; sie stärkten die Katholiken im Glauben und erschütterten die Protestanten um so mehr, da sie solche Wahrheiten noch nie gehört hatten, weil die bürgerlichen Gesetze verboten, Religionsstreitigkeiten auf der Kanzel zu behandeln. Als er durch die Stadt Sitten ging, drängte sich das Volk in dichten Massen, ihn zu sehen, und aus Aller Munde ertönte: „Dieser ist ein wahrer Heiliger!" Die Mütter brachten ihm ihre Kinder und er segnete sie. — Der heilige Prälat hatte immer ein Vorgefühl des herannahenden Todes, und machte schon nach drei Jahren (1617) sein Testament, welches erst in neuerer Zeit von Marquis Eugen von Roussi von Sales aufgefunden wurde, als er die Schriften des Archivs vom Schlosse Sales durchging. Die Annales Catholiques de Genève (Jahrgang 1857) haben dieses veröffentlicht. „Ich

Unterzeichneter", fängt er an, „Franz von Sales, durch Gottes Gnade Bischof und Fürst von Genf, thue meinen letzten Willen durch dieses Testament kund und übermache es Jenen, die es angeht. Zuerst bitte ich Gott den Allmächtigen, daß er meiner Seele Barmherzigkeit erweise und sie in sein ewiges Reich aufnehme, welches unser Erlöser durch die Vergießung seines Blutes uns zugänglich gemacht hat. Zweitens rufe ich die glorreiche Jungfrau Maria, unsere Frau, und alle Heiligen an, daß sie für mich die Barmherzigkeit Gottes im Leben und im Tode anflehen. Drittens: sollte es der göttlichen Vorsehung gefallen, die heilige, einzig wahre, katholische, apostolische und römische Religion in den Gegenden von Genf herzustellen, so verordne ich, wenn sie nämlich bei meinem Absterben hergestellt ist, daß man meinen Leib in meiner Kathedrale in Genf begrabe; sterbe ich aber vor deren Bekehrung, so setze man mich in hiesiger Stadt, nämlich in Mitte des Schiffes der Kirche der Heimsuchung, die ich geweiht habe, bei. Sollte ich außerhalb meiner Diözese sterben, so können Jene, die in meinem Gefolge sein werden, nach ihrem Gutdünken handeln. Viertens verehre ich aus innigster Ueberzeugung die frommen Gebräuche der Kirche und setze fest, daß man dreißig Kerzen anzünde und selbe rings um meinen Leichnam aufstelle, einzig mit dem Namen Jesu, ohne jegliche Kränze oder Ahnenbilder: dadurch bekräftige ich, daß ich nur allein den von den Aposteln verkündeten Glauben bekenne. Sonst aber, da Alles, was die Welt Ueberflüssiges und Eitles mit den heiligen Ceremonien vermengt hat, von mir verabscheut wird, so verbiete ich in aller Strenge, man möge keine andere Kerzen und Fackeln um meine Tumba setzen. Meinen Erben befehle ich, sie sollen diesen Verordnungen nichts beifügen; von den Freunden und Blutsverwandten aber verlange ich, daß sie ihre Anhänglichkeit durch Gebet, Almosen und Messenlesen kundgeben. Fünftens überlasse ich meinen Erben alle unbeweglichen Güter, Aktien u. s. w., auf die ich Ansprüche hatte und die mir zum Erbtheil von meinem Vater und meiner Mutter zufielen. Unter die Erben gehören mein Herr Bruder Bernard von Sales, meine Schwägerin, die Dame Maria Amata von Rabutin, mein Bruder Johann Franz von Sales, Großkantor und Domherr meiner Kirche und mein Generalvikar, für ein Drittheil; die männlichen Kinder des Hauses Gallus von Sales, meines Bru-

ders, und Herr von Boisy und von Vilart Roget, für ein Drittheil; der Herr Ludwig von Sales, Baron von Thorens, Herr von Thuille, Ritter und ausgezeichneter Rathsherr von Genf, für ein Drittheil. Diese drei Theile machen das Ganze aus. Vorausgesetzt, meine Erben seien mit dieser Theilung zufrieden und verlangen nie etwas Anderes, als was ich von meinem Vater und meiner Mutter ererbt habe. Sechstens überlasse ich dem Herrn Johann Franz von Sales, meinem Generalvikar, die Möbel und alles übrige Hausgeräth, wessen Gattung dieses auch immer sein möge. Ich werde ihm urkundlich und auf einem Pergament meinen Willen erklären, wozu diese Gegenstände verwendet werden sollen. Diese Verordnungen lege ich denen, welchen ich mich anvertraue, als Gewissenspflicht auf. Gegeben zu Annecy, den 29. Wintermonat 1617, Franz, Graf von Genf. Ich machte die Durchstriche (ratissures) und Verbesserungen mit eigener Hand. Franz, Bischof von Genf." Bevor er nach Frankreich reiste, änderte er (den 6. Wintermonat 1612) am obigen Testamente einige Punkte. — Im Jahre 1621 trafen ihn seine Brüder auf seinem Zimmer in tiefer Betrachtung und er sagte zu ihnen: „Lasset mich allein mit meinem Gott mich unterhalten, der mir soeben Wichtiges mittheilt; ich werde es euch später auch mittheilen." Diese erwiederten: „Nicht wahr, die Bearbeitung eines neuen Werkes?" „Nein", sprach er, „davon ist jetzt keine Rede, ihr werdet es ein anderes Mal vernehmen." — Einige Tage zuvor redete er mit der ihm theuren Schwester Simpliciana, Klosterfrau von Belley. Da sie ihn ins Kloster kommen sah, weinte sie, und als der Heilige an sie die liebreiche Frage stellte: „Warum sind Sie traurig?" erwiederte sie: „Ach, hochwürdiger Bischof, weil Sie noch in diesem Jahre sterben werden; bitten Sie doch unsern Herrn und seine heilige Mutter, daß dieses nicht geschehe; ich bitte Sie darum." „Nein, meine Tochter," sprach der Bischof, „das thue ich nicht." „So werde ich es thun", war die Antwort, „und ich werde Gott den Herrn bitten, daß er Sie noch lange zum Wohle Ihrer Töchter und seiner Kirche leben lasse." Er schaute sie ernst an und sagte: „Lasset von diesem Begehren ab; warum wollet Ihr hindern, daß ich hingehe, auszuruhen? Ich lasse Euch die Mutter Chantal, welche für Euch Sorge tragen wird. Im Uebrigen baue man nicht zu viel auf die Menschen, die alle

sterblich sind, sondern auf den ewig lebenden Gott, der allein die Arbeiten segnet und ihnen Gedeihen gibt." Franz liebte die Schwester Simpliciana sehr; denn sie gehörte zu jenen demüthigen und redlichen Seelen, denen der Himmel im Geheimen sich offenbart. Als sie sich zum ersten Male vor die heilige Franziska von Chantal stellte und um die Aufnahme in den Orden bat, frug diese die Bittstellerin, aus welchen Gründen sie eine Klosterfrau werden wolle. Die Gefragte antwortete: „Mein Oheim sagte mir oft, mir mangle die Geschicklichkeit, um in der Welt leben zu können; ich glaube Alles, was man mir sagt, und ich thue auch Alles, was man mir befiehlt." — Die Vorhersagung der Schwester Simpliciana erfüllte sich leider noch im selben Jahre zu Lyon, am 28. Christmonat 1622. Sein Tod wurde alsogleich auf wunderbare Weise seinen Freunden geoffenbaret. Er erschien seinem Bruder Ludwig von Sales, der sich auf dem Schlosse von Thuille aufhielt, seinem Neffen Karl August von Sales, der schwer krank darnieder lag und plötzlich gesund aufstund, den Nonnen Anna Jakobine Costé, der Maria Margaretha Michel und vielen Andern. Die Leiche wurde den 18. Jänner 1623 von Lyon nach Annecy übertragen. In der Begleitung derselben war auch sein unzertrennlicher Diener Georg Rolland, der dem Heiligen während seines ganzen Lebens gedient hatte. Er wurde zu Annecy in der Kirche der Visitantinnen beigesetzt, wo seine Gebeine von Königen und Fürsten und allen Menschenklassen ununterbrochen bis zur französischen Staatsumwälzung verehrt wurden. Die Visitantinnen hatten zu Annecy zwei Klöster, aber beide verschlang die fränkische Uebermacht. Die Töchter des heiligen Franz von Sales wurden 1793 aus ihren friedlichen Mauern vertrieben; wie zur Zeit des großen Abfalles wurden auch ihr Kloster, ihre Kirche und Besitzungen als Staatsgut erklärt und feilgeboten. Die thätigsten Bewerber und Käufer waren die Genfer, und bewiesen abermal, daß ihr Haß gegen den hl. Fürstbischof noch nicht erloschen sei. Die Einwohner von Annecy, welche die hl. Ueberreste des hl. Franz und der hl. Franziska hoch verehrten, sannen auf Mittel, dieselben zu retten. Vier angesehene Bürger der Stadt, nämlich die Herren Burquier, Amblet, Rochette und Balleydier, eilten in die Kirche der Visitantinnen und brachten die heiligen Leiber in Sicherheit und die hohen Prälaten Merinville und Solles

besiegelten die Reliquienbehälter. So lange Napoleon I. herrschte, wurden die heiligen Leiber bei den eben erwähnten Herren Amblet und Burquier aufbewahrt; als aber der Welt der Friede wiedergegeben wurde, verlegte man das Kästchen, das die Gebeine des heiligen Fürstbischofs von Genf enthielt, in die Kathedrale von Annecy, jenes der heiligen Franziska in die Seitenkapelle der Pfarrkirche des heiligen Mauritius. — Indessen sollte das Mutterhaus der Visitantinnen zu Annecy wieder erstehen und die Heiligen, die da früher geruht, beigesetzt werden. Dazu hatte sich die Vorsehung ein Werkzeug erkoren, durch welches der große Plan ausgeführt werden sollte. Dieser von Gott berufene Mann war Claudius Franziskus Thiollaz, Bischof von Annecy; er war geachtet und geschätzt in Savoyen, Italien und Frankreich und tausend und abermal tausend Zungen priesen sein Unternehmen. Von allen Seiten flossen milde Beisteuern zu und in wenigen Jahren war ein geziemendes Kloster errichtet. So war ein Theil seiner Aufgabe glücklich gelöst, aber noch fehlte die Kirche. Woher sollte der Erschöpfte Geld nehmen und die Kosten bestreiten? Er vertraute auf die Hülfe des heiligen Fürstbischofs und fand bald große Wohlthäter. Das königliche Brautpaar von Sardinien, Karl Felix und Marie Christine, zeigten sich bereit, die Herstellung der Kirche zu bestreiten, kamen in Person nach Annecy und waren anwesend, als am 16. Aug. 1824 der erste Stein zur Kirche gelegt wurde. Nachdem die Kirche ausgebaut war, gedachte Mgr. Thiollaz, die Leiber der Heiligen in die neue Kirche zu übertragen und eine besondere Feierlichkeit zu veranstalten. Er holte dazu zuerst die Bewilligung des heiligen Vaters ein und legte ihm den ganzen Plan vor. Leo XII., ein hoher Verehrer beider Heiligen, willfahrte den 1. Heumonat 1826 bereitwillig seinen Bitten, gewährte überdieß allen Christgläubigen zu ewigen Zeiten für Lebendige und Abgestorbene einen vollkommenen Ablaß, welche am Tage der Uebertragung der heiligen Leiber oder während der Octav derselben beichten und kommuniziren, die neue Kirche der Visitantinnen besuchen und daselbst in der Meinung des heiligen Vaters beten. Um die Gläubigen über die Aechtheit der Gebeine des heiligen Franz von Sales und der heiligen Franziska von Chantal zu beruhigen, beschloß der Bischof von Annecy, beide Reliquienkästchen genau zu untersuchen. Am 19. Heumonat 1826

gegen 7 Uhr Abends, verfügte sich der hohe Prälat in Begleitung der Herren von Rolland, Propst, Carlin, Domherr und Generalvikar, Neyre, Direktor des großen Seminars, von Arcine, Großkantor und Offizial, Poncet, Domherr und Generalvikar, Choumonet, bischöflicher Kanzler, in die Kathedrale, fand die Siegel, welche seine Vorfahrer Merinville und Solles an das Reliquienkästchen gesetzt hatten, unverletzt (am 26. Heumonat öffnete er jenes der heiligen Franziska und fand es ebenfalls in unverletztem Stande); alle Anwesenden priesen die Vorsehung, die in den Zeiten der Verwüstung die Gebeine der Heiligen unversehrt bewahrt hatte. Der hochwürdige Bischof ließ die Bahre, in der der heilige Fürstbischof von Lyon nach Annecy gebracht wurde, herbeitragen, legte die Reliquien des Heiligen in dieselbe und befahl, sie in sein Schloß zu tragen. Inzwischen vernahm Herr Paul Franz von Sales, bevollmächtigter Minister in Rußland, von der bevorstehenden Feierlichkeit; er war ein frommer und edler Mann, ein Vetter des Heiligen und letzter Sprosse seiner Familie in männlicher Linie (starb in Thorens den 26. August 1850, ungefähr 70 Jahre alt). Auch er suchte die Feierlichkeit zu heben, ließ ein silbernes, mit mehreren Goldverzierungen ausgestattetes Kästchen verfertigen, in welches die Gebeine seines heiligen Verwandten bei der Uebertragung gelegt fortan ruhen sollten. Der hochwürdige Bischof von Annecy bestimmte den 21. August zur Uebertragung des verklärten Heiligen und lud den königlichen Hof von Sardinien, die Erzbischöfe und Bischöfe von Italien, Frankreich und der Schweiz und viele andere hohe Personen geistlichen und weltlichen Standes dazu ein. Endlich kam der bestimmte Tag: es war ein herrlicher Triumphtag, der an Pracht und Herrlichkeit jenen seiner Heiligsprechungsfeier zu überwiegen schien. Den 21. August 1826 begab sich der Bischof mit dem Klerus um 8 Uhr Morgens in die Kathedrale und kleidete sich mit den Dienern der Kirche in festlichen Schmuck. Als der Auszug beginnen sollte, fiel ein starker Regen, aber bald heiterte sich der Himmel auf und die Prozession setzte sich in schönster Ordnung in Bewegung. Das Reliquienkästchen wurde von acht Priestern getragen, denen zwölf Weihrauchträger vorangingen. Die Priester sangen Hymnen zur Ehre des Heiligen, und drei Musikchöre in verschiedenen Abtheilungen des Zuges spielten abwechselnd zur Verherrlichung

der Feier. Abends 5 Uhr hielt der Bischof Peter Joseph Rey in Gegenwart des Hofes von Sardinien (die hohen Personen hatten sich am Morgen etwas verspätet) des zahlreichen Klerus und Volkes die Festrede. Der Erzbischof von Amasie, der die Predigt anhörte, sagte: „Ein heiliger Bischof verkündet das Lob eines heiligen Bischofes.“ Einige Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Generalvikare mehrerer Diözesen und viele Priester begleiteten den feierlichen Zug. Aus der Schweiz waren die hochwürdigen Herren Tobias Yenni, Bischof von Lausanne, und de Rivaz, Abt von St. Moritz, sammt andern Priestern und weltlichen Herren anwesend. Die Gebeine der heiligen Franziska wurden am 23. August übertragen. Die erste Uebertragung zählte 532, die zweite 300 Priester; die gesammte Zahl von Fremden stieg auf 36,000 Seelen, die sich vom Anfange bis zum Ende eingefunden hatten. Wie schon bemerkt, können die Wallfahrer alle Jahre einen vollkommenen Ablaß gewinnen; diese Gnadenfrist dauert vom 21. bis 30. August. Heiliger Franz von Sales, erhalte Savoyen und unsere theure Schweiz! Sei bei dem Throne des Herrn unser Fürbitter und Vermittler! (Cf. Relation de la Translation des Reliques de S. François de Sales et de sainte J. Françoise de Chantal, Annecy, 1826. (Ist in der Buchhandlung nicht mehr erhältlich.) Hamon, M., Vie de saint François de Sales, Evéque et Prince de Genève, 2. Vol. Paris 1854; de Larivière, Vie de S. François de Sales, écrite en 1624, Livre IV.; Charl. Aug. de Sales; Mémoires de la mère de Chaugy; Recueil de la mère Greffier etc. etc.)

Franz von Sulz, Kapuziner. Nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als Luthers Irrlehre in der Stadt Sulz am Neckar, im Königreich Würtemberg, schon allgemein eingedrungen war, wohnte allda ein gewisser Folz, des Handwerks ein Seiler; er und seine Gattin waren strenge Lutheraner und hatten zwei Söhne, die sie in dieser Lehre erzogen, von denen einer Namens Johann das Handwerk seines Vaters trieb. Als er älter geworden, begab er sich auf die Wanderschaft und fand in Altorf bei einem Seilermeister Anstellung. Dieser erzählte zuweilen von den Gnadenerweisungen und Wundern der allerseligsten Jungfrau zu Einsiedeln; Johann hörte ihm begierig zu, hielt aber Alles, was er vorbrachte, für fabelhaft und abergläubisch. Als bald darauf sein Meister nach Maria-Einsiedeln wallfahrtete, begleitete ihn Johann zu dem Gnadenorte,

um seine Neugierde zu befriedigen und die Verehrung Mariens zu bespötteln. Als er in die schöne Kirche trat und sich der heiligen Kapelle näherte, sah er eine Menge Pilger knieen, die laut beteten; er sah ihre Andacht, die brennenden Kerzen, die Votivtafeln, und lachte heimlich darüber. Da sich bei eintretender Nacht die Wallfahrer zurückzogen, entschloß er sich, als der Pförtner die Kirche schloß, alle Winkel und Zugänge in den Nebengängen auszuspähen. Plötzlich überfiel ihn der Schlaf, der bis um Mitternacht andauerte. Da hörte er eine strafende Stimme, die zu ihm sprach: „Johannes, warum schläfst du hier? Erwache, stehe auf und gehe in die Kapelle.“ Erschrocken stund er auf, ging von Furcht ergriffen zu der Kapelle, welche er geöffnet fand, trat hinein, blieb dort stehen, bis eine Stimme ihm rief, er solle die Kniee beugen. Auf die Kniee hinsinkend fing er an zu seufzen, die Thränen floßen reichlich, und Maria erbarmte sich des armen Jünglings, der im Irrthume erzogen worden war. Ein unaussprechlicher Trost überströmte sein Inneres und das Licht des Glaubens erhellte seinen Geist. Als der Morgen dämmerte, kam der Pförtner mit den Schlüsseln, die Kirche zu öffnen; er fand das Heiligthum geöffnet und den Jüngling vor dem Gnadenbilde, in Thränen gebadet. Erstaunt sprach derselbe zu Johannes: „Wie bist du hereingekommen, da ich doch Abends die Thüren zugeschlossen habe? Wer hat dir aufgethan?“ Der Begnadigte erzählte umständlich, was vorgefallen war, und der Pförtner eilte zum Oberen des Klosters, denselben von diesem Wunder zu berichten. Dieser ließ den Handwerker zu sich kommen, unterrichtete ihn gründlich in den Wahrheiten der christkatholischen Religion, taufte ihn, hörte seine Beicht an und ertheilte ihm darauf die heilige Kommunion. Nun kehrte er freudig als gläubiger Katholik nach Altorf zurück, dachte ernstlich über seine künftige Berufswahl nach, und entschloß sich nach reiferem Erwägen, in den Kapuzinerorden zu treten. Er theilte das Vorhaben seinem Meister mit, der es nicht nur billigte, sondern sogar unterstützte. Pater Prosper, der damalige Ordensvorstand, nahm ihn am 20. Mai 1584 als Laienbruder auf und legte ihm den Namen Franz bei. Mit dem Eintritt in den Orden hatte er auch völlig der Welt aufgekündet und mit ihr auf immer gebrochen. Er bewies schon im Noviziat seinen Beruf zum seraphischen Orden durch Abtödtung und frei-

willige Selbstverläugnung und entrichtete nach einem Jahre in seliger Herzenswonne seine Gelübde. Er beobachtete den Gehorsam in den kleinsten Dingen, übte sich stets in der Demuth und Armuth, in Betrachtung und Gebet und bewährte sich gegen seine Brüder zuvorkommend und liebevoll. So öffnete er sich die Herzen Aller und wurde auch von Allen geliebt und geschätzt. Er verrichtete seine obliegenden Arbeiten gewissenhaft und brachte die übrige Zeit in Betrachtung himmlischer Dinge zu. Nicht selten sah man sein Antlitz, von einem überirdischen Lichte umstrahlt, wundervoll glänzen. Er war ein besonderer Freund des Stillschweigens und der Zurückgezogenheit, mied jeden Umgang mit den Weltleuten und unterhielt sich selbst mit seinen Mitbrüdern nur, wenn es die Umstände erforderten. Diesen musterhaften Mann bestellten die Oberen zum Leiter der jüngern Laienbrüder, die er zu wackern Religiosen heranbildete. Weithin verbreitete sich der Ruf seiner Tugenden, und als der selige P. Laurenz von Brundusi zu Rom 1602 zum General des Ordens ernannt worden war, rief er den frommen Bruder Franz als Gefährten zu sich. P. Laurenz (1783 von Pius VI. selig gesprochen) erklärte nachgehends: „Ich hatte von Bruder Franz viel Rühmliches gehört, er aber hat meine Erwartung noch übertroffen." — Dankbar erinnerte sich Bruder Franz stets an die Erbarmung des Himmels, die ihn zum wahren Glauben berufen hatte, und oft seufzte er: „O könnte ich auch die Meinigen mit der wahren Lehre bekannt machen! Vater im Himmel, hilf mir und führe sie zur Kenntniß des wahren Glaubens!" Der hochw. Pater Provinzial stellte ihm eine schriftliche Bewilligung aus, in dieser Angelegenheit die Seinigen besuchen zu dürfen; er kam glücklich nach Sulz und verfügte sich zu seinen Anverwandten, die sich nicht wenig freuten, ihn nach so langer Abwesenheit wieder einmal zu sehen. In Gegenwart des reformirten Pfarrers eröffnete er ihnen den Zweck seiner Reise, erzählte umständlich, was sich in Einsiedeln mit ihm zugetragen und wie darauf seine Bekehrung erfolgt sei. Nun bewies er ihnen deutlich und klar, die römisch-katholische Kirche sei die alleinseligmachende, und widerlegte alle Einwürfe, die sie dagegen vorbrachten. Sie bekannten selbst, der Geist Gottes spreche aus ihm, allein sie wollten der Gnade ihr Herz nicht öffnen; nur sein Bruder folgte ihr, trat in Neuburg zur katholischen Kirche

über und führte fortan ein sehr erbauliches Leben. — Bruder Franz, stets auf die Bewahrung seiner Keuschheit bedacht, pflegte diese Tugend mit aller Sorgfalt und floh Alles, was ihr Eintrag thun konnte. Einst rief ihn eine adelige Dame, die sich krank stellte, zu sich, mit dem Vorgeben, sie hoffe auf sein Gebet, die Gesundheit zu erlangen. Nichts Böses ahnend, ging er mit einem andern Laienbruder zu ihr; sie verlangte mit ihm allein zu sprechen, hieß den Gefährten abtreten und machte ihm die schändlichsten Anträge, worüber sich der Diener Gottes sehr entsetzte und selbst gegen die Unverschämte Gewalt anwenden mußte; er brachte sie jedoch zur Besinnung, Reue und Besserung ihres Lebens. Da er zu Altorf weilte, befiel seinen frühern Meister die Tollwuth, in der er wie ein unbändiges Thier wüthete; Franz ging zu ihm und machte ihn gesund. Seine letzten Tage brachte er im Kloster Kientzheim zu, wo er von einer schmerzlichen Krankheit heimgesucht wurde, in der er sich sehr geduldig bewährte; er dankte fort und fort der himmlischen Gottesmutter für die Gnaden, die sie ihm zu seiner Bekehrung vermittelt habe. Mit der größten Andacht empfing er die Sterbsakramente und schloß sein Leben den 21. Hornung 1630 mit den Worten: „Jesus und Maria, nehmet meine Seele auf!" (S. Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III., Pars II. p. 577—579; Catologus Defunctorum Prov. Helv. etc.)

Franz Lukas, Dominikaner, siehe Claudius, Dominikaner u. s. w.

Fridoald, der heilige, Mönch von Luxeuil, war ein Schüler des heiligen Columban und ein würdiger Zögling seines Meisters; er zierte das Kloster durch seinen heiligen Tugendwandel und wurde zum Priester geweiht. In der Baukunst sehr erfahren, ward er vom heiligen Abt Waldebert (s. d. A.) in das Münsterthal (Bern) gesandt, um da ein neues Kloster zu errichten. In kurzer Zeit vollendete er den Bau, der von seinen schönen Kenntnissen in diesem Fache zeugte. Zugleich brachte er täglich das heilige Opfer dar und erbaute seine Genossen durch Wort und That. Mehreres ist von ihm nicht bekannt; aber wahrscheinlich ist er nicht mehr nach Luxeuil zurückgekehrt, sondern beschloß seine Tage zu Münster in Granfelden.

Friedrich Uebelacker, Kapuziner, kam zur Welt zu Wolmadingen oder Wollmatingen in dem heutigen Großher-

zogthum Baden. Von seinen Kindes- und Jünglingsjahren wissen wir blos, daß er auf die Bewahrung der Keuschheit eine außergewöhnliche Sorgfalt verwendet hatte. Er schloß, wie Job, mit seinen Augen einen Bund und sah nie einer Weibsperson, mit Ausnahme seiner Mutter und seiner Schwestern, ins Angesicht. Er brachte in Unschuld das weltliche Leben zu, wählte, um diese zu bewahren, den Klosterstand und gelobte da Gott durch ein Gelübde, die Keuschheit unversehrt zu bewahren. Er verdoppelte im Ordensstande seine Sorgfalt, bekämpfte sein Fleisch durch strenge Abtödtung, trug ein härenes Kleid und züchtigte seinen Leib durch körperliche Bußwerke. Er verließ nie ohne Auftrag das Kloster, wanderte stets mit niedergeschlagenen Augen einher, indem er das Ziel des Menschen betrachtete oder für die lieben Verstorbenen betete. Er war in der Betrachtung himmlischer Dinge so vertieft, daß man ihn oft mit dem göttlichen Erlöser im Gespräche fand. Von ihm lernte er den Kampf gegen die Hölle führen; nach seinem Beispiele und mit seiner Gnade besiegte er die vielen Versuchungen des Menschenfeindes, der ihm oft bitter zusetzte. Er brachte ganze Nächte in der Kirche vor dem hochheiligen Altarssakramente zu, und schöpfte da jene unüberwindliche Gotteskraft, mit der er die Angriffe des alten Feindes zu Schanden machte. Er trug eine angeborne Liebe zu den Kranken und Altersschwachen und widmete sich diesen mit aller Hingebung. Als in Baden und im Elsaß die Pest gewaltig um sich griff und täglich ungeheure Verheerungen anrichtete, so daß die Priester kaum hinreichten, die Kranken zu pflegen und den Sterbenden beizustehen, widmete sich unser P. Friedrich zuerst zu Freiburg im Breisgau dem Krankendienste, wo er Tag und Nacht mit unsäglichem Eifer die Kranken mit leiblichen und geistlichen Mitteln unterstützte. Von da wurde er nach Neuburg versetzt, wo er ebenfalls mit unbegrenzter Selbstaufopferung die Pflege der Sterbenden übernahm, bis ihn der Engel des Todes mit seiner kalten Hand faßte. Als er von der Pest ergriffen wurde, legte er sich zu Bette, dankte Gott für seine baldige Auflösung, empfing mit der größten Andacht die heilige Wegzehrung und entschlummerte, mit der doppelten Siegespalme der Jungfrauschaft und der Liebe geschmückt, sanft im Herrn. — Nach zwei Jahren starb Bruder Josaphat von Leiblingen, den man in der gleichen Gruft bei-

setzte. Bei der Eröffnung des Grabes fand man die Leiche des P. Friedrichs unverwesetˌ so frisch und biegsam, daß der Hingeschiedene noch zu leben schien. Jedermann erklärte dieß für ein Wunder, um so mehr, da Jene, die an der Pest sterben, alsobald in Verwesung übergehen. Der Sterbkatalog der schweizerischen Provinz sagt: „Er starb im Rufe der Heiligkeit.“ (Annal. Prov. Helv., Lucernæ; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. — Appendix ad T. III. Pars II. p. 709—710.)

G.

Gallus, der heilige, erster Abt von St. Gallen (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 249 ff.) Der selige Herr Domkustos und Pfarrer Good in St. Gallen hat ein treffliches Erbauungsbüchlein veröffentlicht, worin vorzüglich die Geschichte der Reliquien des heiligen Gallus und des heiligen Othmar (s. d. Art.), Patronen des Bisthums St. Gallen, vorkommen. In dieser Abhandlung wurden zum Theile seltene Quellen benützt, viele bisher unbekannte Umstände bekannt gemacht, sie verdient daher um so mehr Aufnahme in unserer Helvetia Sancta. — Schon bereits seit zwölf Jahrhunderten verehrte man die Ueberbleibsel des heiligen Gallus. Nach seinem Tode, der am 16. Weinmonat 640 erfolgte, fängt die merkwürdige Geschichte seines Leichnams und seiner heiligen Gebeine an, welche zuerst von Wallafrid Strabo auf Ersuchen des Abtes Gozbert von St. Gallen und nachher vom heiligen Notker aufgezeichnet und beschrieben wurde, der als einer der gelehrtesten Männer des Klosters St. Gallen berühmt ist. Ueber die Wunder, welche beim Grabe des Heiligen geschahen, schreibt der heilige Notker: Gott habe zur Erweisung der Heiligkeit seines Dieners so viele Wunder gewirkt, daß es nicht möglich wäre, die Zahl dieser anzugeben. — Ungefähr 40 Jahre nach Gallus' Beerdigung fielen die wilden Alemannen unter Anführung Ottovius ins Thurgau verheerend ein, drangen bis Arbon, ja bis zur Zelle des heiligen Gallus vor, öffneten das Grab, und da

sie nichts darin fanden als die Gebeine, nahmen sie diese heraus und zerstreuten sie. Nach ihrem Abzuge kam der Bischof Boso von Konstanz, ließ die zerstreuten Gebeine sammeln und wieder in der Kapelle in einem neuen Grabe beisetzen. Der Schänder des Heiligthums, Erchoad mit Namen, trug in seinem ganzen Leben Spuren der göttlichen Rache an seinem Körper und Geiste. Eine andere Gefahr bedrohte die Reliquien des Heiligen, nicht lange nach der obigen, durch den Grafen Viktor von Chur, der sein habsüchtiges Auge auf das Grab des heiligen Gallus geworfen hatte. Er brach mit seinen Reisigen und Knappen des Nachts auf und fuhr nach St. Gallen; allein ein wunderbarer himmlischer Glanz weckte die Mönche aus dem Schlafe, ihren kostbaren Schatz zu retten. „Gott wollte," sagt der heilige Notker, „nicht zulassen, daß derjenige, welchen er aus dem fernen Irlande in diese Gegend zu unserm Hüter gesandt hatte, durch Bosheit und List hinweggenommen würde." Viktor fiel auf der Reise vom Pferde, brach ein Bein und mußte, ohne sein böswilliges Vorhaben ausführen zu können, heimkehren. — Die Mönche hatten sich indessen bedeutend vermehrt und der Abt Goßbert, von einem vornehmen Hause aus Thurgau gebürtig, faßte 830 den Entschluß, eine neue prächtige Kirche zu bauen. Mit Beihülfe seiner Mönche, von denen Einer den Baumeister, Andere die Zimmerleute und Maurer machten und Mehrere sogar Steine und Sand herbeitrugen, führte er seinen Plan so herrlich aus, daß ein Gelehrter derselben Zeit, als er den prachtvollen Bau bewunderte, sprach: „Aus diesem Neste läßt sich auf die Vögel schließen, die darin wohnen." Nach fünfzehn Jahren war der Bau vollendet, und im Jahre 835 veranstaltete Goßbert die feierliche Einweihung der neuen Kirche, welcher zwei Bischöfe, mehrere Aebte und deutsche Grafen anwohnten. Bei Anlaß der Weihung der neuen Kirche, die unter dem Namen St. Gallus erbaut worden war, wurde dessen heiliger Leib dem bisherigen Grabe enthoben, feierlich in die neue Kirche übertragen und unter dem Hochaltare beigesetzt, wo er ruhte, bis Abt Ulrich VIII. beim Ausbau des Chores der Kirche demselben einen prächtig ausgeschmückten Ort bereitete. Bei dieser Gelegenheit sollen kleinere Reliquien weggenommen und an verschiedene Orte verschenkt worden sein; der Körper selbst blieb jedoch sorgsam aufbewahrt und es erfüllten sich die Worte des heiligen Gallus,

die er noch bei Lebzeiten sprach: „Hier soll meine Ruhestätte sein ewiglich.“ Allein an eine ewige Ruhe ist unter dem sturmbewegten Himmel nicht zu denken. Kaum hundert Jahre waren verflossen, da drangen die wilden Hunnen ins Thurgau und durch dieses in die noch so abgelegene Einöde an der Steinach, in welcher die erste und eigentliche Kirche und das Kloster des heiligen Gallus standen. Die Klausnerin Wiborada hatte den Einfall der Hunnen vorausgesagt und die Mönche flüchteten mit den Reliquien des heiligen Gallus über den Bodensee nach Wasserburg. Als die Ruhe wieder eintrat, brachte man dieselben zurück und legte sie in das neu ausgebesserte Grab. Daselbst ruhten sie, bis der schon erwähnte Abt Ulrich VIII. im Jahre 1484 dieselben an einen bessern Ort versetzte. Abt Franz II. ließ 1514 das Haupt des heiligen Gallus in ein kostbares Gefäß von Silber einfassen. Durch denselben wurde 1520 ein Armbein des Heiligen in einen großen silbernen Arm gelegt und dieser den frommen Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt. Da brach die Reformation aus, die der Stadt St. Gallen und dem Kloster in religiöser Beziehung sehr viel schadete. In den Jahren 1525—1528 wurden in den Kirchen St. Gallens die Messe abgeschafft, die Bilder und Gemälde entfernt oder verbrannt, und die Reliquien der Heiligen entehrt. Nachdem die Neuerer die Gotteshäuser der Stadt verwüstet und geplündert hatten, verfügten sie sich 1529 ins Kloster und begannen da den berüchtigten Bildersturm. Den Hergang dieser schauderhaften That hat Herr J. Keßler von St. Gallen treu beschrieben und seine Worte lauten: „Den 23. Hornung 1529 gingen um 12 Uhr drei Bürgermeister sammt einigen Stadträthen ins Kloster und stellten an den Dekan Othmar Gluß und den Convent das Ansuchen: es sollen auch aus der Kirche des Klosters die Bilder geschafft und die Altäre entfernt werden, wie es in den vorigen Jahren bereits in allen Kirchen der Stadt geschehen sei. Der Dekan und der Convent weigerten sich. Da wandte sich der Bürgermeister von Watt an die Räthe und Abgeordneten und sagte: „„Nun, so wollen wir dieses Werk selbst ausführen.““ Zugleich verbot er strenge, daß sonst Niemand Hand anlege. Kaum hatte er dieses gesagt, da fielen die Anwesenden mit Aexten und Hämmern über die Altäre her; sie rissen die Bilder von den Altären und die Gemälde von den Wänden; die Altäre

wurden zertrümmert, die Gemälde zerrissen und die Bilder zerschmettert. Dabei führten sie einen solchen Lärm, daß du geglaubt hättest, du wärest mitten in einer Feldschlacht. Viele kostbare Werke gingen hier zu Grunde; ich erinnere an das künstliche Schnitzwerk im Chor, das die heiligen drei Könige vorstellte; an die vergoldeten Statuen Gallus' und Othmars in Mannesgröße, welche den Abt Franz mehr als 3000 Florin gekostet haben. Nun wandte sich der Bürgermeister von Watt an die Bleicher und Spitalbewohner, befahl den Schutt hinauszuschaffen, denselben auf den Brühl zu führen und zu verbrennen. Vierzig Wägen wurden mit den zertrümmerten Heiligthümern beladen, hinausgeführt, ins Feuer geworfen und zu Asche verbrannt; es gab ein Feuer, welches 43 Schuhe weit war" u. s. w. Daß mit den Heiligenbildern auch die Reliquien der Heiligen entwendet und verbrannt wurden, unterliegt keinem Zweifel, und leider gingen viele zu Grunde. Von der Errettung der Gebeine des heiligen Othmar und des heiligen Notker berichtet Herr Keßler weiter, wie folgt: „Bei St. Johannes-Altar war der Leib des heiligen Othmar begraben, wurde aber von den Unsrigen nicht gefunden. In der Nacht darauf kamen nun die Mönche des Klosters, gruben etwas tiefer als die Unsrigen und fanden zu ihrer großen Freude ein steinernes Grab, und nachdem sie den eingefügten Eckstein davon gewälzt hatten, fanden sie einen Sarg und darin die Gebeine des Leibes unvermischt neben einander liegend nach der Leibesform. Diese Gebeine nahmen sie weg, verbargen sie und bewahrten sie gut auf. Auf ähnliche Weise sind die Ueberbleibsel des heiligen Notkers in Sicherheit gebracht worden" u. s. w. Aber was für ein Schicksal hatten die Gebeine des heiligen Gallus? Herr Keßler hat darüber nichts verzeichnet, merkwürdig ist jedoch, daß er an einer andern Stelle von „Gebainen des heiligen Gallus" und dazu irgendwo namentlich schreibt: „Die Gebaine Galli waren starke Rohr, dabei seine Person wohl möcht ermessen werden." Eine alte, sehr glaubwürdige Ueberlieferung aber berichtet hierüber auch Folgendes: Ein muthiger Klosterbruder habe sich gewagt, auf den Brühl hinauszugehen, zum Feuer hinzudrängen, mit Gefahr seines Lebens die wenigen Gebeine dem Feuer zu entreißen und ins Kloster zu bringen, welche man eben gegenwärtig noch besitzt. Wenn nun gleich diese Heldenthat eines frommen Kloster-

bruders in keiner eigentlichen Chronik geschrieben steht, so verdient doch die Ueberlieferung deßwegen Glauben, weil sie schon seit mehr als 300 Jahren vom St. Galler Kloster anerkannt und vom Volke geglaubt wurde. Und wie hätte das Kloster ohne diesen zuverläßigen Glauben die fraglichen Gebeine je als solche der Verehrung aussetzen dürfen? Eine merkwürdige Auskunft über diese Gebeine gibt aber ein Brief von einem Verwalter des Klosters St. Gallen, Heinrich Sailer, der von Bregenz aus an den damaligen Abt Kilian schreibt: „Dem Hochwürdigen Fürsten und Herrn Herrn Kilian, Abt des Gotteshauses St. Gallen, meinem Gnädigen Herrn thue ich hiemit zu wissen, daß Bruder Jakob eine Büchse mit mancherlei Heiligthümern, sonderheitlich ein Schienbein und sonst vier Stücke aus dem Sarge des heiligen Gallus hierher gebracht hat; ich habe in meinem Trog diesen köstlichen Schatz versorgt, und bitte Euer Gnaden um Bescheid, ob ich diese Sachen hier lassen, oder aber denselben zuschicken soll. Gegeben zu Bregenz am 24. Christmonat 1529. Heinrich Sailer, Oekonom." Ein anderer merkwürdiger Brief des edlen Herrn Jakob Krum vom Jahre 1529 an denselben Abt lautet: „Etliche vom Hofgesind hand Haltumb bracht nemblich ein Schinbein von St. Gall, und einige Ripplin, und sonst noch kleine Bainli, welche alle in St. Galli Sarg gelegen, mehr ein Stückle von Galli Hirnschale, auch eine größere Hirnschale, welche bei St. Galli Haupt gelegen." Die Aechtheit dieser Briefe ist den 20. März 1646 von dem beeidigten Notar des Gotteshauses St. Gallen, Johann Conrad Gasser von Constanz, amtlich bezeugt worden. „Da es nun eben so eintrifft," sagt der Verfasser der Reliquiengeschichte des heiligen Gallus, „daß sich wirklich ein Schienbein und vier andere Stücke vorfinden, welche mit uralter Schrift als Gebeine des heiligen Gallus bezeichnet und vom alten Kloster (gewiß nicht ohne genaue Prüfung) von jeher für solche gehalten und dem Volke zur Verehrung vorgestellt worden sind, so dürfen wir wohl ohne Gefährde eines Betruges mit aller Zuversicht die nun gefaßten und ausgesetzten Gebeine als wirkliche und wahrhafte Reliquien des heiligen Gallus halten und ihnen als solchen unsere innigste Verehrung zollen. — Mit welcher Sorgfalt das Kloster St. Gallen die den Flammen entrissenen und von der Zerstörung geretteten Reliquien seines theuern Vaters und Stifters aufbewahrte,

läßt sich wohl denken, wenn auch gegen hundert Jahre dafür keine schriftlichen Belege vorliegen. — Im Jahre 1699 ließ Abt Leodegar (1696—1717) ein großes Brustbild des heiligen Gallus sammt einem mit Silber gezierten hölzernen Postamente verfertigen, und in dieses wurden zwei Stücke von der Hirnschale, ein Bruchstück von einem Bein, ein Armbein, jedoch nicht ganz, ein Theil vom Hüftbein und ein anderes Stück mit einigen kleinen Partikeln des heiligen Gallus eingelegt. Auch ein Stücklein von seinem härenen Habit und eines von seinem Cilicium werden noch in einem besondern Gefässe aufbewahrt. — Es ist in der Reliquiengeschichte des heiligen Gallus bemerkenswerth, wie sich die wichtigern Ereignisse meistens durch Zwischenräume von einem oder mehrern Jahrhunderten von einander trennten. Gerade hundert Jahre nach obiger Einlegung in das Fußgestell seiner silbernen Statue, nämlich 1799, brach der gewaltige Sturm der französischen Revolution aus, welcher auch das Kloster St. Gallen bis in sein Innerstes erschütterte, ja in seinen Folgen gänzlich umstürzte. Es war im Wintermonat 1799, als Fürstabt Pankraz Forster sammt allen Conventualen aus dem Kloster mit wenigen Gulden Reisegeld vertrieben wurde, und es vergingen nicht weniger als fünf Jahre, bis die Verhältnisse des Klosters zur neuen politischen Weltlage und namentlich die Angelegenheit des Jahrgehaltes der Conventualen ausgemittelt war. Auch in diesem politischen Sturme flüchtete und rettete das Kloster St. Gallen seine Kostbarkeiten, namentlich seine Bibliothek und seinen kostbaren Kirchenschatz, und unter diesem insbesondere die ihm über Alles theuern Reliquien seiner Stifter und Väter, des heiligen Gall, Othmar und Notker. Gleichwie im Jahre 930 nach Wasserburg, so mußten 1799 die Reliquien des heiligen Gallus wieder nach Deutschland, nämlich in das Kloster Weißenau bei Weingarten, in die Sicherheit wandern. Als der Sturm sich gelegt hatte und wieder die Friedenspalmen im Lande des heiligen Gallus blühten, kehrte auch Gallus in sein Land zurück (1803). Allein seine heiligen Gebeine wurden an verschiedene Orte vertheilt; das Schienbein ward in dem ehemaligen Kapitelhause, der gegenwärtigen alten Kinderkapelle, in den Altar gelegt; das eine Bruchstück von seinem Arm wurde nach St. Georgen gegeben, das andere in einer Reliquienpyramide angebracht und ein drittes solches in einem Kasten aufbe-

wahrt. — Im Jahre 1848 erwachte dann der Gedanke, theils des bessern Anstandes und der sinnigern Bedeutung wegen, und theils zur größern Freude und bessern Verehrung der Gläubigen die vorzüglichsten jener Reliquien auf eine Tafel zu sammeln und auf dem Altar des heiligen Gallus zur Schau und zur Verehrung auszustellen, was dann am Gallusfeste im Weinmonat 1848 zum ersten Male geschah. Ein Bruchstück eines Armbeines wurde noch im Altare der Galluskapelle angebracht, wo bei Lebzeiten sein ganzer Leib in die Dornen fiel und gewiß oft auf den Knieen lag. Damit schließt Herr Good die Reliquiengeschichte des Vaters Gallus. Was dieser bis am großen Wiederbelebungstage für Schicksale warten mögen, ist wohl nur im großen Buche der Vorsehung geschrieben, in welches kein sterbliches Auge schauen kann.

Georg Rolland, s. Franz von Sales u. s. w.

Georg Maret von Bagnes (Wallis), Weltpriester. Daß sehr viele Weltgeistliche in unsern Schweizerlanden wie helle Gestirne und als würdige Seelsorger unter der christlichen Heerde leuchteten und sich im Sinne des Wortes als Gesandte des Herrn bewährten, unterliegt keinem Zweifel; aber leider ist viel Denkwürdiges weder verzeichnet, noch aufbewahrt, noch veröffentlicht worden. Indessen wäre noch manches Schöne und Erbauliche ausfindig zu machen und damit die Welt zu erbauen. „Wie verdienstvoll wäre es nicht,“ sagt ein Zeitgenosse, „die ehrfurchtsgebietende Zahl jener Seelsorger, die durch Wort und That vorangeleuchtet, aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen und in einer besondern Schrift an die Oeffentlichkeit zu bringen!“ — Einen solchen edlen Priester, der seinen Beruf erfaßte, sich als einen treuen Hirten seiner Heerde bewährte und dieselbe musterhaft leitete, wollen wir hier in gedrängten Zügen kennzeichnen und unsern lieben Landsleuten, aus deren Mitte er hervorgegangen ist, vorführen; er heißt Georg Maret, gebürtig aus dem Dorfe Champsec in Bagnes. Im Pfarrbuch ist der Beglaubigungsakt seiner Taufe nicht eingetragen (es herrschte damals eine sträfliche Nachläßigkeit in Führung der Pfarrbücher, und wir können daher sein Geburtsjahr nicht bestimmen; auch ist weder von seinen Jugendjahren, noch über seine Anverwandten etwas bekannt.) Im Jahre 1723 wurde Outre-Rhone, im Bezirk St. Moritz, am rechten Ufer der

Rhone gelegen, zur Pfarrei erhoben und unser Georg Maret zum ersten Seelsorger derselben bestimmt. Wie man sich leicht vorstellen kann, fand er die Heerde in einem Zustande, der in mancher Beziehung Vieles zu wünschen übrig ließ. In geistlicher Hinsicht gehörte das Volk unter die Seelsorge von St. Moritz; allein die Rhone lag dazwischen, keine angebrachte Brücke führte über dieselbe (ward erst vor wenigen Jahren erbaut), und die Einwohner waren, besonders im Winter, am Besuche des Gottesdienstes verhindert. Zudem wissen wir, wie ein Volk, das sich selbst überlassen, von keinem Priester geleitet ist, im Unterricht und überhaupt in sittlicher Beziehung steht. Das Alles schreckte unsern Mann Gottes nicht ab, er unterzog sich gerne dem mühevollen Geschäfte, unterrichtete die Jugend, predigte eifrig Gottes Wort, ermahnte zum Empfang der heiligen Sakramente und besserte durch seinen unausgesetzten Amtseifer und seine ausharrende Geduld viele Uebelstände. Sein musterhafter, heiliger Wandel, mit dem er seine Sendung verherrlichte, gab seinen Worten Kraft und Gedeihen. Der Himmel hatte sein Wohlgefallen an dem eifrigen Diener der Kirche und wirkte durch ihn Wundervolles an Kranken und Presthaften. Herr Chorherr Xaver Tornery, damals Noviz in der Abtei von St. Moritz und später Stadtpfarrer daselbst, empfahl ihm eine mit unheilbaren Krankheiten behaftete Tochter von St. Gingolph; er verrichtete über sie die kirchlichen Gebete, segnete sie, und sie wurde geheilt. Der schriftliche Beleg dieses Wunders ward im Pfarrarchiv Leytron hinterlegt, ist aber in neuerer Zeit verschwunden (de Rivaz, A. J., Domher, Bd. VII. mst.). Herr Pfarrer Maret wurde auch der Wunderthäter der Zeit genannt und in Stürmen und außergewöhnlichen Naturereignissen gebot er den wilden Elementen, namentlich den Ueberschwemmungen. Der brausende Bergstrom Abboyeur, der bei Regengüssen sein Bett überschreitet und links und rechts Verheerungen anrichtet, trat zur Zeit, als er Outre-Rhone verwaltete, bei heftigem Ungewitter aus seinen Schranken und richtete großen Schaden an; die Pfarrkinder flohen zu ihrem Seelsorger und klagten ihre Noth. Sogleich ging er an Ort und Stelle, nahm die kirchlichen Segnungen vor und gebot dem empörten Elemente Stillstand, wie einst der Herr den Wogen des Meeres; der Sturm legte sich und die Gewässer traten in ihre Schranken

zurück. — Er hatte die Gabe, in das Gewissen der Menschen zu schauen, mahnte bald diesen, bald jenen zur Besserung und zur Ablegung einer vollständigen Beicht, daß die Betreffenden erstaunten, wie er ihren Seelenzustand erkennen konnte, von dem Niemand etwas wußte. — Er übte eine wunderbare Gewalt auf die bösen Geister und heilte mehrere Besessene. Einst als er von einem Menschen den Teufel austrieb, wirkte dieser auf ihn zurück und er verlor die Sprache. Die Pfarrkinder hatten großes Mitleiden mit ihm; er aber duldete gottergeben, begab sich an einem Sonntag in die Abtei von St. Moritz und gab durch Zeichen zu verstehen, er wolle das Hochamt singen. Die Chorherren, die wußten, was sich mit ihm ereignet hatte, wunderten sich nicht wenig über sein Ansuchen und trugen Bedenken, seiner Bitte zu entsprechen. Jedoch, da Herr Maret durch flehentliche Zeichen seine Bitte wiederholte, willigten sie in sein Begehren; er zog die Meßkleider an, ging zum Altar, warf sich an den Stufen desselben auf die Kniee, rief vertrauensvoll die Himmelskönigin an, und erlangte die Sprache wieder. Dieses Wunder ist in der Kapelle von Werbier (Bagnes) durch ein sinnreiches Gemälde dargestellt: die Mutter des Herrn blickt gnädig auf den Priester herab, der mit Alba und Stola angethan zu ihren Füßen knieet; aus den Händen der Gottesmutter zieht sich ein schmaler langer Streif bis zum Munde des Knieenden, auf dem die Worte geschrieben stehen: „Unter deinen Schutz fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin!" — Die meisten Pfarrkinder liebten ihn wie ihren Vater; indessen gab es auch solche, wie überall, die feindselig gegen ihn handelten und ihm viele Verdrießlichkeiten bereiteten, um ihn in seinem Wirkungskreise zu hemmen oder gar davon zu entfernen. Er setzte den Halsstarrigen längere Zeit Geduld und milde Zurechtweisung entgegen; da aber seine Schonung und aufopfernde Liebe die Verhärteten nicht zu bessern vermochte, sondern diese nur um so frecher auftraten und Unkraut auf den Acker streuten, den er so wohl bestellt hatte, so verzichtete er freiwillig zur Trauer aller Gutgesinnten auf seine Stelle. (Note aus dem Pfarrbuche von Outre-Rhone.) Die Pfarrei Leytron war eben erledigt, die verwaiste Gemeinde verlangte ihn zu ihrem geistlichen Führer, und er begab sich im Anfange des Jahres 1754 dahin. Die gutmüthigen Leute empfingen ihn wie einen Heiligen und er schätzte

sich glücklich, diesen als Seelsorger vorstehen zu können. Sein wundervoller Ruf war ihm vorausgeeilt; von allen Seiten her, selbst aus der Stadt Sitten, brachte man ihm die Kranken, auf daß er sie segne und ihnen die Hände auflege; er that es und mußte abermal die Berge, in denen früher gewaltige Stürze erfolgten, besteigen und dort die Exorcismen vornehmen. In den Bergen von Gundis befindet sich das Thal von Cheville, und in demselben der steile Berg Diablerets. Von diesem lösten sich im Jahre 1714 ungeheure Steinmassen, stürzten in das Thal hinunter, streckten links und rechts gewaltige Bäume zu Boden und zertrümmerten fünfzig Alpenhütten, wobei fünfzehn Personen sammt vielem Vieh unter tiefem Schutte den Tod fanden. Ein Mann, eben im Keller beschäftigt, blieb zwar von dem Tode verschont, aber über seinem Haupte hatte sich ein hoher Trümmerhaufe gelagert; der arme Mann verlor den Muth nicht, suchte durch fortwährende Anstrengung sich einen Ausgang zu graben, und nach drei Monaten gelangte er glücklich in die freie Luft. Als er zu den Seinigen kam, glaubten sie die Erscheinung eines Todten vor sich zu sehen und verweigerten ihm anfänglich den Eintritt in das Haus, überzeugten sich jedoch bald, daß er noch lebe. Dieser Bergsturz wiederholte sich abermal nach 35 Jahren, richtete großen Schaden an, und fünf Personen büßten dabei ihr Leben ein. Der Bach Lizerne hörte auf zu fließen und bildete in den Wüsten des Thales zwei Seen, von denen der größere Derborenße genannt wird. (Siehe de Bons C. L., Geographie élémentaire, Sion, 1854.) Die Einwohner von Gundis, Ardon und andern umliegenden Orten fühlten noch gewaltig die bittern Folgen dieser Unglücksfälle und baten den Herrn Georg Maret, daß er auch dieses Thal besuche und daselbst die kirchlichen Segnungen anwende. Unter Begleitung einer ungeheuern Volksmenge zog er prozessionsweise in die gefährlichen Berge und nahm dort die Exorcismen und Segnungen vor. Aeltere Leute, die dem Bittgange anwohnten und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebten, erzählten von wunderbaren Wirkungen, die dabei vorgingen. Wir lassen die Berichte, wie sie vorliegen, auf sich beruhen und melden nur, daß seither kein Bergsturz mehr erfolgt ist. — Herr Georg Maret, beliebt bei seinen Pfarrkindern und bei dem Volke der Umgebung, reifte in Leytron schnell für den Himmel; er starb nach einer Note, die

im Pfarrhofe sich vorfindet, den 13. oder 14. März 1755 im Rufe der Heiligkeit. Als Herr Johann Anton de Montheys Vicedom von Leytron war, führte er auf eigene Kosten in der Pfarrkirche den Altar des heiligen Antonius, des Einsiedlers, auf und wählte am Fuße desselben seine Grabstätte; das Wappen des Stifters wurde sowohl am Altare als auf dem Grabsteine angebracht und ist noch auf beiden sichtbar. Zwischen dem Altar und der erwähnten Grabstätte wurde Herr Maret beigesetzt. Das Andenken des Seligen und seine wundervollen Thaten leben auch nach 106 Jahren noch unter dem gläubigen Volke fort; Kranke und Presthafte eilen auf sein Grab und flehen seine Hülfe bei Gott an. Alle Freitage des Jahres kommen aus den Dörfern des Unterwallis, selbst aus Savoyen, Leute, besonders Fieberkranke, zu seinem Grabe, verrichten dort voll Zuversicht ihr Gebet, und nicht Wenige bezeugen, sie seien dort gesund geworden.

Gertrud von Winterthur, Nonne von Töß, war eine zärtliche Mutter der Armen und eine Freundin der Freunde unseres Herrn. Was man ihr gab, theilte sie wieder unter die Armen aus und litt gerne selbst Mangel. Ihr Begräbniß zeigte, welch großen Trost sie im Leben verbreitete, indem ihre Zelle fast leer war und die Armen alle wehklagten. Sie hatte oft wunderbare Gesichte; als sie einmal am Freitag mit dem Convent gemeinsam den Psalter las, schlossen sich ihre Augen und es schien ihr, sie sehe den Heiland, wie er durch den Speisesaal ging. Sein ganzer Leib war voll Wunden; er war mit Blut überronnen und hatte ein mitleiderregendes Aussehen. Dann ging er vor die Schwestern hin, die den Psalter gemeinsam lasen und sprach sanft: „Mit diesem Gebete werden mir meine Wunden geheilt." Die letzte Erscheinung unseres Herrn und seiner Mutter hatte sie sechs Wochen vor ihrem Tode, in welcher sie der ewigen Seligkeit versichert wurde.

Gottfried, Klosterkaplan zu Olsberg. Dies alte und einst so berühmte Damenstift, welches den Namen seiner dem Oelberg bei Jerusalem ähnlichen Lage zu verdanken hatte, lag am rechten Ufer des Violenbachs, der sich etwas unterhalb bei Augst in die Ergolz und mit dieser zusammen in den Rhein ergießt, und war mit einem Theile des nahen Dorfes Olsberg im Gebiet der österreichischen Herrschaft Rheinfelden, während ein an-

derer Theil des letztern auf dem linken Ufer jenes Baches, der vor 1803 die Grenze zwischen der Schweiz und dem Gebiete der vorderösterreichischen Lande bildete, bereits zur Stadt Basels Obervogtei Farnsburg gehörte. Jetzt bildet der Violenbach die Grenze zwischen den Kantonen Aargau und Baselland. Das Stift Olsberg (Hortus Dei B. M. V., Gottesgarten) wurde 1083 von einem Grafen Cadaloch im Ergolzgau gegründet; die Frauen befolgten ursprünglich die Regel des heiligen Benedikt, nahmen aber 1171 oder 1172 jene von Cisterz an und standen in geistlicher Beziehung unter der Abtei Lützel (Luciscella). Mehrere gottselige Frauen zierten dieses Gotteshaus und fromme Kapläne und geistliche Führer stunden ihnen erbaulich zur Seite. Ein solcher war unser Gottfried, von dem übrigens nichts verzeichnet ist, als daß er ein frommer und gottesfürchtiger Mann war. Er ist jedoch durch ein besonderes Ereigniß berühmt geworden. In Olsberg herrschte vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine große Wassernoth, an der Menschen und Thiere zu Grunde gingen. Die Geistlichen erkannten die strafende Hand des Herrn, mahnten zum Gebete und zur Buße. Als nun eines Tages am Klosteraltar Herr Kaplan Gottfried das heilige unblutige Opfer darbrachte und Gott den Herrn um Erbarmung anflehte, hörte er in der Nähe etwas wie ein plötzliches lautes Rauschen eines emporsprudelnden Brunnens; die Altardiener eilten neugierig hinter den Altar und sahen mit freudenvollem Erstaunen, wie eine dort sich vorfindende Vertiefung im Kirchboden voll Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln, und leitete sie so gut, daß seither die Olsberger gegen ähnliche Noth geschützt blieben. Aus Aller Mund erscholl Gottes Lob und man sagte zu einander: „Wir haben unsere Erhörung dem gottseligen Kaplan Gottfried und den frommen Klosterfrauen zu verdanken.“ — Man sieht noch jene Vertiefung unter dem Altare der Kirche (ist jetzt Pfarrkirche des Dorfes); nicht weit davon, sagt Sebastian Münster in seiner 1567 zu Basel erschienenen Weltbeschreibung, wurde der fromme Mann begraben, und setzt hinzu: „Es wird noch in der Umgebung für heilig gehalten.“ Er lebte 1339, zur Zeit, als die Aebtissin Elisabeth von Eptingen das Kloster leitete. — Das Gotteshaus hatte im Laufe der Zeit mancherlei Schicksale zu bestehen; zuerst Feuersbrünste, die erste am Ende des zwölften

Jahrhunderts, die zweite 1427, in welchen beiden leider seine meisten ältesten Urkunden, als Stiftungs- und Bestätigungsbriefe, zu Grunde gingen; dann die Stürme der Reformation und die Plünderung durch die Bauern im Mai 1525; im dreißigjährigen Kriege den Raubzug des schwedischen Obersten Johannes Forbes, dessen Mannschaft im Herbstmonat 1633 Kloster und Kirche plünderte. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gerieth das Gotteshaus durch allzugroße Ausgaben in Schulden und in Verfall, namentlich durch allzuhäufige Gastmahle und Bewirthungen von Abgeordneten aus Freiburg im Breisgau und aus Basel, bis es auf eifrige Verwendung der vorderösterreichischen Regierung bei Kaiser Joseph II. von diesem Monarchen 1782 in ein sogenanntes freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde. Da kam 1798 die Revolution; es erfolgte 1803 die Einverleibung des Fricktthals und der Herrschaft Rheinfelden in den damals neu gebildeten Kanton Aargau, und das Stift Olsberg wurde von der neuen Regierung 1805 aufgehoben, die Aebtissin Josepha von Freyenthal aus Ueberlingen, sammt zwei Stiftsdamen und zwei Laienschwestern, mit einem Jahrgehalt ausgesteuert und am 17. Brachmonat 1808 wurde eine weibliche Erziehungsanstalt für Töchter beider Konfessionen in den Klosterräumlichkeiten eröffnet. Im Jahre 1835 wurde auch diese Anstalt aufgehoben und aus den Kapitalien derselben theilweise das aargauische Kantonal-Schulgut gegründet. — Seit 1845 befand sich in den Stiftsgebäuden von Olsberg und auf dessen Gütern die durch freiwillige Beiträge unter dem Namen „Pestalozzi-Stiftung" gegründete landwirthschaftliche Armenerziehungsanstalt untergebracht, bis im August 1860 diese Stiftung an den Staat überging. — Das Klosterwappen von Olsberg stellte den Heiland am Oelberg vor (vergl. Hungari, A., katholischer Anekdotenschatz, Bd. VII., 1859; P. Johann von Staal, Series Abbatissarum in Olsberg, im Stiftsarchiv Mariastein, mst.; Markus Lutz, Aargauische Denkwürdigkeiten, 1804; F. J. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 1852; Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle, Bd. I. und II., im Ganzen 24 Urkunden über Olsberg).

Gutta von Schönenberg, Nonne von Töß. In den heiligen Zeiten des Adventes und der Fasten und an allen hohen Festen wurde den Schwestern das Wort Gottes verkün-

det. Unter den vielen heiligen Uebungen, denen Schwester Gutta von Schönenberg oblag, hatte sie eine besondere Begierde, Gottes Wort zu hören; sie versäumte keine Predigt und wurde davon oft so ergriffen, daß sie in Ohnmacht sank. Sie war auch gar andächtig im Gebete, und als sie einmal in inniger Betrachtung der Leiden unsers Herrn versunken war, sah sie ein Licht über dem Haupte einer andern Schwester schweben, wovon sie ganz umleuchtet war.

H.

Hartmann Mönch, Bischof von Basel. Hartmann von Mönchenstein, eine Stunde von Basel mittäglich gegelegen, bekleidete die Propststelle am Collegialstift zu St. Peter in Basel, bevor ihm die bischöfliche Inful zuerkannt wurde. Bischof Humbert, Graf von Neuenburg in Hochburgund, starb 1418, und der greise Propst Hartmann wurde zu dessen Nachfolger erwählt. Papst Martin V., der den tugendhaften Mann kennen gelernt hatte, bestätigte zu Genf seine Wahl. Der edle Prälat, der wohl wußte, daß die Obrigkeit nicht ihrer selbst wegen, sondern zum Wohle Aller verordnet ist, schränkte seinen Hofhalt ein und hatte blos einen Kaplan, einen Diener und eine Magd bei sich. Er führte auf diesem hochwichtigen Fürstenstuhle die Zügel der Regierung mit eben so vieler Besonnenheit als Festigkeit. Alle Eigenschaften eines wahren Oberhirten leuchteten glänzend an ihm hervor. Seine Frömmigkeit und Sittenreinheit erhoben ihn über jeden Tadel; seine Herzensgüte bewährte sich in unbegrenzter Wohlthätigkeit gegen die Armen und sein Eifer für die Kirchenzucht stellte ihn den frömmsten Bischöfen seiner Zeit gleich. Aber nur kurze Zeit weidete die gläubige Herde unter dem sanften Stab dieses friedsamen Prälaten; denn, durch hohes Alter niedergebeugt, übergab er 1423 das Bisthum dem Abte der Cluniacenser zu Selz, welcher als Johann V. von Fleckenstein (s. d. A.) ihm im Amte

folgte. Von da an beschäftigte er sich nunmehr mit dem Heile seiner Seele und legte sich den 12. Mai 1424 zur ewigen Ruhe. (Cf. Gallia Christiana, ältere Ausgabe, II., 353—355; Schneller, die Bischöfe von Basel; Mooyer, Verzeichniß der deutschen Bischöfe; von Mülinen, Helvetia S. u. s. w.)

Heinrich von Westhofen, erster Prior der Dominikaner in Basel. Heinrich II., Graf von Thun, Bischof von Basel (1215—1238), berief 1233 die Dominikaner nach Basel, wo sie außerhalb den alten Stadtmauern nahe am Rhein, in der Vorstadt zum Kreuz, die jetzt die St. Johannes-Vorstadt heißt, ein weites und geräumiges Kloster erbauten. Am 9. Herbstmonat 1269 erfolgte die feierliche Einweihung der Kirche nebst fünf Altären durch den berühmten Albert den Großen, Provinzial des Predigerordens, ehemaligen Bischof von Regensburg. Der Convent hatte gleich anfänglich tüchtige Männer, unter denen Heinrich von Westhofen als erster Prior desselben sich rühmlichst durch sein heiliges Leben ausgezeichnet hat. Er starb 1252 und Wursteisen sagt von ihm in seiner Basler Chronik: „Er leuchtete mit vielen Wunderwerken und wurde deßwegen nach seinem Tode von den Dominikanern als ein Heiliger verehrt.“ Daß er wirklich heiliggesprochen worden, sagt die Chronik nicht. Schade, daß über die Lebensumstände dieses ausgezeichneten Mannes keine näheren Angaben vorliegen, vielleicht wären einige Notizen bei den noch bestehenden Dominikaner-Frauen St. Catharinenthal, Cazis, Weesen, Wyl, Stäffis und Schwyz aufzufinden. [1]) Das Gotteshaus zählte nach ihm noch viele große Männer, wie z. B. die Achilles von Allschwiler, Johann Nider, Johann Mulberg, Bruder Kaspar Maner, erster Dekan der Theologie an der 1460 errichteten Basleruniversität. Das Kloster stund in großem Ansehen, und wurden in ihm 10 Provinzial- und 1 Generalkapitel gehalten. Unter

---

[1]) „Bruder Heinrich von Westhofen“, sagt Herr Domdekan Greith von St. Gallen (s. die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861), „ebenso gelehrten Sinnes als heiligen Wandels, begründete unter seinen Brüdern ein Leben strenger Sittenzucht und höherer Beschaulichkeit, das seinen Einfluß über weite Umkreise verbreitete und bis zum Ende des folgenden Jahrhunderts sich fort erhielt.“

der geistlichen Pflege desselben standen die zwei Frauenklöster ihres Ordens, nämlich Steinen und Klingenthal. Im Kloster war eine gut gewählte Bibliothek, die werthvolle griechische Handschriften und gediegene Werke im Fache des kanonischen Rechts und der Naturwissenschaften enthielt, und nach der Reformation der Universitätsbibliothek einverleibt wurde. Die edlen Basler Vorgassen, Macerell, von Frick, Pfaff, Schenk und Sinz wählten sich ihre Begräbnißstätte in dem bedeckten Gange längs der Kirche. Das Kloster ward nach der Reformation vom Stadtrath laut Gesetz vom 1. April 1529 aufgehoben, der damalige Prior Merz zog sich in das Dominikaner Kloster Gebwiler, der Subprior Kaltberger nach Ensisheim zurück (Mittheilung der antiquarischen Gesellschaft S. 15.) Später wurde das Kloster zu einem Zuchthause umgeschaffen, die Klosterkirche (1614) der reformirten französischen Gemeinde für ihren Gottesdienst eingeräumt, in deren Händen sie noch ist. An dieser sind die Wappen der reichen Wohlthäter der Zerkinden, Eptingen, Schönkind, Mönch, Marschall, von Bärenfels, von Flachsland, von Laufen, von Efringen in Stein ausgemeißelt worden und die meisten sind noch jetzt zu sehen. Der Klostergarten ward 1692 zum botanischen Garten umgewandelt. Endlich wurde 1805 auch noch die Umfangsmauer des Begräbnißplatzes zur Erweiterung der Straße abgebrochen. (Vergl. Ch. Wursteisen, Basler Chronik, 1580 und 1765; Johannes Groß, kurze Basler-Chronik; Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. — Nach Angabe von Karl Burckard-Burckardt wären noch gegen 1300 Urkunden über das Dominikaner Kloster von Basel vorhanden.)

Heinrich Suso, Dominikaner. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 312 ff.) Herr Domdekan Greith in St. Gallen hat unter dem Titel: „Heinrich Suso und seine Schule unter den Ordensschwestern von Töß, bei Winterthur, im vierzehnten Jahrhundert,“ einen schönen Aufsatz verfaßt und denselben in die „Katholischen Schweizerblätter für Wissenschaft und Kunst“ eingereiht. Dieser gibt über Heinrich Suso und die Ordensschwestern von Töß seltene Aufschlüsse und ergänzt unsere frühern Artikel, die sich dahin beziehen. Wir lassen hier einen Auszug aus demselben folgen. Heinrich Suso, genannt Amandus oder der Liebetraute, ward im Jahre 1300 bei Ueberlingen in Schwaben geboren,

trat im dreizehnten Altersjahre zu Constanz in den Predigerorden und starb im Jahre 1366 zu Ulm, wo seine Gebeine im Kreuzgange des dortigen Dominikanerklosters noch ruhen.[1]) Er hatte von seiner gottseligen Mutter ein tiefsinniges Gemüth ererbt, sich mit glücklichem Erfolge den Wissenschaften gewidmet und den Uebungen der Frömmigkeit hingegeben, als im achtzehnten Jahre seines Alters die große Sehnsucht nach Gott sein Herz ergriff, aus welcher sich später sein hohes Geistesleben bildete. „Herr", sprach er damals, „ziehe mein Herz an dich, das ich von meiner Mutter so milde erhielt und bewahrt habe mein Leben lang." Seine geistige Wiedergeburt begann mit einer Verzückung. Als er sich einmal allein in einem Stuhle des rechten Chors der Klosterkirche zu Constanz befand und Niemand bei ihm, noch um ihn war, da ward seine Seele entzückt und er sah und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist. Dieser Zustand dauerte eine Stunde, und als er zu sich kam, war er entkräftet, sank ohnmächtig zu Boden und seufzte zu Gott: „O Gott, wo war ich? Wo bin ich jetzt? Ach, höchstes Gut, diese Stunde möge nie aus meinem Herzen verschwinden." An seinem Aeußern nahm Niemand etwas Sonderbares wahr; aber seine Seele und sein Gemüth waren inwendig voll himmlischer Salbung, welche sein ganzes Wesen durchdrang und ihm eine mächtige Begierde nach Gott einflößte. Da vernahm er eines Morgens, in die Betrachtung versunken, in seinem Innern die Stimme: „Höre, mein Sohn, den hohen Rath deines Vaters! Wähle die ewige Weisheit zur Braut, sie erhält dich jung und tugendhaft, macht dich edel und reich, bringt dir Ehre und Vortheil und berühmten Namen." Von Stunde an trachtete er diese zu suchen, und wo sie zu finden sei, konnte seinem Herzen nicht

---

[1]) Sein Leichnam wurde 1613 noch unversehrt angetroffen. Wenn die dem Protestantismus zugeneigte Stadt Ulm daraus wenig Aufhebens machte, sondern dessen neue Beerdigung anordnete, so erklärt sich dieses hinreichend aus ihrem Standpunkte; für uns Katholiken muß diese drittehalbhundertjährige Unversehrtheit ein Beweis der hohen Gnade sein, in welcher Suso bei Gott stand. Auf seinem Grabe geschahen viele Wunder und der Orden empfahl wiederholt dessen Heiligsprechung, drang aber beim heiligen Stuhl nicht durch. Indessen bestätigte Papst Gregor XVI. 1831 seine Verehrung und gestattete 1831 am 11. März die Feier seines Festes im Orden des hl. Dominikus.

lange verborgen bleiben. Er erkannte, daß jede Zartheit, Schönheit, Herzenslust und Lieblichkeit nur von Gott ausströme und zu diesem fühlte sich seine Seele fortan hingezogen. Unter großem Schmerze hatte er den Namen Jesus mit einem eisernen Griffel auf sein Herz eingegraben und trug dieses Zeichen bis an seinen Tod, damit, so oft sein Herz sich bewege, auch der heiligste Name auf seinem Herzen sich rühre. Allein die Liebe zur ewigen Weisheit bewegte noch viel mächtiger sein Inneres und er wußte alle Abschnitte des Tages, alle festlichen Tage des Jahres, alle Erscheinungen der Zeit zu einer höhern Bedeutung zu erheben und für den göttlichen Dienst sinnig zu verwenden. Wenn der fromme Diener Gottes in sich gekehrt des Morgens nach der Mette in seiner Kapelle saß, um kurze Ruhe zu pflegen, und der Wächter den Tag verkündete, dann erwachte er wieder, und auf die Knie sinkend, grüßte er mit Thränen den aufgehenden Morgenstern Maria, die zarte Königin des Himmels. Wie die Vögelein im Sommer den lichten Tag begrüßen, so grüßte auch er in der Freude des Herzens diejenige, die das ewige Licht gebracht, und sang dann mit süßer Stimme: „Der Morgenstern Maria ist heute aufgegangen.“ — Zogen nach alter Sitte die Jünglinge in Schwaben in der Neujahrsnacht umher, um vor den Fenstern ihrer Mädchen Lieder zu singen und ihre Sprüche anzubringen, da ging auch der Diener Gottes in derselben Nacht zu seiner himmlischen Liebe, um ihr seine Lieder zu singen. Er trat am frühen Morgen vor das Bild, welches die reinste Mutter vorstellte, wie sie ihr zartes Kind, die ewige Weisheit, an das Herz drückt, knieete nieder und fing an, mit stillen, süßen Lauten der Seele zu singen, vorerst der Mutter, daß sie ihm erlaube, Lohn zu erwerben von ihrem Kinde und ihm dazu verhelfe. Dann kehrte er sich zu der göttlichen Weisheit, warf sich vor ihr nieder und grüßte sie aus dem Abgrund seines Herzens und lobte sie als die schönste, edelste, tugendhafteste und reinste von allen Jungfrauen der Welt. — An unser l. Frauen Tag, an der Lichtmeß, frühe, bevor Jemand in der Kirche war, ging er vor den Hochaltar und wartete da in seiner geistigen Betrachtung auf die hohe Gottesmutter, als werde sie mit ihrem himmlischen Kinde kommen. Er ging ihr im Geiste bis vor die Pforten der Stadt mit der Schaar aller gottliebenden Herzen entgegen, stellte sich in der Straße vor sie hin und bat sie, stille

zu halten mit ihrem Zuge, bis daß er ihr ein Lied gesungen. Wenn in der Fastnacht die Kinder der Welt anfingen, ihren Thorheiten nachzugehen, so fing er an in seinem Herzen eine himmlische Fastnacht zu bilden und die war also: er betrachtete die kurze schädliche Lust dieser weltlichen Fastnacht und wie Viele um kurze Freude langes Leid eintauschen und sprach ein miserère dem lieben Gott für alle Unehre, die ihm in derselben verkehrten Zeit zugefügt wird. Doch waren derlei Tröstungen dem Diener Gottes nicht immer beschieden und es sollten die schmerzlichsten Prüfungen über ihn kommen. Er erblickte die tiefste Stufe seiner künftigen Leiden in einer Offenbarung: Hast du bisher in göttlicher Süßigkeit wie ein Fisch im Meer geschwebt, so will ich dich nun darben und schmachten lassen, daß du von Gott und der Welt sollst verlassen und von Freunden und Feinden verachtet und verfolget werden, und Alles, was du zu deinem Troste und deiner Freude anfangen wirst, soll dir zum Gegentheil werden. Als er dann bald darauf mitten im Kreuzgang des Klosters einen Hund traf, der ein schlechtes Tuch in seinen Zähnen trug, welches er mit wunderlicher Geberde knurrend auf und nieder warf und Löcher in selbes zerrte, da ward in ihm gesprochen: Also wirst du in deiner Brüder Mund werden! Nun kamen die vorausgesagten Leiden der Reihe nach über ihn. Er wurde von Zweifeln wider den Glauben beängstigt, dann überfiel ihn eine Traurigkeit, welche sein Herz fast erdrückte; alsdann hatte er mit der Verzweiflung zu ringen, so daß er sich nicht zu rathen wußte und fürchtete, ewig verloren zu gehen. Nachdem er diese inneren Leiden siegreich überwunden hatte, kamen nun die äußeren gegen ihn herangestürmt. Falsche Anklagen vor Gericht, schwere Krankheiten, die klägliche Verirrung seiner eigenen Schwester, Gefahren von Mördern im dunkeln Walde und von den Fluthen des Rheinstromes auf seinen Reisen, der Undank der Menschen, die Härte seiner Brüder — Alles war wider ihn losgelassen, um ihm die Prüfung herb und schwer zu machen. Allein je empfindlicher die Hand Gottes sein Herz in diesen Prüfungen verwundete, um so mehr wuchs die Gnade in seiner Seele, und je tiefer er sich in Gehorsam und Standhaftigkeit erniedrigte, um so höher stieg er in der Vereinigung und in der Betrachtung der ewigen Weisheit empor und wurde zu einem überfließenden Gefäße der Erkenntniß und

der Gnade, das seinen Ueberfluß in weitem Umkreise in die Seelen ergoß, die Gott auf dem Wege der höheren Vollkommenheiten suchten. Diesen Seelen theilte Heinrich Suso aus der Fülle seines reichen Herzens jene Lehren mit von dem Zwecke der menschlichen Leiden, die auf dem Wege zur ewigen Weisheit zu bestehen sind, von der falschen Liebe der Welt und der treuen Liebe Gottes, von den erhebenden Geheimnissen des dreieinigen Gottes und den erschreckenden Wahrheiten der Ewigkeit, von dem standhaften Tode des Christen und seinem innern Leben in Gott, die wir in seinen Schriften und in seinen Briefen zu unserer großen Erbauung wiederfinden.

Zu diesen Seelen, deren geistliche Pflege Heinrich Suso auf sich genommen, gehörte neben vielen andern ihrer Mitschwestern im Kloster Töß bei Winterthur seine geistliche Tochter Elisabeth oder Elsbeth Staglin (s. d. A.). Sie hat uns die Lehren aufgezeichnet, die sie und Andere von ihrem geistlichen Vater empfangen, und hat auch die Briefe gesammelt, die er an verschiedene Ordensschwestern schrieb. Sie hat zwischen den Jahren 1350—60 dasjenige, was sie über die älteren Schwestern in schriftlichen Berichten vorfand oder von andern Schwestern erzählen hörte oder über ihre gleichzeitigen Mitschwestern von Töß wahrgenommen und erfahren, in eine Sammlung zusammengestellt. Es war im Jahre 1215, als der heilige Dominikus den Predigerorden gründete, nachdem ihm drei Jahre früher der heilige Franz von Assis in der Stiftung des Franziskanerordens vorangegangen war. Beiden wurde die Sendung von Oben zu Theil, das Haus des Herrn zu stützen, das in Trümmer zu sinken drohte, die Kirche Gottes durch Armuth und Demuth, durch Lehre und Liebe wieder herzustellen, deren Diener damals auf dem Wege weltlicher Ehre und Begierde vielfach dem herrschenden Verderben der Welt sich hingegeben hatten. Als Dominikus zur Zeit des vierten Concils vom Lateran zu Rom eines Nachts wie gewöhnlich betete, sah er in einem Gesichte Christus über die Welt zürnen, während seine jungfräuliche Mutter ihm zwei Menschen vorstellte, um ihn zu besänftigen. In dem einen erkannte er sich selbst, der andere dagegen war ihm fremd; weil er ihn jedoch aufmerksam betrachtet hatte, behielt er dessen Bild im Sinne. Am folgenden Morgen bemerkte er in einer Kirche unter einer Bettlerkutte das Gesicht, welches

ihm in der vergangenen Nacht war gezeigt worden, und auf diesen Armen zueilend, drückte er ihn im Ergusse seiner Gefühle an seine Brust und sprach: „Du bist mein Genosse, du wirst mit mir ziehen; wir wollen zusammenhalten und Niemand wird gegen uns bestehen.“ Von diesem Augenblicke an waren sie in heiliger und unwandelbarer Freundschaft vereinigt und ihr Gotteseifer theilte die Welt unter sich, damit sie wiedergeboren und gerettet werde. — Kaum war der Predigerorden entstanden, als die durch Dominikus entzündete allgemeine Begeisterung seinen Blüthenstaub befruchtend über alle Lande trug und überall ein zubereitetes Erdreich fand. Männer und Frauen eilten in Schaaren dem neuen Orden zu, und in Zürich am Oetenbach, zu St. Catharina in St. Gallen, bei Dießenhofen am Rhein und bei Winterthur an der Töß erhoben sich der Reihe nach Frauenklöster dieses Ordens. Südlich von Winterthur auf einem hervorstehenden Bogen, den die rauschende Töß umfließt, hatten sich fromme Schwestern zum gemeinsamen Leben eingefunden und ein Schwesternhaus, „in der Wyden zu Töß oder Tößbruggen“ genannt, an eben der Stelle gegründet, wo bald darauf das Kloster Töß gebaut wurde. Das Kloster wurde errichtet am Tage des heiligen Evangelisten Markus, im Jahre 1233, und 18 Jahre nach der Gründung des Ordens. — Unter den ersten Schwestern, die in das neugebaute Kloster eintraten, war die Wittwe Barbara von Liebenberg. Mit ihr kamen noch vier andere Schwestern und die Mutter selber nach Töß und lebten daselbst fromm und selig. Der Ruf eines beschaulichen und seligen Lebens, den die ersten Schwestern von Töß in weite Umkreise verbreiteten, erwarb ihnen nicht nur viele Vergabungen, sondern zog eine Menge Frauen und Töchter des damaligen Adels an, im Kloster Töß den Schleier zu nehmen, wie uns die Namen derjenigen beweisen, welche die Verfasserin als vorzügliche Beispiele höherer Heiligkeit unter den Schwestern hervorhebt, die in einem Zeitraume von 120 Jahren, nämlich vom Jahre 1235 bis 1350, im Kloster Töß lebten. Ihre Namen sind: Adelheid von Frauenberg, Adelheid von Lindau, Anna von Klingnau, Anna Mansafeller, Beli von Liebenberg, Beli von Lütisbach, Beli von Schalchen, Beli von Sur, Beli von Winterthur, Catharina Bletin, Elli von Wurmenhausen, Elsi von Elgg, Elsbet von Jestetten, Elsbet Bächlin, Elsbet von

Elgg, Elsbet Schäfli, Elsbet Mätzi, Elsbet, Königin von Ungarn, Elsbet von Köllikon, Elsbet Zollner, Gertrud von Winterthur, Gutta von Schönenberg, Ita Sulzer, Ita von Sulz, Ita von Tengen, Juliana Ritter, Ita von Wetzikon, Jützi Schultheß, Margaretha Finkli, Margaretha von Hünikon, Margaretha von Zürich, Margaretha Willi, Mechtilde von Stanz, Mechtilde von Wädischwyl, Metzi von Klingenberg, Metzi Sidwibri, Offimia von Münchwyl, Sophia von Klingnau, Willi von Constanz. Ueberdieß werden im Verlaufe der Erzählungen noch erwähnt: Die Klausnerin von Klingnau, die von Endigen hieß, Schwester Lucia, Schwester Seebach, Schwester Sißla, die Gräfin Adelheid von Nellenburg, die sich längere Zeit im Kloster Töß aufgehalten.[1]) Manche Schwestern traten schon in ihrer Kindheit in das Kloster und wurden von früher Jugend an zu dem Ordensleben auferzogen. — Margaretha Finkli war vier Jahre, Willi von Constanz nur drei Jahre, Elsbet von Köllikon sechs Jahre alt, als sie in das Kloster kam. Elsbet Bächli wurde in ihrem eilften, Elsbet von Elgg in ihrem vierzehnten Altersjahre in das Kloster aufgenommen, und Königin Elsbet von Ungarn war erst dreizehn Jahre alt, als sie zu Töß den Schleier nahm. Dagegen war Schwester Metzi Sidwibri viel älter, als sie in das Kloster trat. Bei aller Strenge und Enthaltsamkeit des Lebens erreichten manche ein hohes Alter; Schwester Elsbet Bächli lebte 62 Jahre im Kloster, diente Gott von Herzen und bekannte, in den 62 Jahren, die sie im Kloster zugebracht, habe sie nie Reue und Traurigkeit darüber empfunden; Schwester Margaretha Finkli lebte 70 Jahre im Kloster fromm und selig in einem strengen Wandel; Schwester Elsbet von Köllikon erreichte ein Alter von 90 Jahren und Schwester Adelheid von Lindau war 100 Jahre alt, als sie starb. — Aufgenommen in den Verband des Dominikanerordens, der seine Zweige in den beiden Männerklöstern zu Zürich und zu Constanz abgesetzt hatte, wurden die Schwestern von Töß oft von Bruder Wolfram, dem Provin-

---

[1]) Wie aus obigem Verzeichnisse hervorgeht, hat Murer manche gottselige Frau von Töß ausgelassen; er hat zwar die Schrift der Verfasserin zur Hand genommen, aber zu wenig daraus geschöpft. Darum bemerkt Herr Greith: „Sie ist von Heinrich Murer in seiner Helvetia Sancta, Luzern 1648, fol., benutzt worden, jedoch sehr mangelhaft und nur theilweise."

zial von Schwaben, besucht, der sie zuweilen mit seinen Vorträgen und Predigten erfreute. Der berühmte Meister Eckart kehrte 1324 im Kloster St. Catharinenthal bei Dießenhofen an, wo die Schwestern ihm ihre Fragen vorlegten; bei diesem Anlasse mag er wohl auch bei den Schwestern zu Töß sich eingefunden haben. Auch Bruder Hugo von Staufenberg, um die gleiche Zeit Lektor zu Constanz und später Provinzial, war Beichtvater der Jützi Schultheß und kam zuweilen nach Töß; einem Andern, Hugo von Vaucemaine, hatte Heinrich Suso das Buch von der ewigen Weisheit in lateinischer Uebersetzung unter dem Titel „Horologium Sapientiæ“ im Jahre 1333 — 41 zur Prüfung vorgelegt. Der Beichtiger der Schwester Elisabeth, Königin von Ungarn, war Heinrich Suso selbst und die Schwester Anna von Klingnau hatte den berühmten Bruder Berchtold zum geistlichen Führer. Solche Lehrer mußten wohl die Bildung des Geistes unter den Schwestern von Töß zu einer mehr als gewöhnlichen Stufe führen. Einige schrieben Bücher ab und Andere verfaßten solche. Die Meisten waren des Lateinischen kundig und in den Werken des beschaulichen Lebens wohlerfahren. Die Schwester Margaretha Finkli lehrte Latein und schrieb Bücher ab; Schwester Anna von Klingnau war bestellt, ihre Mitschwestern im Latein und Lesen zu unterrichten. Schwester Barbara von Winterthur war im Lateinischen wohl bewandert und Schwester Metzi von Klingenberg verfaßte viele deutsche Bücher. Schwester Elisabeth von Köllikon konnte gar gut schreiben; sie schrieb auch gerne gute Sachen und zwar so viele, daß man das große Cruzifix im Kreuzgang aus dem Erlös zahlen konnte. Unsere Verfasserin, Elisabeth Staglin, ging ihrem geistlichen Führer, Heinrich Suso, hülfreich zur Hand und half ihm seine Schriften vollenden. Als er sie einmal in ihrer Krankheit besuchte, schrieb sie das ganze Gespräch, womit er sie tröstete, heimlich auf, und legte, es zu behalten und zu verbergen, in eine verschließbare Lade. Sie brachte auch die lateinischen Sinnsprüche in deutsche Reime, mit denen Heinrich Suso die Gemälde „von der weltlichen und geistlichen Liebe“ in seiner Kapelle zur rechten Hand des Chores der Dominikanerkirche zu Constanz geziert und erklärt hatte. Gesang und Dichtkunst wurden von den Schwestern eifrig gepflegt, um der Liebe zur ewigen Weisheit einen würdigen Ausdruck zu verleihen. Im

Refektorium wurde während des Mittagessens vorgelesen; die ältern Schwestern saßen der Leserin zunächst und alle hörten mit Begierde dem Worte Gottes zu. Kamen zu dieser Anmuth des Lebens noch die innern Tröstungen einer heiligen Beschaulichkeit, und wurde unter der weisen Leitung von Geistesmännern, wie Heinrich Suso war, die göttliche Liebe bei den Schwestern von Töß zu einer Macht ausgebildet, die ihrer Aller Herzen einigte, so darf man sich nicht wundern, daß, von diesem Liebesherde angezogen, die Jungfrauen des Adels zahlreich ihre Burgen verließen und nach Töß wanderten, um hier in den süßen Dienst der ewigen Weisheit einzutreten. Das mochte manchem Freiherrn und Ritter mißfallen und zog wirklich unserem Heinrich Suso bittere Feindschaft zu. Darüber warnte ihn einmal einer seiner Ordensbrüder mit den Worten: „Ich war kürzlich auf einer Burg und der Herr frug nach Euch; dann hob er seine Hand und schwor in Mannestreue, wenn er Euch finde, wolle er Euch mit dem Schwert durchbohren; die Ritter, die bei ihm waren, schwuren auf gleiche Art." Als Suso um die Ursache fragte, erwiederte der Bruder: „Dem Herrn wurde hinterbracht, Ihr hättet ihm seine Tochter, wie auch viele Andere, verrückt gemacht, und diese seien nun durch ihre seltsame Lebensweise so wunderliche Geschöpfe, daß es auf der Welt nicht ihres Gleichen gebe. Dann war noch ein anderer grimmiger Mann auch da, und der sagte: „„Er hat einen Raub begangen an meiner lieben Frau; sie zieht nun den Schleier vor und will mich nicht mehr ansehen. Das macht der Mönch und das soll er büßen."" Man sieht an diesem alten Bilde, daß nichts Neues geschieht unter der Sonne. Wie schwere Mühe es die Schwestern von Adel zuweilen gekostet, sich aus den Armen ihrer Eltern loszureißen, belegt die Verfasserin mit einigen Beispielen, die mit zur Sittenschilderung jener Zeit gehören. Elisabeth Staglin, die viel Schönes von ihren seligen Schwestern aufzeichnete, hat in ihrem Manuskript nur einmal ihres Namens gedacht; sie wollte ihr gnadenvolles Leben und reichbegabtes Wesen mit dem Schleier ewiger Verschwiegenheit bedecken; aber ihr geistlicher Vater Heinrich Suso hat in seinen Schriften viele merkwürdige Züge von ihr erhalten. Die Gottselige endete 1360 ihr Leben, sechs Jahre früher als ihr geistlicher Führer. Bevor Herr Domdekan Greith seine werthvolle Arbeit schließt, bemerkt er: „Haben wir

bis dahin die seligen Schwestern von Töß vorzüglich nach ihrem äußern Leben besprochen, so weit die spärlichen Nachrichten davon reichen, so wären wir nun angewiesen, derselben Quelle folgend, in den blumenreichen Garten ihres innern Lebens einzutreten, um hier die Tugenden zu betrachten, die sie geübt, und die wunderbaren Erscheinungen des mystischen Lebens zu erzählen, welche unter dem milden Sonnenstrahle der ewigen Weisheit aus diesen Tugendblüthen aufgeduftet. Da aber dieser Gang uns auf ein weiteres Gebiet führen würde, als wir in diesen Blättern zu betrachten vorgenommen, muß die daherige Schilderung einer größern Arbeit und freundlicher Muße überlassen werden. Die heilige Hildegard erblickte einst in einem ihrer Gesichte „den Thurm der Weisheit, der noch nicht vollendet war"; unter den Händen der Arbeiter wuchs jedoch der Bau immer höher an. Am Fuße des Thurmes erhoben sich die Menschen gewöhnlicher Wissenschaft, die der Verstand ermittelt; sie gingen und kamen, vermochten aber weder in das Innere hineinzudringen, noch auf des Thurmes Zinne sich zu erheben. Nur Diejenigen, deren Vernunft von der göttlichen Liebe getragen war, drangen hinein, setzten sich in weißen Gewanden auf die verschiedenen Stufen des himmlischen Gebäudes und stiegen bis zu seinem Gipfel hinauf, der selbst immer höher zu den Wolken des Himmels emporstrebte. Auf dem Wege der Heiligung sind die Schwestern von Töß in das Innere dieses Thurmes der ewigen Weisheit eingedrungen, haben sich auf seiner Wendeltreppe von Stufe zu Stufe immer höher erhoben, und was sie auf hohem Söller an dem Himmel geschaut und von ihm herab vernommen, mag wohl Denen als Thorheit erscheinen, die, noch am Fuße des Thurmes arbeitend, nicht weiter sehen, als ihr irdisches Auge reicht. Allein die Seele hat ein Auge auch für das Ueberirdische, das um so klarer in die Sphären des Ewigen schaut, je mehr der irdische Lichttag untergeht." (Papierhandschrift in Kleinfolio, Anfang des XV. Jahrhunderts, in der Handschriftensammlung der St. Gallischen Stiftsbibliothek, Nummer 603.)

Helena von Gléresse, Nonne von Montorge. Im Mittelalter erweckte Gott zwei Männer, Franziskus und Dominikus, welche der vielfach bedrohten Kirche mächtige Dienste leisteten und sie auf den Gipfel ihrer Herrlichkeit stellten. „Es ist ein wunderbares Ding," sagt ein alter Schriftsteller, „zwei arme

Männer zu sehen, schlecht gekleidet, ohne Macht und Ansehen unter den Menschen, welche die Welt unter sich theilen und es unternehmen, sie zu überwinden." Und diese Erzväter der beiden großen Orden haben die Welt überwunden durch die Liebe und die Wissenschaft, die in ihrer innigen Umarmung sich mit einander verbanden. Franziskus und sein Orden, von der Gluth der Seraphim entzündet, gossen die Liebe in mächtigen Strömen über die Welt aus; Dominikus und seine Kinder, mit dem Lichtglanze der Cherubim umgeben, verscheuchten mit der Fackel der Wissenschaft, des lebendigen Wortes und Beispieles die Finsternisse und verbreiteten auf Erden die göttliche Wahrheit. Die beiden großen Familien dieser Ordensstifter blieben auch im Laufe der Jahrhunderte, wie bei ihrem Entstehen, auf das Engste mit einander verbunden, sie haben gemeinsam gebetet, gemeinsam gearbeitet, gemeinsam geduldet und ihr Blut zum öftern im gemeinsamen Marterthum für die heilige Kirche vergossen. Darum rief auch Sixtus IV. nach zwei Jahrhunderten staunend aus: „Die zwei Orden haben, gleich den zwei Hauptströmen des Paradieses der Wonne, das Land der allgemeinen Kirche mit ihrer Lehre, mit ihren Tugenden und mit ihren Verdiensten getränkt und machen es noch täglich fruchtbarer. Sie sind die beiden Seraphim, die auf den Flügeln einer erhabenen Beschaulichkeit und mit der Liebe der Engel über alle irdischen Dinge emporgehoben, durch die eifrigen Lobgesänge Gottes, durch die Verkündung der unermeßlichen Wohlthaten Christi in seiner Erlösung die Speicher der Kirche unaufhörlich mit den vollen Garben der reinsten Ernte von Seelen füllen, die durch das kostbare Blut Jesu Christi erlöst wurden." — Allein nicht nur in frühern, sondern auch in spätern Zeiten trieb der Stammbaum des heiligen Franziskus, dessen Aeste sich weit verzweigten, seine Blüthen und Früchte. Wie viele Ordenshäuser beiderlei Geschlechtes sind am Ende des sechszehnten und beim Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts in den Schweizerlanden gegründet worden, um das sinkende Christenthum neu zu beleben. Und, um im Einzelnen zu reden, haben die Töchter des heiligen Ordensstifters, nämlich die Tertiarinnen, nicht überall, wo sie eine Zufluchtsstätte fanden, Heil und Segen verbreitet? Gehört nicht auch zu diesen das Gotteshaus zu Montorge in Freiburg? Kaum hatte dieses Herr Jakob Wallier (s. d. Art.) gegründet, da eilten

Töchter höhern und niedern Standes zu diesem stillen und einsamen Hause, um in demselben ihr Leben Gott zu weihen. Einige erreichten darin ein hohes Alter, Andere vollendeten darin nach kurzer Zeit, indem sie schon für den Himmel reif waren. Unter die Letztern gehört auch das Fräulein Helena Gléresse. Sie wurde 1625 geboren; ihre Eltern, Nikolaus von Gléresse und Elisabeth Vögelin (Fügely), blickten mit Wohlgefallen auf ihre Tochter, die schön an Körper und Geist heranblühte. Diese, von Kindheit an fromm und gottesfürchtig, und um die Bewahrung ihrer Keuschheit besorgt, verehrte täglich die himmlische Gottesmutter, und rief sie um Hülfe und Beistand an, um ihre Tugend rein und makellos bewahren zu können. Als sie das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, wollten sie die Eltern standesgemäß verheirathen, sie aber erklärte, sie sei schon versprochen und dürfe nur dem Erwählten die Hand reichen. Verwundert erkundigten sich jene nach ihrem Bräutigam, erfuhren aber bald, wer derselbe wäre. Als fromme und gottesfürchtige Eltern wollten sie das Gewissen ihrer Tochter nicht beeinträchtigen und überließen ihr die freie Standeswahl. Am 2. Heumonat 1635 verließ Helena das väterliche Haus und ging als Kosttochter in das Kloster Montorge. Ihren Beruf zum klösterlichen Leben beurkundete sie mit einer Empfehlung, die nichts zu wünschen übrig ließ; darum überreichte man ihr nach einem Jahre den Schleier. Sie bewährte sich während des Probejahres als ein wahres Muster der Vollkommenheit, beobachtete die Regel und Ordenssatzungen auch im Kleinsten, gehorchte ihrer Oberin sehr gewissenhaft und übte sich in den Tugenden der Demuth, der Abtödtung und Selbstverläugnung. Sie beobachtete genau das Stillschweigen und war immer froh und aufgeheitert, obschon der Tod in ihren Eingeweiden wühlte. Sie besorgte nur, vielleicht sterben zu müssen, bevor sie die heiligen Gelübde abgelegt hätte. Die Vorsteherin des Klosters tröstete sie liebreich und sprach zu der Beängstigten, der heilige Franziskus werde ihre Bitte noch erhören, was sich auch erwahrte. Am Tage ihres seligen Todes, den 2. Heumonat 1637, ließ sie sich am Morgen in die Kirche tragen, wohnte der heiligen Messe bei, empfing mit himmlischer Freude die heiligen Sakramente und legte in die Hände des Abtes von Altenryf (Wilhelm III., Mönnat von Romont, ein frommer Ordensmann)

die heiligen Gelübde ab. Darauf trug man sie wieder ins Krankenzimmer, in welchem sie nach einigen Stunden ihre schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers übergab. Die Verfasserin dieser Zeilen endet mit den Worten: „O glücklicher Tod, der einem so heiligen Leben entspricht! O unvergleichliche Seligkeit, die in der Unschuld lebt und endet! Laßt uns leben, wie sie gelebt, damit auch wir sterben, wie sie gestorben ist. Möchte meine Seele den Tod der Gerechten sterben!" (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Hermagoras, der heilige, Bischof von Aquileja, Martyrer (s. d. Art. Bd. I. S. 317). Aquileja, an dem adriatischen Meere gelegen, einst der Sitz der Patriarchen, war eine große Stadt und ward zur Zeit Marcus Aurelius das zweite Rom genannt. In dieser blühten Handel und Gewerbe, und sie zählte, als sie im Jahre 452 von Attila zerstört wurde, 100,000 Einwohner, während sie jetzt deren kaum 2000 hat. In den verschiedenen Zeitläufen wurde sie hart mitgenommen und die Bollandisten bemerken richtig: „Es gebe nichts Dauerhaftes und Ewiges unter der Sonne, was von Menschenschöpfung herrühre; was aber dieser Stadt noch einen besondern Glanz verleihe, sei das Andenken zweier glorreicher Martyrer, nämlich des heiligen Hermagoras und des heiligen Fortunatus, seines Diakons. Hermagoras war ein Deutscher von Geburt und Bürger von Aquileja. Als der heilige Markus, der Evangelist, dahin kam, um Gottes Wort zu predigen, wirkte er viele Wunder und bekehrte eine Menge Einwohner zum christlichen Glauben, unter denen auch Hermagoras sich befand. Nachdem er sich in Aquileja einige Zeit aufgehalten hatte, ergriff er wieder den Wanderstab, um andern Städten das Evangelium zu verkünden. Als die Einwohner die Abreise des Apostels wahrnahmen, sammelten sie sich und riefen: „Was haben wir Böses gethan, oder worin gesündigt, daß du uns verlassen willst? Gib uns einen Hirten!" „Wählet," sprach der Heilige, „einen bewährten christlichen Mann aus eurer Mitte." Das Volk bezeichnete den Hermagoras, einen Mann von rechtschaffenem und heiligem Wandel. Der Gewählte ging mit dem heiligen Markus zu dem Apostelfürsten nach Rom, und wurde von diesem zum Bischofe gesalbet. Petrus schenkte ihm den Hirtenstab, welcher annoch in Aquileja aufbewahrt und gezeigt wird. Mit

apostolischem Muthe machte sich Hermagoras an's Werk, stärkte und befestigte seine Heerde im Glauben und streute dann mit seinen Jüngern auch in andern umliegenden Provinzen den Samen des Heiles aus. Sehr wahrscheinlich lenkte er seine Schritte zu dem Alpenvolke in die Thäler des Veltlin, Tessin und Bündens, und die gelehrten Geschichtskundigen, wie Notker, Eichorn, Guler (Rhæt. p. 66), Lavizzari (Mem. Hist. della Valtellina, p. 19) und Andere halten ihn nicht ohne Grund für einen Schweizerapostel. Als der heilige Lucius nach Bünden kam, traf er daselbst schon einige Christen an. Wer hat den ersten Samen des Christenthums dahin verpflanzt? Wohl Niemand anders als Hermagoras und dessen Jünger. Erwiesen ist es, daß er und seine Schüler in Veltlin und Tessin gepredigt haben. Lange aber konnte der hl. Bischof in den Schweizerlanden sich nicht aufgehalten haben; denn die Pflicht rief ihn zu seiner Heerde zurück. Der blutlechzende Kaiser Nero, der damals auf dem Throne der Cäsaren saß, schickte den Sevastus als Statthalter nach Aquileja. Hermagoras, hievon in Kenntniß gesetzt, sammelte seine Geistlichkeit und sprach: „Brüder, nehmen wir unsere Zuflucht zum Herrn; denn sehet, der Teufel nahet sich, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und Alles zu verschlingen droht." Er hatte wahr gesprochen; denn kaum war der Statthalter angekommen, so verklagten die Götzenpfaffen den frommen Bischof bei ihm als Verächter ihrer Götter und als Verführer des Volkes. Sevastus ließ den Heiligen gefesselt sich vorstellen und sprach zu ihm: „Du bist sehr verwegen, daß du das Volk von den unsterblichen Göttern abziehest; weißt du nicht, daß ich von meinem Kaiser Befehl habe, Männer und Weiber, die sich Christen nennen, zu peinigen und im Falle der Widersetzlichkeit zu tödten?" Hermagoras bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und erwiederte: „Auf Befehl meines Herrn Jesu Christi bin ich Bischof dieser Stadt; er befahl mir, das Evangelium zu predigen, damit Alle, die der Teufel in seinen Fallstricken gefangen hält, zur Kenntniß der christlichen Wahrheit gelangen möchten. . . . Ich fürchte deine Drohungen nicht und werde nie den Göttern opfern." Darauf ließ ihn der Wütherich aufhängen, grausam geißeln, die Seiten und die Brust mit glühenden Eisen brennen; er aber überstund glorreich diese Marter, frohlockte in Gott seinem Herrn, und das Volk pries den Gott der

Christen, der seinen Diener sichtbar gestärkt hatte. Alsdann wurde er in den Kerker geführt, wo er einige Tage schmachtete, Kranke, die zu ihm gebracht wurden, heilte, und noch einige Heiden bekehrte. Die Götzendiener wandten indessen alle Mühe an, den Statthalter zur Hinrichtung des Heiligen zu bewegen; weil er aber einen Aufruhr befürchtete, da der größere Theil der Stadt aus Christen bestund, wollte er dieses nicht öffentlich geschehen lassen und schickte daher den Henker in den Kerker, der in der Nacht auf den 12. Heumonat den heiligen Hermagoras enthauptete. Mit ihm wurde auch sein Diakon Fortunat hingerichtet. Der heilige Prälat hatte ihn in den Kerker berufen; denn Fortunat liebte ihn sehr, war beständig in seiner Nähe, und vermuthlich hat er auch mit ihm in den Schweizerlanden den Samen des Evangeliums ausgestreut. Pontian, der Kerkermeister, ein eifriger Christ, war bei der Hinrichtung der heiligen Blutzeugen anwesend, nahm die Körper und ließ sie außerhalb der Stadt auf dem Landgut der seligen Wittwe Alexandra beisetzen. In Folge der Zeiten fand die Erhebung ihrer Gebeine statt, die an verschiedene Orte hingekommen sind. Das römische Martyrolog gedenkt des heiligen Hermagoras und dessen Diakon am 12. Heumonat. (Cf. Bolland. Acta Ss. T. III. Julii, p. 249—257.)

Hermenoald, Mönch von Bobbio, s. Attala.

Hetto, Bischof von Basel, aus der Familie der Grafen von Sulgau abstammend, geboren 763, ward, kaum fünf Jahre alt, in das berühmte Kloster Reichenau gebracht, um unter der Aufsicht frommer und gebildeter Ordensmänner in den weltlichen und göttlichen Wissenschaften unterrichtet und fromm und tugendhaft erzogen zu werden. Wir wissen von ihm, daß er vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl der Schule dieses Klosters vorstund; von seiner Lehrtüchtigkeit zeugen dessen Schüler, Tatto, Erlebald, Wetin, Reginbert und andere Lichter der Reichenau. Als Karl der Große von Rom, mit der Kaiserkrone geschmückt, nach den deutschen Landen zurückkehrte, betraute er den gelehrten und frommen Abt Hetto mit dem Bisthum Basel [1]); derselbe blieb aber dabei zugleich Abt von Rei-

[1]) Vor Hetto regierte Waldo, Abt der Reichenau, Karls des Großen Beichtvater, und wurde ebenfalls vor ihm auf den Bischofsitz von Basel erhoben. Er leitete nur sechs Jahre diese Kirche; denn durch Krankheit und andere Wider-

chenau. Der Kaiser schätzte den Gottesmann sehr hoch, weil er wohl einsah, daß er der Geistlichkeit als Muster voranleuchten würde; er zog ihn öfters zu Rathe, übertrug ihm eine Gesandtschaft an den byzantinischen Hof, ertheilte ihm die Fürstenwürde und setzte ihn zum Herrn über die Stadt Basel. Wie vertraut Hetto (auch Otto I. genannt) mit seinem hohen Gönner lebte, zeigt eine Stelle aus dessen Leben. Da einst die griechischen Gesandten vor Karl erschienen, stand dieser an einem hellen Fenster, an seinen lieben Hetto gelehnt, blitzend von Gold und Edelsteinen. Und als er drei Jahre vor seinem Tode (811) den letzten Willen ordnete, wird nebst einer Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Grafen auch Hetto von Basel als Zeuge genannt. Der für die Kirche Gottes eifrige Hirt baute die Kathedrale zu Basel und die Kirche zu Reichenau neu auf und verfaßte 25 Satzungen für die Geistlichkeit seines Sprengels. In seinem hohen Alter legte er den wohlgeführten Hirtenstab nieder (822—823), entsagte allen seinen Würden und lebte bis zu seinem Tode (833) im Kloster Reichenau, wo er sich nur den Wissenschaften und der Betrachtung göttlicher Dinge widmete. Hetto ist der Verfasser mehrerer Schriften, aber leider ist nur Weniges auf uns gekommen, nämlich die Schrift: „De Visione Welini" (s. Neugart, episc. Const. T. I.; Eginonis I., de vir. illustr. Augiæ div. in Pezii thesaur. Anecdot. T. I. p. 636—37; Achevy, spicil. nov. T. I. p. 584—86 etc. etc.)

Hippolyt, Abt von Condat im Juragebirge, um das Jahr 739. Diesen schätzte Pipin der Kurze als einen frommen, eifrigen und wissenschaftlich gebildeten Ordensvorsteher hoch, erklärte sich seiner Verdienste wegen offen als warmen Beschützer des Klosters Condat und schickte seinem Freunde beträchtliche Summen, vermittelst deren er in Stand gesetzt wurde, wichtige Ausbesserungen in seinem Kloster vorzunehmen, und und unter andern den schönen Kreuzgang zu bauen, welcher zu

---

wärtigkeiten erschöpft, entsagte er der Würde und begab sich in das Kloster St. Denys bei Paris, um seine übrigen Tage der Beschauung zu weihen. Im Jahre 810 ereigneten sich zwei Sonnenfinsternisse; Karl begehrte hierüber, da die Meinungen verschieden lauteten, vom Einsiedler Dungal durch Waldo von St. Denys Aufschluß. Der hochverdiente Mann starb um das Jahr 811. (Siehe diesen Artikel Bd. I. Seite 367 ff.)

der St. Peterskirche führt und diese mit dem Kloster verband. Pipin, der den heiligen Abt immer höher schätzte, machte ihn zu seinem Vertrauten, zog ihn in allen wichtigen Reichsangelegenheiten zu Rathe und erkannte gar wohl, daß er dessen Beistand bedürfe, um weise und glücklich zu regieren. Als Papst Stephan II. (752–757), vom Longobardenkönig Aistulf hart bedrängt, vergeblich den oströmischen Kaiser um Hülfe gebeten hatte, wandte er sich an Pipin und flehte ihn um Beistand an gegen die Uebergriffe des übermüthigen Herrschers. Abt Hippolyt unterstützte des heiligen Vaters Ansuchen, und auf sein Zureden zog Pipin zum zweiten Male nach Italien, um den wortbrüchigen König, der Rom wieder bedrängte und ringsum Alles verwüstete und zerstörte, zu demüthigen. Als er mit seinen Mannen in Italien erschien, eilte Aistulf nach seiner festen Hauptstadt Pavia, aber langer Widerstand war fruchtlos; er mußte Frieden machen und die frühern Bedingungen sich gefallen lassen. Da erschienen zwei oströmische Gesandte vor Pipin und suchten ihn durch Bitten, Geschenke und Versprechungen zu bewegen, Ravenna und das übrige Exarchat dem Kaiser zu übergeben. Pipin aber erwiederte: „Nicht um des Kaisers wegen bin ich zweimal über die Alpen gestiegen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren und der Vergebung meiner Sünden willen. Was ich einmal dem heiligen Petrus dargebracht habe, das soll ihm bleiben, und nicht um die Schätze der ganzen Welt werde ich mein eidlich gegebenes Wort brechen.“ Mit diesem Bescheid kehrte die Gesandtschaft des Kaisers Copronymus heim. — Jetzt begaben sich die Franken und Longobarden nach dem Exarchat und der Pentapolis und ließen sich die Schlüssel der Städte überreichen. Diese und die vom Könige Pipin ausgestellte Schenkungsurkunde wurden in der St. Peterskirche niedergelegt und dessen Stellvertreter, dem heiligen Vater, und allen seinen Nachfolgern für ewige Zeiten das Exarchat und die Pentapolis theils geschenkt, theils zurückgegeben; denn, wie wir wissen, gehörten zum Erbtheil des heiligen Petrus (Patrimonium S. Petri) viele Besitzungen in Italien; daher sprechen die Quellen stets von einer Rückgabe Pipins [1]). — Nachdem der fränkische Herrscher

[1]) Mit dieser dem heiligen Petrus gemachten Schenkung hat sich Pipin um das fortlebende oberste Hirtenamt des Apostelfürsten, d. h. um den Primat des

die Ordnung in Italien hergestellt hatte, rief er 757 zu Compiègne (in der Isle de France an der Oise) die französische Na-

---

römischen Stuhles ein wesentliches, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben, das über die Person des damaligen Inhabers, Stephan II., hinaus sich auf alle zukünftigen Zeiten erstreckt. Nach dem Einsturze des römischen Reichs mußte die Vorsehung für ein Mittel sorgen, die Selbstständigkeit des ersten Sitzes der Christenheit gegen Abhängigkeit und Unterjochung durch mächtige und ungerechte Inhaber weltlicher Gewalt zu schützen. „Denn so lange," wie Abbé Fleury schreibt, „das römische Reich noch als solches bestand, umschloß es in seiner ungeheuern Ausdehnung fast die ganze Christenheit; nachdem aber Europa in verschiedene von einander unabhängige Fürstenthümer sich getheilt, so mußte der Papst, wenn er nicht selbst auch ein unabhängiger Landesherr war, der Unterthan irgend eines andern sein; dieses aber wäre ein Mißstand gewesen, welcher der Vereinigung und Unterwerfung Aller unter ihn, als das gemeinsame, geistliche Oberhaupt, unstreitig sehr hinderlich gewesen sein und zu immerwährenden Spaltungen Anlaß gegeben haben würde. So darf man es denn als eine Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten, daß der Papst sich unabhängig und als Herrn eines hinreichend starken Staates sieht, dessen Unabhängigkeit zu unterdrücken die übrigen unumschränkten Fürsten nicht leicht wagen dürfen. Aber gerade dadurch wurde der Papst desto freier in der Ausübung seiner geistlichen Macht, und in den Stand gesetzt, die übrigen Bischöfe desto leichter bei ihrer Pflicht zu erhalten." — Es ist daher eine von den unzähligen irrigen Ansichten, als habe der heilige Vater das Recht, der weltlichen Herrschaft zu entsagen; er hat dieses Recht deßhalb nicht, weil der Kirchenstaat nicht sein persönliches Eigenthum ist: der heilige Vater ist nur der Verwalter, und als solcher darf und kann er das der Kirche gehörige Gebiet nicht wegschenken. „Der Kirchenstaat," sagt Herr Krebs, „ist ein in seiner Art einziger Staat; sobald der heilige Vater den Stuhl Petri besteigt, übernimmt er auch die Verpflichtung, den Kirchenstaat als eine nicht blos italienische, sondern als eine europäische, als eine der ganzen Welt angehörige, mit Einem Worte: als eine katholische Schöpfung zu verwalten. Der Kirchenstaat, jene nothwendigste Schöpfung aller Schöpfungen, wird bestehen, so lange die Kirche besteht; dieselben Stürme, die gegen das Gebäude der Kirche losgebrochen sind, haben auch den Kirchenstaat zu vertilgen gesucht; aber sie sind vorübergezogen und haben diejenigen begraben, die den frevelhaften Kampf mit der Vorsehung gewagt haben." — Die Erhaltung der Kirche und des Kirchenstaates ist eine der wundervollsten Erscheinungen: wo ist eine Herrschaft, die so viele Jahrhunderte, so viele Stürme aufzählen kann? Sie hat die früheren Reiche untergehen, die jetzigen entstehen gesehen; sie ist älter als alle Reiche Europas, als alle Reiche der Erde. Ihre Feinde (und deren sind unzählige bis auf Pius IX.) sind die Feinde der Kirche; ihr Kampf ist der Kampf gegen den unerschütterlichen Felsen, und von ihnen gilt daher auch das Wort: „Wer auf diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden, und auf wen dieser Stein fällt, den wird er zermalmen." Möchten die jetzigen Herrscher Sardiniens und Frankreichs diese Worte zu Gemüthe führen!

tion zu einer Generalversammlung zusammen, welche nach dem Gebrauche der damaligen Zeit aus Bischöfen und Adeligen bestund. Auch unsern Abt Hippolyt im Juragebirge ließ der König einladen; er folgte dem Rufe seines hohen Gönners und wohnte der Versammlung inmitten der Bischöfe bei. In dieser Versammlung empfing Pipin die Orgel, die der orientalische Kaiser mit noch andern Geschenken geschickt hatte. Auf diesem Concil erfuhr man auch, daß der König beständig Reliquien bei sich trage. Endlich wurden 18 Artikel abgefaßt, die größtentheils auf die Ehe sich bezogen. Es gab mehrere Fälle, wo man Männern oder Frauen zur Strafe der Blutschande nicht gestattete, sich zu verehelichen. Wurde die Vollziehung der Ehe angestritten, so glaubte man dem Manne mehr als der Frau. (Disch, Concilien-Lexikon, Augsburg 1843.) Der heilige Hippolit hatte sich in dieser Versammlung allgemeine Achtung erworben, sein Ruf verbreitete sich über die Frankenlande hinaus, und er ward sofort auf den bischöflichen Stuhl von Belley erhoben. Die Wahl geschah durch den Klerus von Belley; er durfte dieser nicht widerstehen, obwohl er seine liebe Einsamkeit dem Bisthum vorgezogen hätte. Die Brüder trauerten über die Abreise ihres geliebten Vaters; aber er sprach zu ihnen Worte des Trostes und setzte Wulfred, einen verständigen und religiösen Mann, zu seinem Nachfolger ein [1]). Er führte einige Jahre den Krummstab als ein frommer und weiser Hirt, weidete in aller Sorgfalt die ihm anvertraute Heerde, besserte den Klerus und legte dann, das Alter und die kommende Ewigkeit fühlend, sein Amt nieder. Nach Angabe des Abbé Migne kehrte er nach Condat zurück, wo er in stiller Abgeschiedenheit seine letzten Tage heiligte, bis ihn sein Schöpfer gegen das Jahr 760 zu sich rief. In dem Heiligenkalender steht sein Name am 20. Wintermonat. (Annales catholiques de Génève.)

Humbeline Granger, Priorin von Collombey (Wallis). Diese gottselige Frau gehört zwar zur neueren Zeit,

[1]) Wulfred stand dem Kloster nur sechszehn Monate vor; ihm folgte Richard, der nur dem Namen nach bekannt ist; dann Bertrad, der unter Karl dem Großen die Abtei leitete; auf diesen folgte der ehrwürdige Anthelm, der jedoch nicht mit jenem zu verwechseln ist, dessen Leben wir im ersten Bande unter dem Artikel „Anthelm, der heilige, Bischof von Belley," beschrieben haben.

verdient aber in den Annalen ihres Klosters ein würdiges Andenken, weil sie die zweite Stifterin desselben genannt werden kann, indem ohne sie das Gotteshaus von Collombey nach Aufhörung der französischen Herrschaft kaum mehr hergestellt worden wäre. Gottes weise Leitung hatte sie in jenes Kloster geführt, um zur Zeit der Bedrängnisse selbes vom gänzlichen Verfall zu retten. Humbeline wurde 1770 zu Troistorrens geboren und gehörte einer reichen, aber frommen Bauernfamilie an. Von zarter Jugend an floh sie die Sünde; sie hatte ein zärtliches Verlangen, sich Gott zu weihen und bat oft ihre Eltern, sie in dem Kloster Collombey unterzubringen. Die verständigen Eltern willfahrten ihrem Verlangen, führten sie, als selbe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, in das Frauenstift von Collombey und legten ihr keine Hindernisse in den Weg, den Schleier zu nehmen. Wie glücklich schätzte sich die junge Tochter in diesem Gotteshause! sie sah all' ihre Wünsche erfüllt, und ihr Herz frohlockte im Herrn. Der Convent sammelte sich, beschloß, in Hinsicht ihrer Jugend Humbeline noch ein Jahr in das väterliche Haus zurückzuschicken und so zugleich ihre Standhaftigkeit zu erproben. Die Jungfrau gehorchte, blieb ein Jahr bei ihren Eltern und stellte sich nach Ablauf desselben wieder zur Aufnahme ein. Jetzt nun ward ihr das Ordenskleid gereicht; sie zeigte sich das ganze Probejahr hindurch desselben würdig, und wurde daher nach Vollendung ihres Noviziats zur Ablegung der heiligen Gelübde einstimmig zugelassen. Die neue Ordensschwester war so demüthig, bescheiden, tugendhaft und liebevoll, daß die Schwestern zu einander zu sagen pflegten: „Der Himmel hat uns in dieser Jungfrau einen köstlichen Schatz anvertraut, der im Stande ist, unserem Gotteshause Großes zu leisten.“ Und der Convent betrog sich nicht; denn Humbeline hatte einen aufgeweckten und gesunden Verstand, einen scharfen Blick in die Zukunft und besaß alle Eigenschaften, dem Kloster vorzustehen. Als die Schwester Euphrasine Riche ihre Amtszeit vollendet hatte, versammelten sich die Frauen zur Wahl einer neuen Oberin, und unsere Humbeline ging 1806 aus der Wahl als Gewählte hervor. Sie entschuldigte sich, einem so wichtigen Amte nicht vorstehen zu können; aber man erwiederte ihr, die Zeiten seien kritisch und verhängnißvoll, das Kloster sei vielfach bedroht und es setze all seine Hoffnung auf ihre weise Leitung. Ohne eine Widerrede

fügte sie sich dem Wunsche ihrer Mitschwestern, leitete einige Jahre mit weiser Vorsicht den Convent, bis endlich der Sturm der Verfolgung über sie und ihre Mitschwestern hereinbrach. Als Wallis im Wintermonat 1811 dem französischen Reiche einverleibt wurde, mußte man sich auf Alles gefaßt machen und die Aufhebung der Klöster im Rhonethal stund in Aussicht, weil die religiösen Körperschaften in Frankreich ebenfalls aufgehoben worden waren. Die Frauen in Collombey lebten in beständiger Furcht und erwarteten mit jedem Tage das Auseinandergehen. Wirklich erschienen am 17. Jänner 1812 zwei Abgeordnete der Regierung, die Herren Dufay und Delacoste, ihnen die Anzeige zu machen, das Kloster sei aufgehoben; zugleich verboten sie, im Kloster zu läuten, das Officium zu singen, die heilige Messe zu lesen, das hochwürdige Gut im Tabernakel aufzubewahren und nahmen, was sich im Kloster vorfand, in Beschlag. Die Oberin ließ das heiligste Sakrament in das Krankenzimmer übertragen; dort warfen sich die Frauen auf die Kniee und baten den göttlichen Bräutigam um Schutz und Hülfe. Nach einigen Tagen kam ein von der Regierung abgesandter französischer Offizier in das Kloster und überreichte den Conventualinnen, welche sich außerhalb des Distrikts von Monthey begeben wollten, einen Reisepaß. Fast zur nämlichen Zeit kam Herr Dufour und bedeutete ihnen, es sei Allen verboten, außerhalb des Klosters im Ordenskleide zu erscheinen. Am 24. Hornung 1812 zogen die Schwestern im Angesichte einer ungeheuern Volksmenge, welche die Neugierde herbeigezogen hatte, aus ihrer Einsamkeit. Beim Herausgehen übergab die Oberin die Schlüssel des Klosters dem Herrn Benjamin de Rivaz, der von der Regierung dieselben abzunehmen bestellt war. Arm und verlassen gingen die Frauen auseinander, und die geringen Habseligkeiten, die sie mit sich nahmen, wurden ihnen theilweise auf dem Wagen entwendet. Man hatte ihnen am Tage des Scheidens aus dem Kloster hundert Franken einzuhändigen versprochen, aber erst nach einem Monat wurde dieses Versprechen erfüllt. Zudem wurde allen Schwestern, welche die Gelübde abgelegt hatten, ein Jahrgehalt von fünfhundert Franken zugesichert; andere Personen des Hauses aber, welche das sechszigste Jahr nicht überschritten, erhielten dreihundert Franken. Die französische Regierung zahlte sehr saumselig und schuldete noch einen großen Theil bei ihrem

Abzug. Einige Schwestern, die arme Anverwandte hatten, mußten deßwegen große Noth leiden. Unsere Humbeline zog sich nach Troistorrens zu den Ihrigen zurück, die Andern zerstreuten sich in verschiedene Gegenden; Alle führten einen religiösen Wandel, empfingen oft die heiligen Sakramente, Einige besuchten zuweilen weinend ihr ehemaliges Kloster, in welchem nun arme Leute wohnten. Die Lage der Nonnen war drückend und bedauernswürdig; allein die Oberin Humbeline verlor den Muth nicht und sagte zu ihren Töchtern, welche sie besuchten oder denen sie schrieb: „Vertrauet auf den Herrn und zaget nicht; ich lebe der besten Hoffnung, daß wir bald in unser Gotteshaus wieder einziehen dürfen.“ Ihr Vertrauen kannte keine Grenzen, und als die Oesterreicher ins Wallis einrückten und die französischen Angestellten im Christmonat 1813 abzogen, da wurde sie im Gottvertrauen noch mehr befestigt. Schon Anfangs Jänners 1814 schrieb sie an den hochwürdigen Bischof Joseph Xaver von Preux (1807—1817) und bat ihn, er möchte gefälligst die Rückkehr der Nonnen in ihr Kloster sammt der Rückgabe ihrer Güter bewilligen. Der hohe Prälat billigte ihr Ansuchen, lobte ihren Eifer, fand aber für gut, mit der Rückkehr noch zu zögern, bis die Regierung entschieden hätte. So befriedigend diese Antwort schien, so erkannte Humbeline nur zu wohl, sie müsse die Sache mit allem Ernst betreiben, um zum Ziele zu gelangen. Am 10. Hornung reiste sie zu Fuß nach Sitten, begab sich zu Seiner bischöflichen Gnaden von Preux und übergab ihm nachstehenden Brief: „Hochwürdigster Bischof! Die Nonnen des Klosters St. Joseph von Collombey nehmen ihre Zuflucht zu Ihnen, werfen sich vor Ihnen nieder und bitten Sie kniefällig, Sie möchten ihnen die Wiedereröffnung ihres Klosters verschaffen, aus dem sie die letzte Regierung gewaltthätig vertrieben hat. Die hohe Schätzung, die sie zu ihrem Stande tragen, die Gelübde, welche sie verbinden, die fortdauernde Sehnsucht, in ihr Kloster zurückzukehren und da gemeinschaftlich zu leben und ihre Pflichten zu erfüllen, hat sie bewogen, diesen Schritt zu thun und Ihnen die demüthige Bitte vorzutragen. Ihr Verlangen steigert sich von Tag zu Tag und führte sie zu Ihnen; sie glauben auch, der Augenblick sei gekommen, daß sie ihren Convent wieder beziehen und die Verwaltung ihrer Güter sammt allem Zugehörigen übernehmen dürften. Was ihnen besonders zu ihrer Rück-

kehr Hoffnung gibt, ist, daß die Regierung von Wallis wieder hergestellt ist. Unser Convent war unter der gleichen Regierung gewährleistet, warum sollte sie uns heute hindern, in unser Kloster einzuziehen und unsere Pflichten zu erfüllen, da die Gesetze von 1810 wieder in Kraft treten? Unsere Güter, die man uns entzog, befinden sich in den Händen des Staates; aus diesen versprach man uns den Jahrgehalt zu geben, und die Güter gehören daher unserem Stifte an. Wie könnten wir ohne Gehalt und Einkommen unser Leben fristen, wenn man uns erlaubt, in unsern Convent zurückzukehren, aus dem wir verjagt worden sind? Wir brauchen also Geld zur Rückkehr in unsere Besitzungen und Rechte; unser Haus wird von Tag zu Tag baufälliger; es ist die höchste Zeit, daß wir uns sammeln und in dasselbe einziehen; verzögert sich unsere Rückkehr, so können wir die nothwendigen Verbesserungen an den Gebäulichkeiten nicht bestreiten und unser Aufenthalt daselbst wäre in Frage gestellt. Darum, gnädigster Herr! bitten wir Sie inständig, Sie wollen die Rückkehr in unser Haus gefälligst bewilligen und uns zur Besitznahme der alten Rechte behülflich sein. Glauben Sie, daß Sie dabei den Staat in Anspruch nehmen müssen, so thun Sie es auf dem schicklichen Wege und legen Sie der einstweiligen Regierung von Wallis unser Bittgesuch vor, damit unsere Wünsche um so schneller sich verwirklichen. Ohne Ihren Willen, hochwürdiger Bischof! unternehmen wir nichts, weil wir wohl wissen, daß wir ohne diesen nichts thun dürfen; aber wir hoffen auf Gottes und Ihre Hülfe, durch die wir desto eher zum Ziele kommen. Wir bitten Sie, gnädiger Herr! Sie wollen die Gefühle unserer unterthänigsten Unterwerfung gefälligst annehmen, und in tiefster Ehrerbietung gegen Sie nennen wir uns in Jesus Christus Ihre Töchter, die Bernhardinerinnen von Collombey. Im Namen aller Schwestern zeichnet die Schwester Oberin Humbeline Granger." — Der hohe Prälat war mit der Uebergabe dieses Schreibens sehr zufrieden, entließ die Bittstellerin mit der Zusage, er wolle sich bei der Regierung verwenden und für die Klosterfrauen sein Mögliches thun. Humbeline ging selbst zu einigen Mitgliedern der Regierung, wurde auch dort gut empfangen; aber sie konnte vor ihrer Abreise die Bewilligung, ihr Kloster zu beziehen, nicht erwirken; sie mußte noch einige Male nach Sitten kommen und die Sache betreiben. Inzwischen schrieb der

Bischof an die Regierung und ersuchte sie höflichst, der Rath möchte die Wiedereinführung der Nonnen von Collombey in ihr Kloster beschließen. An der Spitze der Regierung stand Herr Baron Eugen Stockalper, ein warmer Freund der Klöster; er sammelte den Rath, las diesem das Schreiben des Bischofes vor, unterstützte dasselbe in warmer Rede, und ohne Widerspruch wurde den Klosterfrauen von Collombey ihr Ansuchen in allen Theilen bewilligt. Am 4. März setzte er den Bischof mit folgenden Zeilen davon in Kenntniß: „Hochwürdiger Bischof! Ich habe die Ehre, Ihnen die Beschlüsse des Rathes der einstweiligen Regierung mitzutheilen. In Betreff des Ansuchens der geistlichen Frauen von Collombey, ihr früheres Kloster beziehen zu dürfen, beschloß der Rath, demselben keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ich bin erfreut über diesen Beschluß und es ist mir sehr angenehm, den geistlichen Frauen dabei einen Dienst leisten zu können. Genehmigen Sie u. s. w." Die Oberin Humbeline freute sich sehr über den glücklichen Ausgang ihrer Bemühungen, begab sich den 11. April 1814 mit einigen zur Arbeit fähigen Schwestern ins Kloster, ließ die Erde des Gartens umgraben, pflanzte darin Kartoffeln und anderes Gemüse, besserte den Chor, die Kirche und die Zellen aus; und als das Volk von Collombey ihre unermüdeten Anstrengungen sah, kam es ihr lobenswerth mit Unterstützung und Geld zu Hülfe. Unter den Wohlthätern zeichnete sich besonders Herr Großkastlan von Lavallaz aus. Die Arbeiten gingen rasch vor sich, und am 4. Christmonat 1815 wurden die Schwestern feierlich in ihren Convent eingeführt. Unter ihnen befanden sich 14 Chorfrauen und zwei Laienschwestern; drei der Erstern waren seit der Aufhebung gestorben, nämlich: Rosalia Maret in Sitten, Scholastika Claret in Troistorrens und Candida Granger in Collombey. Die Annalen des Klosters spenden ihnen ein herrliches Lob, in welchem sie wie Heilige erglänzen. — Die Anzahl der Frauen war jetzt schwach, sie erhielten jedoch bald bedeutenden Zuwachs, indem acht Töchter aus guten Familien schon im folgenden Jahre die heiligen Gelübde ablegten. Das Jahr 1838 war für unsere Humbeline wie auch für das ganze Stift ein überaus freudenreiches. Sie feierte ihr Jubeljahr, und hatte somit seit Ablegung ihrer Gelübde fünfzig Jahre zurückgelegt. Als die ehrwürdige Mutter sich das erste Mal vor dem Altare Gott weihte, strahlte ihr

Angesicht vor Freude und sie bekannte dann späterhin, sie sei von himmlischer Wonne überströmt gewesen; aber was wird sie erst empfunden haben, als sie zum zweiten Male die Gelübde erneuerte? Obwohl vom Alter niedergebeugt, schien sie neu aufzuleben und ihr Angesicht verklärte sich bei ihrer inneren Zufriedenheit. Humbeline war eine sehr tugendhafte Frau, im Umgange lieblich und zuvorkommend und in der Haltung der heiligen Regel gewissenhaft. Ihr Herz flammte vor Liebe zu Gott und in allen Nöthen nahm sie ihre Zuflucht zu Maria. Sie verehrte an allen Samstagen die Himmelskönigin durch eine besondere Andacht; darum erfolgte auch ihr Hintritt an einem Samstag, den 26. Jänner 1850. Sie litt in den letzten Jahren beständig an Engbrüstigkeit; aber je größer die Leiden waren, desto größer war auch ihre Geduld, bis sie endlich der Herr aus diesem Leben in sein Reich versetzte. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Hunna, die heilige, s. Deodat u. s. w.

J.

Jafred, der heilige, Martyrer. Unter den heldenmüthigen Glaubenshelden, welche während der blutigen Christenverfolgungen von den Christen heimlich begraben wurden, ohne daß ihre Namen aufbewahrt worden, und welche dann später durch besondere Fügung Gottes der Verehrung der Gläubigen entdeckt wurden, befindet sich auch der heilige Jafred (Jofred, auch Theofred), ein Soldat aus der thebaischen Legion. Ferrarius berichtet von ihm Folgendes: Als der Kaiser Maximian gegen die thebaischen Soldaten unmenschlich wüthete, flohen viele aus seinem Lager, suchten eine Zufluchtsstätte in dem Gebiet von Turin und ließen sich in den Gegenden am Po nieder. Dahin zog sich auch Jafred zurück, um sich dem schändlichen Götzendienst zu entziehen; aber er ward von den Häschern des Kaisers aufgegriffen und für das Bekenntniß des christlichen

Glaubens getödtet. Die Christen begruben ihn bei dem Dorfe Crizzoli in der Diözese Saluzzo. Seine Grabstätte wurde später durch Gottes Fügung wunderbar entdeckt. Ein Bauer ackerte auf der Anhöhe eines Berges; bei dem Umwenden des Pfluges fielen die Ochsen sammt dem Pfluge in das Thal hinab; sogleich ging er nach der Unglücksstelle und fand die Ochsen sammt dem Pflug unbeschädigt. Wie staunte er, als er sah, daß diese in der Erde scharrten und mit dem Pflugeisen die Grabstätte eines Menschen aufwühlten! Der Bauer machte Anzeige bei der kirchlichen Behörde, welche die Gebeine der Erde enthob, zu deren Ehre auf die Anhöhe eine Kirche erbaute und selbe dort beisetzen ließ. Der gemarterte Gottesfreund wirkte viele Wunder und am ersten Sonntag Augusts strömte das umliegende Volk in Masse zu dessen Verehrung und Anrufung herbei. — Einen andern Bericht gibt uns Herr Wilhelm Baldesan, Domherr von Turin, in der Geschichte der heiligen Thebäer, die er in italienischer Sprache herausgegeben hat. Bei der Auffindung der heiligen Gebeine war es noch nicht entschieden, wer der Verstorbene gewesen sei; da erschien in der folgenden Nacht der Heilige dem Ackersmann, offenbarte ihm seinen Namen und fügte hinzu, er gehöre der thebaischen Legion an, welche Maximian so grausam verfolgt habe. Leider gibt der Erwähnte die Zeit nicht an, in welchem Jahre die Auffindung des heiligen Blutzeugen sich ereignete. Die Calvinisten, die im sechszehnten Jahrhundert die Verehrung der Heiligen bespöttelten, wußten auch die Katholiken zu verwirren, so daß ihre Anhänglichkeit zu dem heiligen Jafred immer mehr erkaltete. Der edle Herzog von Savoyen, Karl Emmanuel I., gab dem Msgr. Antonius, Bischof von Saluzzo, die Anweisung, die heiligen Gebeine in Sicherheit zu bringen. Die Uebertragung nach Revello geschah 1592 oder 1593. Gegenwärtig befinden sie sich in der Kathedrale von Saluzzo. Im Verzeichnisse der Heiligen wird Jafred am 7. Herbstmonat erwähnt. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de l'Architecture sacrée" hat in Genf auf älteren Gemälden und Kunstarbeiten auch den heiligen Jafred gefunden. (Bolland. Acta SS. T. III., September, p. 9—10.)

Jakobäa von Villaz, s. Julia u. s. w.

Jakobäa, Dominikanerin, s. Beatrix u. s. w.

Jakobäa Gertrud MondeResse, Nonne von Collombey (Wallis.) Gute Beispiele sind wie ein guter Samen, sie bringen auf dem Acker Gottes viel Gutes und Edles zur Reife. Besonders wohlthätig wirkt das Beispiel älterer Menschen auf die Jugend zurück, und mit Recht sprach der ehrwürdige Eleazar, als er der Gerechtigkeit wegen den Tod erdulden sollte: „Ich will starkmüthig das Leben verlassen, so werde ich meines Alters würdig erscheinen und den Jünglingen ein heldenmüthiges Beispiel hinterlassen, wenn ich willigen Herzens und wacker für die theuersten und heiligsten Gesetze eines ehrenvollen Todes sterbe." Aber nicht selten wirken auch die Beispiele der Jugend heilsam auf die Aeltern ein; auch von dem jüngern Zweige geht oft eine Kraft aus, welche neues Leben in den absterbenden Stamm gießt und den erkalteten religiösen Eifer wieder anfacht. Dies zeigt die Geschichte und die Erfahrung in religiösen und weltlichen Vereinen. Wir geben hier einige Züge von einer jungen Nonne, von welcher die Annalen des Klosters von Collombey treffend bemerken: „Den 28. Heumonat 1684 schied von uns eine tugendreiche Schwester, die wir in Allem auf dem Wege des Heiles wandeln sahen und die uns stets aufmunterte, ihr auf dem Wege der Heiligkeit und Vollkommenheit zu folgen; thun wir dies nicht, so ist es unsere Schuld und wir müssen es einst bereuen." — Jakobäa Gertrud Monderesse, so hieß die gottselige Jungfrau, stammte aus Siders, war von Jugend auf sehr eingezogen, gottesfürchtig und fromm und pflegte oft zu sagen, sie werde frühzeitig sterben. Fort und fort mit diesem Gedanken beschäftigt, empfand sie einen Ekel an den Weltfreuden und entschloß sich, in einem Frauenstift ihre Tage Gott zu weihen. Erst vierzehn Jahre alt, trat sie in das Kloster von Collombey und bewährte sich da als Muster einer vollkommenen Nonne. Sie starb, 31 Jahre alt, aber heilig war ihr Leben und kostbar ihr Tod. Herr Claudius Berrut, ihr Beichtvater, der bei ihrem Tode anwesend war, wandte sich nach ihrem Hinscheiden an den versammelten Convent, erzählte die Tugenden der Entschlummerten und sagte: „Ehrwürdige Frauen! Ich halte es für Pflicht, Euch Einiges von der seligen Jakobäa Gertrud mitzutheilen, damit Ihr dieses in Eure Annalen aufzeichnet. Ihre vorzüglichsten Tugenden, in denen sie sich beständig übte, waren die Keuschheit, der Ge-

horsam, die Demuth und die Abtödtung. In Ausübung derselben ließ sie der liebe Gott zuweilen eine innere Süßigkeit verkosten, bei welcher ihr Antlitz wie verklärt strahlte uud das Herz in himmlische Freuden sich ergoß. Dabei fehlten ihr aber die innern Leiden nicht und ich darf sie im wahren Sinne des Wortes eine Martyrin nennen; denn sie hat ihr ganzes Leben hindurch gerungen und bis auf das Blut gekämpft. Deßwegen hat der himmlische Bräutigam durch einen frühzeitigen Tod ihren Leiden ein Ende gemacht und sie aus dem Gluthofen der Trübsal befreit. Ihre inneren Qualen waren zuweilen so heftig, daß sie sich äußerlich zeigten. Das Angesicht färbte sich mit einer ungewöhnlichen Röthe und Hände und Füße schwollen an. Oft verbarg sich der liebe Gott vor ihr oder zeigte sich ihr nur kalt; darum meinte sie, sie wandle nicht nach dem Herzen Gottes und ihre heiligen Uebungen wären nur erheuchelt. Aber, meine Schwestern, ich sage Euch, in dieser schönen Seele vereinigten sich alle Tugenden; je größer der Kampf, desto größer war der Glaube. Sie schaute beständig auf Jesus und sein Kreuz und eben da fand sie Trost in ihren Leiden. Der Herr nahm sie in ihrer Jugend hinweg, nachdem sie eine lange und schmerzliche Krankheit überstanden hatte; und wie sie sich während dieser bewährt hat, wisset Ihr und seid Zeugen davon, nämlich: als ein Muster der Geduld und der gänzlichen Ergebung in den Willen Gottes. Jakobäa Gertrud ruhe im Frieden und gedenke unser vor dem Throne Gottes!" (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Jakob Wallier, Stifter des Frauenklosters zu Montorge in Freiburg. Die Entstehung des Gotteshauses zu Montorge (Bisenberg) ist ein Werk der alleitenden Vorsehung, durch welches der seraphische Orden weiter ausgebreitet und verherrlicht wurde. Zur Ausführung desselben ward ein Mann auserkoren, dessen Leben und Thaten in der Geschichte der christlichen Kirche den Gläubigen zur Erbauung aufbewahrt zu werden verdienen: es ist Jakob Wallier, Herr von St. Aubin, gebürtig aus Solothurn, Rathsherr von Freiburg. Seine edlen Eltern, Jakob Wallier, Statthalter von Neuenburg und Valengin, und Barbara von Roll, ließen es sich besonders angelegen sein, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben; sie sandten ihn, nachdem sie die ersten Keime der Tugend und Gottesfurcht in sein

Herz gelegt hatten, auf eine französische Akademie, damit er da nach dem damaligen Tone gebildet und in der Kunst des Ritterthums groß gezogen würde. Da war nun der junge unerfahrene Ritter sich selbst überlassen, gerieth in schlechte Gesellschaften und wandelte einige Zeit auf gefährlichen Wegen. Ein wunderbares Ereigniß mußte denselben vom Abgrunde zurückziehen, dem er zurannte, damit Gottes unerforschliche Absichten an ihm erfüllt würden. Als er noch in Frankreich weilte, begab er sich eines Tages mit einem Jugendfreunde auf die Jagd; sie trennten sich von einander und lauerten auf entgegengesetzten Posten auf Gewild. Auf einmal nahte sich sein Begleiter einem Gebüsche, in welchem er eine Bewegung wahrnahm, feuerte los und traf Herrn Wallier. Der Schuß ging in den Unterleib und in die Füße und traf ihn so gefährlich, daß man anfänglich an dessen Herstellung zweifelte. Er ward sorgfältig gepflegt, blieb jedoch lebenslänglich hinkend. Er mußte lange das Bett hüten und große Schmerzen dulden, aber eben diese Kur brachte ihn zur Selbsterkenntniß; er erkannte seine Verirrungen und sagte zuweilen: „Der Himmel meinte es gut mit mir; ich führte ein zügelloses Leben und würde, wenn dieser Vorfall sich nicht ereignet hätte, auf eine andere Weise ein trauriges Ende genommen haben." Er bewährte sich während seiner schmerzlichen Krankheit sehr geduldig und entschloß sich in derselben, in den Kapuzinerorden zu treten. Zurückgekehrt in seine Heimath, führte er ein sehr frommes Leben, besuchte die Klöster in Solothurn, Luzern, Rapperswyl und Maria Einsiedeln, machte da seine geistlichen Uebungen, wohnte täglich der heiligen Messe an, empfing alle Wochen die heiligen Sakramente und stellte sich so geistig gekräftigt vor die Provinzoberen, um sich für die Aufnahme in den Orden zu melden; diese wurde ihm aus vernünftigen Gründen verweigert. Demzufolge entschloß er sich, obwohl er die Keuschheit zu bewahren angelobt hatte, sich mit einer solchen Gemahlin zu verbinden, die mit ihm ein enthaltsames Leben führen wolle. So hoffte er viel Gutes zu fördern und seine reichen Einkünfte für nützliche Zwecke verwenden zu können. Die Vorsehung führte ihm eine solche zu in der Person der Frau Barbara Progin von Freiburg. Diese war mit Herrn Hauptmann Tobias Gottrau verheirathet, legte nach dessen Tod das Gelübde der Keuschheit ab und lebte nun

mit Fräulein Margaretha Gottrau, Schwester ihres seligen Mannes, die ebenfalls den jungfräulichen Stand gewählt hatte. Als Herr Wallier sich um die Hand der edlen Wittwe bewarb und diese seine heiligen Entschlüsse erkannt hatte, willigte sie freudig in die eheliche Verbindung ein, lud ihren Herrn Bruder, wie sie ihn nannte, ein, nach Freiburg überzusiedeln und da mit ihr zu wohnen. Er that es und sie lebten von nun an mit einander wie Geschwister. Beide wetteiferten in ihrem Wandel auf dem Wege der Vollkommenheit und ihr heiliges Leben erbaute Jedermann; man nannte den Herrn Wallier nur den keuschen Joseph. Sie übten sich in den Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe, indem sie reichliche Gaben unter die Dürftigen vertheilten. Herrn Wallier's aufopfernde Liebe zu den Bedrängten zeigte sich besonders, als 1628 in Freiburg die Pest ausbrach. Der hinkende Mann eilte von Haus zu Haus, pflegte die Kranken mit eigener Hand, unterstützte die Armen mit Kleidern und Nahrung; mahnte zum Empfang der heiligen Sakramente, zum Gebete und zur Buße; man sah ihn zuweilen hastig durch die Straßen eilen und oft kam er ganz erschöpft nach Hause. Um den Armen in Christus Alles zu werden, ließ er eine große und geräumige Küche bauen und den Leidenden Nahrung und Heilmittel bereiten. Obwohl er ein beträchtliches Vermögen besaß, lebte er doch äußerst sparsam und vermied allen unnöthigen Aufwand, so daß sich seine Einkünfte bedeutend vermehrten. Allein, weit entfernt, sein Herz an Güter zu heften, welche vergänglich sind und dem Staube angehören, hielt er sich gewissenhaft an die Mahnung des Heilandes: „Sammelt euch auf Erden keine Schätze, welche der Rost und die Motten verzehren und die Diebe ausgraben und stehlen, sondern hinterleget euch Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost verzehren und wo sie die Diebe nicht ausgraben und stehlen." Er dachte bei sich selbst nach, wie er seine Güter am Nützlichsten verwenden könnte, holte darüber Rath bei seinem Beichtvater, und während er mit dem Gedanken umging, eine Jahresmesse, oder eine Pfründe für einen Priester zu stiften, der alle Tage für ihn das heilige Meßopfer entrichten würde, kam die Erleuchtung von Oben und brachte seine Gedanken zur Reife. Als ein hoher Verehrer des heiligen Franziskus von Assis, erkannte er, daß die Ausbreitung der von ihm gestifteten

Orden beiderlei Geschlechts in der Welt großen Nutzen hervorbrachten. Freiburg zählte mehrere Mannsklöster, aber innerhalb der Stadt vermißte man die weiblichen Stifte, und die frommen Töchter, die gerne der Welt sich entzogen hätten, mußten entweder auswandern oder zu Hause bleiben; er entschloß sich deßhalb, für die Tertiarerinnen aus seinem Vermögen ein schönes Kloster zu bauen, brachte die Sache am 12. März 1626 vor den Rath, ohne jedoch den Orden zu nennen, weil er zuerst dessen Stimmung erfahren wollte. Da sich die Herren geneigt zeigten, sammelte er den 20. desselben Monats die Rathsherren Johann Reyff, Jakob Buman, Daniel und Anton von Montenach um sich und eröffnete ihnen sein Vorhaben. Den 27. versammelte sich der Große Rath, der ebenfalls seine Zustimmung ertheilte. Hierauf suchte der Stifter auch um die kirchliche Bewilligung nach; der päpstliche Geschäftsträger in der Schweiz, Alexander Scappi, und der Bischof von Lausanne, Johann VII. von Wattenwyl, bestätigten die Beschlüsse des Großen Raths und sandten ein eigenes Schreiben an den Stadtrath von Freiburg, worin sie denselben ersuchten, dem Unternehmer hülfreich an die Hand zu gehen. Während Herr Wallier sich mit der neuen Stiftung beschäftigte, hatte eine fromme Wittwe, Anna Praroman, Ehefrau des sel. Herrn Rudolf von Forell, den Entschluß gefaßt, auf ihrem Landgute Viviers ein Frauenkloster zu gründen; als sie aber das Vorhaben Walliers erfuhr, stund sie von ihrem Entschlusse ab und freute sich, daß Jener ihr zuvorgekommen war. Der fromme Mann reiste nach Luzern, um vom Nuntius einige Tertiarerinnen zu erbitten; er ward in seinem Begehren unterstützt und nahm aus dem Kloster St. Anna im Bruch vier Schwestern mit: Maria Elisabeth Schwendimann, Maria Basilia Ulmann, Maria Johanna Bürcher und Maria Clara Zimmermann, erfahrne und fromme Frauen. Maria Elisabeth wurde erste Frau Mutter und Maria Basilia Novizenmeisterin. Am 15. April 1626 langte der Stifter mit der geistlichen Kolonie in Freiburg an, und unterbrachte sie bei der edlen Wittwe Anna Praroman, welche eine himmlische Wonne empfand, daß die Dienerinnen Gottes bei ihr einkehrten; denn nun konnte sie den Plan ausführen, den sie schon lange vorhatte, nämlich das Ordenskleid anzuziehen. Noch im selben Jahre empfing sie in der Kapuzinerkirche aus der Hand des hochwürdigen

Herrn Jakob Kämmerling, Propst und Generalvikar, unter dem neuen Ordensnamen Judith, den Schleier; der Feier wohnten die PP. Kapuziner, die vier Frauen von Luzern und eine große Volksmenge bei, welche noch nie eine solche Einkleidung gesehen hatte. Die Tertiarerinnen kehrten abermals in das Haus der Novizin und pflanzten da den ersten Garten an, in welchem später manche duftende Rose blühte. Bald gesellten sich ihnen andere Töchter zu, um sich von diesen frommen Schwestern auf den Weg der Vollkommenheit leiten zu lassen. Der Stifter suchte zur Errichtung des Klosters einen schicklichen Platz, und wählte dazu Bisenberg (Montorge), der ihm gegen Entschädigung abgetreten wurde. Mit großer Feierlichkeit wurde der Grundstein des neuen Klosters gelegt. Ein herrlicher Zug des sämmtlichen Klerus, des Rathes und einer ungeheuern Volksmenge bewegte sich nach Bisenberg, wo die kirchlich übliche Segnung von Herrn Jakob Kämmerling vorgenommen, hierauf Amt und Predigt unter freiem Himmel gehalten und auf der Heimkehr zur Danksagung das Te Deum angestimmt wurde. Mit allem Fleiße ward jetzt der klösterliche Aufbau betrieben; Herr Wallier war beständig bei den Bauleuten; weder Hitze noch Kälte, weder Schnee noch Regen konnten ihn abhalten; er allein bestritt alle Kosten. — Den 21. Wintermonat 1628 nahmen acht Schwestern das neue Kloster feierlich in Besitz. Die Frauen von Luzern wohnten noch einige Zeit bei ihnen; da sie aber weder der französischen noch der dortigen Volkssprache kundig waren, baten sie den Stifter, daß er ihnen erlaube, nach Luzern zurückzukehren. Der Nuntius, darüber in Kenntniß gesetzt, bewilligte ihre Rückkehr; Herr Wallier, dessen Frau und Fräulein Margaretha Gottrau führten sie unter vielen Dankbezeugungen in ihr Gotteshaus zurück. Der edle Unternehmer freute sich sehr über das Gelingen seiner Stiftung; Kloster und Kirche wurden bewundert und Jedermann pries den Bau als ein vollkommen gelungenes Werk; indessen sorgte er auch für die Schönheiten im Innern, ließ Zellen, Zimmer, Küche, Keller ꝛc. gehörig ausstatten und bereicherte die Kirche mit schönen Zierrathen, namentlich erlangte er von der Stadtbehörde Solothurns einige Reliquien von dem heiligen Ursus und seinen Genossen, die er der Kirche übergab. Er stattete zugleich das Kloster gehörig aus, damit die Dienerinnen Gottes daselbst keinen Mangel hätten. Unter

Gottes Beistand hatte er seine Stiftung vollendet und dankte Gott im Stillen, daß er sich gewürdigt habe, durch ein so schwaches Werkzeug Großes und Wundervolles zu wirken. Seine irdische Laufbahn neigte sich zu Ende, und er sollte nun auch die himmlischen Früchte seines rastlosen Wirkens für Gottes Ehre und der Menschen Heil in vollem und ungetrübtem Maße kosten; eine schwere Krankheit, die ihn schon früher befallen hatte, streckte ihn auf's Krankenlager und führte ihn der Auflösung entgegen. Der Kapuziner Simon von Calmis, ein gottseliger Mönch und inniger Freund des hohen Kranken, besuchte ihn und sprach: „Sie haben in allen wichtigen Angelegenheiten mich befragt und immer meinen Rath befolgt; nun bin ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß der Herr Sie zu sich rufen will.“ Der Kranke blickte ihn entzückt an und erwiederte: „Sie sind mir ein willkommener Bote und verkünden mir mein Scheiden; Gott sei Dank und Lob und Preis in Ewigkeit.“ Er erhob sich im Bette und drückte den Freund herzlich an seine Brust. Sofort machte er seine letzten Verfügungen und bestimmte zu seinem Nachfolger als Klosterschaffner seinen Freund, Peter von Reyff, der ihm hülfreich zur Seite gestanden war und gute Kenntnisse in Führung der Geschäfte besaß. Er war aber auch der dazu geeignete Mann und leistete dem Kloster große Dienste, weßwegen die Chronik desselben seiner in den ehrenwerthesten Ausdrücken gedenkt. Als Wallier seine Angelegenheiten geordnet sah, legte er alle Weltgeschäfte bei Seite, verabschiedete sich von seinen Freunden, um die letzten Lebensstunden mit Gott zuzubringen, und als seine theure Gemahlin zu ihm trat und ihm betheuerte, daß auch sie ihre Tage im Vereine der gottgeweihten Jungfrauen zu beschließen gedenke, da verklärte sich sein Angesicht und er wandte sich mit den Worten zu ihr: „Meine theure Schwester! bitter ist zwar der Tod, du aber linderst mir die Schmerzen desselben; geh' hin und gedenke meiner; wähle jedoch zu deinem Klosternamen den Namen Maria Delphina (siehe den Artikel) zur Erinnerung der heiligen Brautleute Eleazar und Delphina, die enthaltsam wie Geschwister sich geheiligt haben.“ Sie erfüllte die Bitte des Sterbenden und sagte freudig zu. Mit der Welt hatte nun Herr Wallier nichts mehr zu schaffen; er verordnete, daß man ihm keine Leichenrede halten und keine Grabschrift setzen solle, und daß man ihn nach dem Hinscheiden

in einen Kapuzinerhabit hülle und in jener Kirche beerdige, wozu er die kirchliche Bewilligung nachgesucht hatte. Mit größter Andacht empfing er die Sterbsakramente und bat dann Maria, zu der er immer eine zärtliche Andacht pflog, sie wolle ihn in dem Todeskampfe nicht verlassen. Die Mutter der Erbarmung stund ihrem Verehrer schützend zur Seite, und am glorreichen Feste ihrer Empfängniß 1629 geleitete sie seine schöne Seele vor den Richterstuhl ihres Sohnes. Bei seinem Tode waren seine Gattin, der Bruder Simon und viele andere Personen anwesend, die sich sehr erbauten und das sanfte Hinscheiden des gottseligen Mannes priesen. Am 9. Christmonat wurde seine Leiche feierlich in die Kapuzinerkirche übertragen und dort beigesetzt. Oberhalb dem Portal der Kirche von Montorge sieht man noch jetzt das Wappen der Familie des Stifters getheilt mit dem Wappen Grissach (Cressier) bei Landeron am Bielersee, woher dieses berühmte Geschlecht stammte. Dasselbe hat lange Zeiten hindurch um Staat und Kirche in Solothurn sich hoch verdient gemacht und bis auf die neueste Zeit in zwei Linien (Wallier von St. Albin und Wallier von Wendelstorf) fortgeblüht. Jetzt ist nur noch ein Sprosse dieses letzteren Zweiges am Leben. Den 2. Heumonat 1635 weihte der Bischof von Lausanne, Johann VII. von Wattenwyl, zu Ehren des heiligen Joseph feierlich die Kirche; der Convent zählte schon damals 30 Frauen. Die Freiburger gewannen dieses Frauenstift sehr lieb, und viele Töchter aus den vornehmsten Häusern: der von Affry, Dießbach, Erlach (katholische Linie in Freiburg), Praroman, Boccard, Fégely, Reynold, Vonderweid, Maillardoz, Griset von Forell, Ligertz, Montenach, Reyff, Stäffis, Mollondin u. s. w. heiligten da in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage. Jetzt sind es vorzugsweise Frauen vom Lande, sowie aus dem Jura Berns und aus dem Elsaß. Der Convent zählte bis dahin 40 Oberinnen, von denen mehrere den vornehmen Geschlechtern Freiburgs angehörten. Die Schwestern sind thätig und liefern hübsche Arbeiten. „Ihre Hände," sagt Herr Rämy von Bertigny (Tertiaires de Montorge, extrait de la Chronique Fribourgeoise, 1853) „sind fruchtbarer als ihr Garten; sie verfertigen schöne Blumen, die den natürlichen vollkommen gleichen (die drei Altäre ihrer Kirche sind damit geschmückt); dieselben sind sehr gesucht und prangen auf den Altären in Freiburg und andern Kirchen der Schweiz." Von

Unglücksfällen blieb das Kloster auch nicht verschont. Die Schwester Genovefa Seemann von Bellelai erzählt unter Anderm Folgendes: „Am 9. Brachmonat 1737 schlug der Blitz in das Pulvermagazin, welches sich in der Nähe des Klosters befand, und 850 Pulverfäßchen exploidirten mit dem Gebäude; die Klostergebäulichkeiten wurden gewaltig erschüttert und die Kirche gänzlich zerstört. Die Schwestern befanden sich eben im Chor; die Frau Mutter Pacifica Müller machte ein Gelübde nach Maria-Einsiedeln und stellte ihre Mitschwestern unter den Schutz des heiligen Joseph. Weder die Glöcknerin, noch die Schwestern, die im Chor beteten, wurden beschädigt, obschon alle Kerzen verloschen und nur die Osterkerze brennend blieb. Der Convent von Montorge ist unmittelbar unter den Schutz des heiligen Stuhls gestellt und der Nuntius ernennt den Visitator; ehedem versah dieses Amt der Abt von Altenryf, oder der Bischof von Lausanne selbst, jetzt der Generalvikar. Die Väter Kapuziner versehen die Stelle des Beichtigers. Die Frauen von Montorge haben sich jederzeit durch einen strengen religiösen Wandel als wahre Töchter des heiligen Franziskus bewährt, was aber die Regierung von Freiburg im Jahre 1848 nicht hinderte, das Kloster unter die Staatsverwaltung zu stellen und ihm die Novizenaufnahme zu untersagen. Diese letztere ist von der jetzigen Regierung wieder gestattet, und die neu eintretenden Töchter sichern den Fortbestand des Klosters. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Jakob Franz von Preux, aus Siders, Kapuziner. Die Welt achtet und lobt nur das, was glänzt; das wahre Verdienst hat keinen Werth in ihren Augen und sie bezeichnet sogar das als Schwäche, was Jesus Christus als Heldensinn preiset. Es liegt manche Perle unbekannt begraben, die einst in ungetrübtem Glanze in der Krone des himmlischen Reiches schimmern wird. Wie einst jener edle Alexius von Rom, reich und hochgeboren, Alles verließ und selbst der reinsten Liebe Reiz verschmähte, um als Pilger durch die Welt zu ziehen und den Himmelsfrieden zu erringen, den er im glänzenden Palaste und im Geräusche der Weltfreuden vergebens gesucht hatte; so gab es zu allen Zeiten edelmüthige Menschen, die ihren höchsten Ruhm darein setzten, irdische Titel und Ehrenstellen gegen die evangelische Armuth zu vertauschen und unter verächtlichem Bußkleide

die geistliche Erhabenheit ihres Herzens zu verbergen. Unter diese dürfen wir auch wieder einen Walliser zählen, den edlen Jakob Franz von Preux, von dessen Leben und Wirken wir zwar nur wenig Zuverläßiges auffinden konnten; das Wenige aber, was uns von seinen Lebensschicksalen bekannt geworden, reicht schon hin, um ihn in der frommen Erinnerung seiner Mitbürger zu verewigen. Franz Jakob von Preux war der älteste Sohn des edlen Ritters Franz Xaver von Preux und der edlen Catharina Werra und wurde im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Er stammte also aus einer Familie, deren Ahnen sich durch Glaubenstreue und unerschütterliches Festhalten an der römisch-katholischen Kirche ausgezeichnet haben und zur Zeit der Reformation von Vivis nach Wallis gekommen sind (der Stammbaum der Familie von Preux geht bis auf 1400 zurück). Wir wissen von ihm, daß er eine Offiziersstelle bekleidete, ob in fremden oder einheimischen Diensten, ist nicht bekannt. Er sollte sich mit einem Fräulein aus der Familie von Weingarten (de Vineis, eine adelige Familie in Siders, und jetzt ausgestorben) vermählen, welche nicht nur durch ihre Liebenswürdigkeit und persönlichen Vorzüge, sondern, was seinen Eltern als das Höchste galt, durch ihre Frömmigkeit und ihren sittsamen Wandel ihn zu beglücken geeignet schien. Er begab sich in dieser Absicht nach Sitten, um für seine Verlobte den Brautschmuck zu kaufen und die nöthigen Vorkehrungen zur Vermählung zu treffen. Da wurde auf dem Wege sein Pferd scheu und sprang mit einem Satz sammt dem Reiter in die Rhone. In dieser schrecklichen Gefahr faßte der Unglückliche den augenblicklichen und festen Entschluß, daß, wenn er auf die Fürbitte der hochgebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter Maria gerettet würde, er seine Braut verlassen und sich als armer Kapuziner dem Herrn weihen wolle. Glücklich entging er der Gefahr, kam nach Sitten, aber anstatt sich mit dem Brautschmucke seiner Verlobten zu beschäftigen, verfügte er sich ins Kapuzinerkloster (Sitten und St. Moritz gehörten damals noch unter die Provinz von Savoyen) und bat den Obern desselben um ein Stücklein Tuches ihres Ordenshabites, indem er ihn über das Vorgefallene in Kenntniß setzte und ihm seinen Entschluß zur Gutheißung vorlegte. Hoch erfreut ritt er nun ohne neuen Zufall nach Siders zurück, legte seinem Vater das Stücklein braunen Tuches vor

und sprach iu aller Ehrfurcht: „Hier ist das Brautkleid, das ich mir ausgewählt habe; von heute an verzichte ich auf alle Rechte, die mir mein Name und meine Erstgeburt gaben, und wünsche allein, unter die Söhne des seraphischen Vaters Franziskus aufgenommen zu werden. Dieß ist mein fester und unumstößlicher Entschluß, und ich hoffe von Ihrer zärtlichen Liebe, daß Sie mir dazu Ihre Einwilligung und Ihren Segen ertheilen werden.“ Diese Botschaft traf wie ein Donnerschlag das Herz des liebenden Vaters, der so schöne Hoffnungen auf seinen Sohn gesetzt hatte; nachdem er aber über das, was vorgefallen war, reifer nachgedacht, erkannte er die Fügung des Himmels und brachte mit stiller Ergebenheit das schwere Opfer, das sein Sohn von ihm forderte. Dieser schied nun für immer von seinen Eltern und Geschwistern und begab sich nach Savoyen, wo er sich in den Kapuzinerorden aufnehmen ließ. Wie lange er in demselben gelebt und gewirkt habe, konnte nicht ermittelt werden, da bei Aufhebung der Klöster zur Zeit der französischen Revolution der größte Theil der Klosterarchive verloren ging. Wir haben uns wiederholt schriftlich nach Savoyen gewendet, und man erwiederte uns, es sei leider keine Spur mehr vom fraglichen Kapuziner aufzufinden. Auch die Zeit seines Todes ist nicht bekannt; auf dem Familienstammbaume heißt es aber: „Er starb im Geruche der Heiligkeit.“ Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Angreville von St. Moritz war er der Onkel des Franz Joseph Xaver von Preux, Bischofs von Sitten. Jakob Franz erhielt im Kloster den Namen Bonaventura, und hat sich den Ruf eines frommen, gottseligen Ordensmannes erworben. Er ist im Rufe der Heiligkeit gestorben, und wenn auch keine urkundlichen Berichte vorliegen, so bürgt uns doch die fromme Ueberlieferung für dessen Tugendwandel und vielvermögende Fürbitte bei Gott dafür, daß die Familie von Preux an diesem Kapuziner einen verborgenen Edelstein besitzt, der einst herrlich schimmern wird vor den Engeln und unter den Verklärten des Himmels. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn diese wenigen Zeilen dazu dienen möchten, die Thaten und Tugenden eines unserer Ordensbrüder an's Licht zu ziehen und durch deren Glanz unsere Mitbürger zu erbauen und im Glauben zu stärken. Mit diesem frommen Wunsche legen wir dieselben unserm hochwürdigsten Bischofe, der aus der nämlichen Familie entsprossen

ist, ehrfurchtsvoll zu Füßen und bitten den Allmächtigen, daß unser würdiger Oberhirt, Peter Joseph, der nach dem Beispiel seiner Ahnen für die Hebung und Verfechtung des heiligen Glaubens muthvoll und unverdrossen arbeitet und kämpft, in seinem mühevollen Hirtenamte gestärkt, zur Ehre und zum Heile des Vaterlandes erhalten werde. (Gefällige Mittheilung von Msgr. de Preux und dessen edeln Familie; schriftliche Mittheilung von Herrn Angreville, wie auch aus Savoyen.)

Idda, Nonnen von Töß. Diesen Namen trugen einige Nonnen, welche ein heiliges Leben führten. Wir führen hier die vorzüglichern an und geben einige Notizen aus ihrem Leben, wie die gottselige Elisabeth Stagel selbe verzeichnet hat.

1) Idda von Wetzikon. Der Austritt aus der Welt war für Viele eine um so herbere Prüfung, je inniger und zarter ihre bisherigen Beziehungen mit der Welt waren, die zerrissen werden mußten. Idda von Wetzikon, aus edlem Geblüte entsprossen (s. d. Art. Bd. I. S. 332 ff.), wurde mit einem ihres Standes ebenbürtigen Herrn vermählt und führte mit ihm ein eitles, verschwenderisches und weichliches Leben. Sie lebte mit ihrem Manne übrigens in gutem Einverständnisse bis zu seinem Tode. Zu einer zweiten Verbindung konnte sie sich nicht entschließen, ging darum zuweilen nach Töß, um zu sehen, wie ihr da der Aufenthalt gefiele. Hier hatte sie harte Proben zu bestehen; es wandelte sie zwar die Lust an, in das Kloster zu treten, aber Alles, was sie sah oder hörte, gefiel ihr nicht; besonders empfand sie vor der Nahrung der Schwestern oft solchen Ekel, daß sie sich im Angesichte entfärbte. Doch der Himmel wußte sie an sich zu ziehen. Sie entsagte der Welt, trat in das Kloster, vermachte ihm alle ihre Besitzungen und behielt nichts für sich. Je weichlicher sie in der Welt gelebt hatte, um so strenger verfuhr sie mit sich im Kloster; sie beobachtete sehr genau die Ordenssatzungen, war oft die Erste im Chor und benahm sich dort sehr erbauend. Im Singen war sie zwar ungeübt, machte aber Alles mit, so gut sie konnte. Die ganze Zeit ihres Ordensstandes war ein heiliges Leben und eben so ihr Ende. Als sie in den letzten Zügen lag, sah eine Mitschwester ein schönes Licht leuchten, das sich in spielender Farbe hin und her bewegte; ein solches wurde auch über ihrem Grabe wahrgenommen.

2) Idda von Sulz, war ebenfalls eine Wittwe, als sie den Klosterstand wählte. Neben vielen Tugenden, die sie noch in der Welt übte, ragte besonders ihre Milde zu den Armen hervor; ihre Freigebigkeit kannte fast keine Grenzen und entzog sich oft, was sie selbst bedurfte. Als sie sich entschloß, mit der Welt zu brechen und den Rest ihres Lebens im Kloster Töß zuzubringen, suchte sie der Widersacher der Menschen davon abzuhalten. Er hüllte sich, wie der Apostel sagt, in die Gestalt eines Lichtengels und machte ihr bittere Vorstellungen über das Klosterleben; sie aber erkannte seine Ränke und schlug siegreich den Versucher in die Flucht. Sie trat in das Kloster und lebte da in williger Armuth und in einem heiligen Wandel. Ihre Abtödtungen waren außerordentlich, und fast Alles, was sie genoß, vermischte sie mit kaltem Wasser. Früher, weil aus edlem Hause, war sie gewohnt, zu befehlen, nun aber übte sie den vollkommensten Gehorsam. Während sie in Töß lebte, wuchs die Zahl der Schwestern dermaßen an, daß der Chor sie nicht mehr fassen konnte. Da hieß die Priorin unsere Idda aus dem Stuhle gehen und einen andern Platz hinter dem Altare nehmen. Diese Probe kam sie härter an, als der Abschied von Haus und Hof; aber sie fügte sich dem Befehle. Nachher wurde sie zur Kellnerin bestimmt (s. d. Art. Bd. I. S. 333), was ihr keine geringe Sorge verursachte, indem sie befürchtete, sie könne von nun an ihren Andachtsübungen nicht mehr wie zuvor obliegen. Sie verfügte sich in den Chor, klagte es unserm Herrn, und ward von ihm wohl getröstet. Idda nahm das Amt an, und Gott verlieh ihr größere Gnaden als je zuvor, namentlich wurde sie mehrerer Offenbarungen gewürdigt.

3) Idda Sulzer, Laienschwester. Wenn auch die Schwestern die Hindernisse überwunden hatten, die sich ihrem Eintritte in das Kloster entgegenstellten, so blieben für manche in der Klosterzelle selbst noch ernstere Kämpfe vorbehalten. Dieß bewährte sich an Idda Sulzer; sie hatte längere Zeit große Anfechtung zu leiden, ob sie im Kloster Töß bleiben wolle, oder Gott etwa anderswo besser dienen könnte (s. d. A. Bd. I. S. 332.) Man kennt die Ordalien oder Gottesurtheile, die in ältern Zeiten in Deutschland stattgefunden, um in zweifelhaften Dingen von Gott den Entscheid durch ein wunderbares Einwirken zu erzielen. Einer solchen Feuerprobe gedachte auch

Schwester Idda sich zu unterziehen. Als sie eines Tages in der Küche ihren Dienst verrichtete, kam die Anfechtung sie wieder an, sie könne Gott anderswo besser dienen und gedachte dabei: „Herr, mein Gott, ohne Dich will ich nichts thun, offenbare mir deinen Willen.“ Nun fiel ihr ein, brennende Kohlengluth in ihre Hände zu nehmen, damit ihr der liebe Gott seinen Willen offenbare. Sie griff daher in das Feuer, füllte ihre beiden Hände mit frischer Gluth, saß eine Weile nieder, stund dann wieder auf und ging in den Kreuzgang, während sie die Kohlen immer in ihren Händen hielt. Um sie vor den vorübergehenden Schwestern zu verbergen, legte sie dieselben nachher in das Scapulier und drückte sie fest an sich. Als sie wieder in die Küche zurückkam, war weder an den Händen noch an dem Scapulier irgend ein Brandmal wahrzunehmen. Von nun an zweifelte sie nicht mehr an ihrem Beruf. Der Sieg über alle Hindernisse wird errungen, wo immer der wahre Beruf von Oben zum Ordensleben vorhanden ist. „Denn der einige Gott,“ wie Schwester Elisabeth Stagel schreibt, „der in der Kraft seiner Allmacht und in der Freiheit seiner überfließenden Güte ein Geschöpf nach seinem eigenen Bilde erschaffen wollte, um demselben alle Gnaden und Güter mitzutheilen, die er in seiner Vollkommenheit in sich verschließt, hat sich zugleich von Anbeginn her gewürdigt, in der Weisheit seiner väterlichen Vorsehung allen seinen Auserwählten die Wege anzuordnen und zu ebnen, auf welchen sie zur Anschauung seines Antlitzes und zum Besitze seines Reiches gelangen sollen. Das hat er mannigfaltig an seinen Heiligen und seinen theuersten Freunden bewährt, denen er in diesem Leben auferlegte, das schwere Joch der verschiedenen Leiden zu tragen, das auch er ihnen im Elend dieser Welt durch sein ganzes Leben vorgetragen hat; um sie dadurch zu ihrem ewigen Ziele zu führen und einem Jeden aus ihnen sein Erbe zu bereiten, wie es seine Weisheit voraus beschlossen hat.“ — Idda wandelte im Kloster als eine heilige Nonne, darum gab ihr Gott im Gebete die Reinheit ihrer Seele zu erkennen; sie ward dem Leibe entrückt, und als sie wieder zu ihm zurückkehren sollte, schwebte sie lange über dem Leibe und schaute, wie niedrig und unedel und wie hinfällig und in Allem der Erde gleich er sei. Als sie wieder mit dem armen Leib sich verbinden sollte, erseufzte sie und dachte: „O weh,

mußt du dich wieder mit dem elenden Körper vereinigen!" [1]) Mehreres liegt von ihr nicht vorhanden.

Idda Gräfin von Nellenburg, Stifterin des Gotteshauses St. Agnesen in Schaffhausen. Idda verlebte die Tage ihrer Kindheit in Kirchberg, dem gräflichen Hause ihrer Eltern. Zur Jungfrau herangewachsen, reichte sie ihre Hand dem Grafen Eberhard von Nellenburg (s. d. A. Bd. I. S. 149 ff.), einem frommen und gottseligen Herrn, der, wie sie, die Tugend liebte und nach den höchsten Gütern strebte. Beide suchten nur die Ehre Gottes und ihr Heil zu befördern und gingen mit dem Gedanken um, Gotteshäuser für beide Geschlechter zu errichten. Graf Eberhard baute die nachmals berühmte Benediktinerabtei Allerheiligen in Schaffhausen und pilgerte darauf mit seiner frommen Idda nach S. Jago de Compostella in Spanien, um an diesem Gnadenorte den Segen des hl. Apostels Jakobus zu erflehen. Zurückgekehrt nach Schaffhausen, machte er seiner theuren Gemahlin den Antrag, sich von ihr zu trennen, indem er seine Tage in dem von ihm gestifteten Kloster zu beschließen gedenke. Idda willigte ein, zog den Wittwenschleier an, begab sich in die Einsamkeit und widmete sich dem beschaulichen Leben. Sie bewohnte zuerst ein kleines Häuslein am Bach (jetzt Gerberenbach) dem Emmersberge gegenüber und erbaute mit Hülfe Sigfrid's, Abtes von Allerheiligen zwischen 1070—1080 ein Frauenkloster daselbst. Die neue Stiftung leitete Idda, und viele vornehme Töchter begaben sich unter ihre Leitung, und fanden da, was sie suchten. In welchem Jahre die gottselige Stifterin ihr Leben geendet, ist in den Annalen nicht angegeben, wohl aber der Tag; denn nach dem Jahrzeitbuch von St. Agnesen gelangte sie am 26. Hornung (IV. Cal. Mart. mst.) zum Empfang der himmlischen Krone. Papst Urban II. (1088—1099, früher Prior zu Cluny) bestätigte den 26. Jänner 1092 durch eine Bulle die Besitzungen des Klosters von Allerheiligen und erwähnt darin auch der Zelle

---

[1]) In dem Artikel Idda Sulzer (s. Bd. I. S. 332) fügte ich die Worte hinzu: „Murer hat sich geirrt, daß er Idda Sulzer dem Convent Töß beizählte;" allein Elisabeth Stagel hat sie auf dem Verzeichnisse der gottseligen Schwestern von Töß und sie gehörte somit Jenem an. Möglich, daß auch eine andere Idda Sulzer im Kloster St. Catharinenthal sich befand.

von St. Agnesen in Schaffhausen. Weil am 2. April 1094 der Bau der Kirche vollendet war, ist es möglich, daß die Stifterin noch lebte. Idda hatte weise Verordnungen in ihr Gotteshaus eingeführt, und auch nach ihrem Tode wehte darin der Geist Gottes; darum ward dieses die Pflanzschule vieler frommen Seelen. Es erfreute sich bald eines solchen Zuwachses, daß im Jahre 1302 beschlossen wurde, nicht mehr als sechszig Frauen aufzunehmen. Es zogen in dasselbe blühende Töchter aus den höhern Ständen, die sich lieber mit dem göttlichen Erlöser als mit der Welt vermählten. Wir finden die vornehmsten Geschlechter, wie z. B. Brümsi, Am Staad, Im Thurn, Trüllerey, von Fulach, Heggenzy, von Randenburg, von Mülinen, Blaarer, von Ulm u. s. w. in den Catalogen dieses Klosters verzeichnet. Dasselbe erhielt 1406 einen Schirmbrief von Herzog Friedrich von Oesterreich, und stand in weltlicher Beziehung unter dem Schirm und Schutz von Bürgermeister und Rath der Stadt Schaffhausen; in geistlicher Beziehung aber waren die Frauen von Anfang bis zuletzt unter der Aufsicht des Abtes von Allerheiligen und hatten einen Conventual aus diesem Stifte zum Propst. Es entstanden aber öfters Zwistigkeiten zwischen den Frauen und diesen Pröpsten, die sich, wie es scheint, zu viel Eingriffe anmaßten, so daß die Bischöfe von Constanz als geistliche Oberhirten zu mehrern Malen einschreiten und die Zwistigkeiten schlichten mußten. Uebrigens scheint es auch, der Geist der Stifterin sei in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in St. Agnesen verschwunden; denn am 1. Horn. 1464 mußte der Bischof Burkard II. von Constanz (1462—1466) eine Verordnung zur Reform der sehr zerfallenen Zucht und Sittlichkeit in diesem Frauenkloster erlassen. — Als im Jahre 1529 die Reformation in Schaffhausen eindrang, ward nebst dem Stift Allerheiligen [1]) auch das Kloster St. Ag-

[1]) Schon fünf Jahre vor der in Schaffhausen, eingerissenen Reformation nämlich 1524, übergab der letzte Abt, Michael Eggenstorfer, sein Stift der Obrigkeit, welche dessen Gefälle und Einkünfte zum Unterhalt der Pfarrei und Schulmeister verwendete. Er stammte aus Constanz, legte den 21. März 1494 die Gelübde ab, ward schon den 3. Herbstm. 1501 zum Abte erwählt und starb den 25. Jänner 1552. Eggenstorfer liebte die Wissenschaften, aber zugleich die Ungebundenheit; denn wie Herr von Mülinen in seiner Helvetia Sancta

nesen aufgehoben; diejenigen Klosterfrauen, welche zur Ehe schritten, wurden ausgesteuert, die übrigen erhielten Leibgedinge. Das Gebäude wurde 1542 in einen Spital umgewandelt und ist jetzt eine Strafanstalt; die Einkünfte und Gefälle werden seither durch einen sogenannten St. Agnesenamtmann zum Kirchendienst, zu Almosen u. s. w. verwendet. Seit 1833 wurde diese Beamtung mit andern Aemtern für Kirche und Schule vereinigt und vor etwa zwei oder drei Jahren wurden diese vereinigten Aemter nochmals vereinigt, nämlich mit der Verwaltung von Allerheiligen. (Rügger, Joh. Jakob, Beschreibung der Stadt und Landschaft Schaffhausen, mst. in Folio; Hallers Bibliothek, Bd. 4.; Meyer, L., Reformation löblicher Stadt Schaffhausen; Schalch, Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen u. s. w.)

Idda, Dominikanerin des Steinenklosters in Basel. Wann und von Wem dieses einst sehr bedeutende Nonnenkloster, das zuerst außerhalb der Stadt Basel in der sogenannten Steinenvorstadt lag, gegründet worden, ist nicht zu ermitteln. Es hieß das Steinenkloster (ad Lapides S. Mariæ Magdalenæ), weil der nahe vorbeifließende Birseckbach ihm viele Kiesel und andere Steine zuführte. In der Fehde (1253) zwischen dem Bischof von Basel Berchtold II. (1249—1262) Graf von Pfirdt, und dem Grafen Rudolf von Habsburg wurde das Kloster geplündert und verbrannt, wobei fast alle Schriften zu Grunde gingen. Hier beging Rudolf I. (s. d. A.), nachher deutscher Kaiser, in seinem jugendlichen Leichtsinn mit seinen Anhängern ein großes Unrecht, machte es aber später wieder gut, indem er sich nachgehends sehr freigebig gegen religiöse Stifte zeigte und ihnen viele Freiheiten und seinen mächtigen Schutz angedeihen ließ. Das Gotteshaus blieb öde bis 1275, da erweckte die Vorsehung ein Werkzeug zur Herstellung desselben. Der fromme und gottselige Arnold von Blotzheim, Domherr und Vicekustos in Basel und Dekan zu Blotzheim, faßte den Entschluß, das Kloster wieder einzurichten; er führte auf eigene Kosten den Chor der Kirche, die Schlafzimmer und andere Ge-

---

(Bd. I. S. 121) angibt, vermählte er sich den 12. Christm. 1529 mit Agnes Keller, früher Nonne zu Töß bei Winterthur. Sein schönes Brevier wird noch im Stift Rheinau aufbewahrt.

bäulichkeiten neu auf und vermachte dem Convent reichliche Einkünfte. Mit Recht wird er der zweite Stifter genannt. Vor dem Hochaltare dieses Klosters wählte er seine Grabstätte, damit sein Andenken unter den gottseligen Frauen bliebe, und diese für seine Seele zum Vater der Erbarmung flehen möchten. Die Frauen, die ursprünglich Bußschwestern hießen, gehörten zuerst dem Augustinerorden an, später aber bekannten sie sich zu jenem der Dominikanerinnen. Im Steinenkloster blühten Tugend und Frömmigkeit; viele Töchter edler und vornehmer Familien verließen ihre Eltern und Anverwandten, um die übrige Zeit ihres Lebens in seinen Mauern zuzubringen. — Unter Andern erwähnen wir Idda von Rheinfelden, welche in der Nähe des Klosters lebte, es von Jugend auf kannte, sich in demselben dem himmlischen Bräutigam weihte und dessen Ehre durch ein heiliges Leben verherrlichte. In der Nähe, wie in der Ferne ward ihr heiliger Tugendwandel bewundert; viele suchten bei der gotterleuchteten Jungfrau Rath und sprachen sie um Hülfe bei Gott an. Sie war bei Gott und den Menschen beliebt und der Allerhöchste verherrlichte seine Dienerin im Leben und nach dem Tode durch Wunder. Heilig war ihr Leben, kostbar in den Augen Gottes ihr Ende, das den 5. Horn. 1313 erfolgte. Als die Kunde davon in Basel sich verbreitete, herrschte nur Eine Stimme, nämlich eine Heilige sei gestorben. Ursula von Stoffeln, eine andere Frau dieses Gotteshauses, welche ein Jahrzeitbuch dieses Klosters schrieb, weihte der seligen Idda einige Zeilen, aus denen klar hervorgeht, daß man sie als eine Heilige betrachtete. — Bei dem großen Erdbeben in Basel (18. Weinm. 1356) wurde dieses Frauenkloster ebenfalls hart mitgenommen, so daß die Schwestern geraume Zeit dasselbe nicht bewohnen konnten. Später erholte es sich bedeutend, gelangte zu beträchtlichen Besitzungen; aber der große Wohlstand führte die Frauen zu einem freiern und ausgelassenen Leben, so daß Peter Gengenbach, Predigerprovinzial der oberdeutschen Provinz, 1423 einschreiten mußte. Er ließ Frauen aus den Klöstern Schönensteinbach und Unterlinden, beide im Elsaß, kommen, und eine strengere Ordenszucht einführen. Seine Verordnungen wirkten heilsam und im Steinenkloster blühte wieder religiöses Leben. Im Jahre 1439 wurden fünf Frauen aus dem Steinenkloster nach Bern in das Stift der St. Michelsinsel berufen, um das

gesunkene Gotteshaus auf seinen frühern Glanz zurückzuführen,[1] von da an blieben beide Convente in freundschaftlicher Verbindung bis an ihr beiderseitiges Ende. — Zur Zeit der Reformation (1529) wurde das Steinenkloster aufgehoben; das Gebäude selbst diente zuerst als Caserne der sogenannten Standestruppen und in der letzten Zeit zum Gerichtslocal. In der Nähe ist das Theater, so wie die prachtvolle neue reformirte St. Elisabethenkirche. Noch sind, wie Herr Dr. Phil. Joh. Jakob Merian angibt, 860 Urkunden von diesem Frauenkloster in Basel vorhanden, aus denen wir aber, weil nicht erhältlich, nicht schöpfen konnten.

Ilga, die selige, Einsiedlerin in Schwarzenberg. Ilga, (Hielta, Hitta), leibliche Schwester der seligen Merbod (s. d. A. Bd. II. S. 90 ff.) und Diedo (s. d. A.), eine Anverwandte der Grafen von Bregenz und Chur und des hl. Bischofs Gebhard von Constanz, verließ nach dem Beispiele ihrer Brüder ihr gräfliches Haus, um sich in dem Bregenzerwalde an irgend einem stillen und abgelegenen Plätzchen auf immer Gott zu weihen. Von Liebe zu Christus durchglüht, kam sie in die Gegend, wo jetzt die Gemeinde Schwarzenberg liegt, welche damals noch eine Wildniß war, die von wilden Thieren bewohnt wurde. Diese jedoch machten der frommen Jungfrau nicht bange; denn ihre Seele hatte eben einen solchen Ort aufgesucht, wo sie ihrem Erlöser in Einsamkeit dienen und gefallen könnte. Laut der Volkssage baute sie zuerst an dem Orte, wo jetzt die Pfarrkirche von Schwarzenberg steht, ihre Zelle, später aber etwa eine halbe Stunde davon entfernt in der Höhe oben derselben. Ferner meldet die Ueberlieferung: Eines Tages haben Ilga, Merbod und Diedo von einander auf jener Stelle des Schwarzenberges, welche nun Lorenen heißt, Abschied genommen; da sprudelte am Boden aus einem Gestein eine Quelle vortrefflichen Wassers hervor, welche auch bei der größten Win-

[1]) Das ältere Conventsigill der St. Michelsinsel stellte die heilige Jungfrau dar und hatte die Umschrift: „Sigillum congregationis sororum in Brunnadron.“ Das neuere stellte hingegen in einem der Länge nach getheilten Felde einerseits das Bild der hl. Jungfrau dar, anderseits den hl. Erzengel Michael, wie er mit seiner Lanze den Drachen durchbohrt und hatte die Umschrift: „S. Conventus Sanctimonialium Insule S. Michaëlis ordinis Predicatorum in Berno.“

terkälte nicht gefriert. Ilga nahm aus dieser Quelle Wasser in die Schürze mit sich und trug es nach ihrem Einsiedlerhüttchen, das sie sich oben, eine halbe Stunde von der nachmals erbauten Pfarrkirche, vor kurzer Zeit aufgeschlagen hatte, und wo sie Wasser vermißte. Eine starke Viertelstunde vor ihrer Einsiedelei verschüttete sie ein wenig von diesem Wasser, welches sie schon bereits drei Viertelstunden weit getragen und sieh', da entsprang an der nämlichen Stelle ein Brünnlein, das noch heute zu sehen ist; das übrige Wasser brachte sie in ihrer Schürze bis zu ihrer Wohnung; dort goß sie es auf den Boden hin und abermal entquoll dem Boden Wasser, das bis auf den heutigen Tag fließet. Es ist die berühmte Quelle der seligen Ilga.— In der Einsamkeit diente die Selige mit ungetheiltem Herzen Gott ihrem Herrn und erwartete freudig ihren Hingang in das ewige Leben. Ihr Wunsch erfüllte sich den 8. Brachmonat 1115. Ueber ihrem Grabe erbaute man in der Folge die Pfarrkirche von Schwarzenberg. Der 8. Brachm. galt, laut einer Jahresstiftung vom Jahre 1712, als der Festtag der seligen Ilga.— Im Jahre 1749 ward am 12. Weinmonat mit Bewilligung des Bischofs Casimir Anton von Constanz (1743—1750) in der Pfarrkirche zu Schwarzenberg das Grab der seligen Ilga in Beisein des Pfarrers Bartholomäus Metzler, des Kaplans und anderer angesehener Männer eröffnet. Es fand sich im Grabe eine Kapsel, etwas mehr als einen Schuh lang, breit und hoch; und in dieser Kapsel waren das Haupt der seligen Ilga, drei lange gerade Gebeine und einige kleinere. Man hob mit großer Ehrerbietigkeit die Gebeine heraus und übertrug sie in's neue Grab auf der Epistelseite des Nebenaltars der hl. Maria Magdalena. Die Pfarrkirche brannte 1754 ab; es ist uns jedoch nicht bekannt, ob die Reliquien Ilga's seien gerettet worden. An dem Orte, wohin die jungfräuliche Braut Jesu in der Schürze das Wasser von Lorennen getragen, stund ehedem eine hölzerne Kapelle, jetzt ist einige Schritte davon eine neue erbaut; sie ist kaum sieben Schuh breit, ungefähr fünf lang und etwa sieben hoch, mit Bildern ausgeschmückt und mit vielen Votivtäfelchen und Wachsfiguren behängt, welche von den Wundern zeugen, die durch die Fürbitte der seligen Ilga geschehen sind. An der Ilgaquelle wäscht man sich die Augen, indem man zugleich ihre Fürbitte bei Gott anruft. Die Leute nehmen Wasser aus dieser

Quelle mit sich nach Hause, um die Augen damit zu waschen. Dieß bezeuget, daß die Selige für Augenleiden angerufen wird. Es wurde ihr zwar vom heiligen Stuhle eben so wenig als ihren Brüdern eine feierliche Seligsprechung zu Theil, indessen ist sie öffentlich als eine Wunderthäterin verehrt worden, ohne daß weder die Bischöfe von Constanz, noch die Päpste gegen diese Verehrung Einsprache gethan hätten.

Injuriosus, Abt von Condat im Juragebirge. Während Injuriosus dem Stift Condat vorstund, war in den religiösen Genossenschaften eine allgemeine Erschlaffung und Zerrüttung eingetreten und der erste Eifer der Mönche erkaltet; dieß war aber im Kloster Condat der Fall nicht. Und wer weckte hier den Geist der Thätigkeit und Ordnung? Kein anderer als der würdige Vorsteher Injuriosus, der die klösterlichen Vorschriften handhabte, die Mönche mit Handarbeit und Abschreiben nützlicher Schriften beschäftigte und so sie für das Höhere und Göttliche begeisterte! Sein Ruf breitete sich über Burgund aus und der Chorherr Claudius, ein sehr frommer Mann, entsagte seiner Präbende, kam in dessen Kloster und bat ihn, unter seiner Leitung leben zu dürfen, was der gottselige Mann gerne zusagte. Bald lernte Injuriosus seinen Chorherrn näher kennen; er bewunderte den großen Diener Gottes, dessen tiefe Frömmigkeit und Gewandtheit in Führung der Geschäfte und entschloß sich, sein Amt in dessen Hände niederzulegen, was Jener jedoch aus Demuth ablehnte. Injuriosus war ein großer Verehrer der heiligen Stifter Roman und Lupicin, des gefeierten Brüderpaares; er ließ ihre Gebeine von Balme und Lauconne in sein Kloster übertragen und unter dem Altare des heiligen Eugendus beisetzen. Hoch erfreut über das Gelingen dieses Werkes, ging er vier Jahre darauf in die Freude seines Herrn ein. Es ist nicht ermittelt, wann Injuriosus starb; Dunod meint 640, aber diese Angabe enthält eine geschichtliche Unrichtigkeit. Er ist Zeitgenosse des hl. Claudius und hat also in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts gelebt. Die Abtei hat ihn ehemals als einen Heiligen gefeiert, eine öffentliche Verehrung jedoch ist ihm nicht zu Theil geworden (Annales Catholiques de Genève.)

Johann II., Bischof von Basel, aus dem freiherrlichen Geschlechte von Münsingen (Kt. Bern), erhielt um das Jahr

1335 zu Avignon von Papst Benedikt XII. die Weihe. Weil er von einem Kapitel zum Bischof erwählt worden war, welchem wegen der zweideutigen Ernennung seines Vorfahrers, Hartmann Münch, der römische Stuhl das Wahlrecht entzogen hatte, so verweigerte ihm der genannte Papst zuerst die Bestätigung. Johann II. mußte sich persönlich nach Avignon verfügen, und ward erst nach langem Anstande auf Verwenden der Stadt Basel und anderer großen Prälaten am päpstlichen Hofe zum Oberhirten gesalbet. Hier hatte der hl. Vater Gelegenheit, den großen Mann kennen zu lernen und als 1337 die Straßburger wegen einer streitigen Propstwahl sich gegen ihren Bischof Berchtold II. auflehnten und der Bischof gefangen wurde, setzte er unsern Johann II. zum Verweser des verwaisten Sprengels ein. So mußte der gute Hirt zwei Bisthümer auf einmal verwalten; er aber verdoppelte seine Kräfte, wirkte Großes zum Besten seiner Heerde und suchte vor Allem den Dienst Gottes zu heben. In einer Urkunde von 1340 schreibt er: „Unsere Aufgabe geht dahin, mit Gottes Gnade den göttlichen Dienst immer mehr und mehr zu erhöhen und zu vermehren, das ist das Ziel, nach dem unsere Weisheit ringen soll.“ Am Vorabend der hohen Geburt Mariens (1345) und am Montag nach St. Hilarius (1347) verband sich Johann II. sammt seiner Stadt auf zwei Jahre mit dem Bürgermeister und Rath in Zürich zu gegenseitiger Hülfe. Er genoß die besondere Achtung König Karl's IV., der ihn in Basel 1347 selbst mit dem fürstlichen Schwerte belehnte. Am 4. Heumonat 1348 haben der Bischof, das Domkapitel und der Stadtrath von Basel das Fest des hl. Heinrich auf den 13. Heumonat, und jenes seiner hl. Gemahlin Cunigunde auf den 9. Herbstmonat in der Diöcese eingeführt (Mart. Bas. p. 151 et 203); und noch im gleichen Jahre erhielt er aus Bamberg für seine Kathedrale den rechten Arm Heinrichs, welcher unter großer Feier am 1. Wintermonat in die Münsterkirche übersetzt wurde. — Im Jahre 1352 gab Johann II. den Einwohnern von Biel jene berühmte Handveste, welche dort alle Jahre an den Schwurtagen verlesen wurde. Als 1354 die Stadt Zürich von Albrecht von Oesterreich eingeschlossen wurde, sandte der gute Bischof dem Herzog Hülfstruppen und lagerte in eigener Person vor Zürich. Während Johann II. mit Weisheit, Ernst und Frömmigkeit den Hirtenstab

führte, wurde seine Stadt und ein großer Theil des Bisthums durch ein Unglück, schrecklicher als das mordende Schwert, heimgesucht. Ein Erdbeben zerstörte vor Mitternacht den 19. Weinm. 1356 die bischöfliche Kathedrale; die Thürme und Ringmauern der Stadt und 46 Burgen und Schlösser in der Umgebung stürzten ein; gegen 300 Menschen fanden ihren Tod unter den Trümmern; aus dem Schutthaufen bei St. Alban erhob sich ein Feuer, wüthete acht Tage lang und verschlang, was die Erdstöße verschont hatten. Von allen Kirchen blieben nur zwei unbeschädigt und ein ganzes Jahr — so lange dauerten die Erschütterungen — wohnten die Leute in Gezelten und Hütten auf dem freien Felde. Der gute Hirt sammelte seine bedrängte Heerde um sich, sprach zu ihnen Worte des Trostes, legte den Grundstein zu einem neuen Dom, betrieb mit unerschütterlicher Ausdauer den Bau und hatte die Freude, die neue Kathedrale den 25. Brachmonat 1363 einzuweihen. So belebte der treue Gottesmann in dem namenlosen Unglück die Hoffnung und den Muth der schwergeprüften Heerde. — Aus diesen schreckvollen Tagen bewahrte die Baslerchronik uns folgenden schönen Zug. Kurze Zeit vor dem Erdbeben hatte Bischof Johann II. der Gräfin Wallraff von Thierstein auf der nächst Basel gelegenen Burg Pfeffingen ein Mädchen aus der Taufe gehoben. Die Burg ward gleich vielen andern durch den Erdstoß zerstört und Mutter und Kind in den Trümmern in ein wildes Tobel hinabgeschleudert. Die Mutter blieb wunderbar erhalten, allein das Kind lag unter dem Schutt begraben. Als am folgenden Tage der Bischof, überall den Unglücklichen Trost und Hülfe spendend, bei der Burg vorbeiritt, gab er Befehl, in den Trümmern unausgesetzt nach dem unschuldigen Säugling zu suchen und sieh'! das Mädchen wurde, zwischen zwei großen Steinen eingeklemmt, in der Wiege weinend, aber unversehrt gefunden. Verena — so hieß das Kind — verdankte ihrem bischöflichen Pathen auf diese Weise auch das irdische Leben und wurde in der Folge die Mutter der zahlreichen Familie von Hasenburg. Unter den Prälaten von Basel war es Johann II., der, ausgezeichnet durch seine glänzenden Tugenden, für die Verbesserung der Umstände des Bisthums bestens sorgte. Er hätte das Hochstift durch weise Verwaltung in blühendem Zustande auf seine Nachfolger gebracht, wenn nicht der unerbittliche Tod plötzlich mitten in sei-

ner segen- und ruhmreichen Laufbahn ihm den Hirtenstab am 30. Brachm. 1365 aus den Händen gerissen hätte. „So hat sich leider gefügt," schrieb der Bürgermeister Schaller an den Rath von Straßburg, „daß unser gnädiger lieber Herr, der Bischof von Basel, an diesem Montag, da der Brief gegeben ist, eine Stunde vor Mittag, jählings todt und von dieser Welt geschieden ist. Geben am Montag Morgens nach St. Peters- und Paulstag der zweier Zwölferten." Die Leiche des seligen Johann II. wurde im neuen Münster neben St. Immersaltar beigesetzt und sein Andenken durch die Inschrift verewigt: „Ein milder, frommer Mann, ein Eiferer für den Frieden, ein Freund der Geistlichkeit und des Volkes und ein Wiederhersteller des ganzen Bisthums." Von Mülinen, Scherer, Schneller und mehrere Baslerchroniken melden von den erhabenen Tugenden dieses großen Prälaten.

Johann V., Bischof von Basel. Dieser wahrhaft würdige Mann gehörte dem Geschlechte der Edeln von Fleckenstein an, und verband mit dem Adel seiner Herkunft den Glanz der Tugend und das aufrichtige Streben nach höherer Vollkommenheit. Nach Vollendung seiner Studien zog er das Kleid des hl. Benedikt an, und wurde bald als Abt dem Kloster von Selz vorgesetzt, von wo aus er auf den Bischofssitz von Basel berufen wurde. Er traf das Einkommen des Bisthums in zerrüttetem Zustande. Folgender Zug mag uns als Beweis dienen, wie übel die Vorgänger dieses Fürsten gehaushaltet hatten. „Als Johann von Fleckenstein," sagt eine alte Chronik, „in den Besitz der Kirche von Basel kam, fand er nicht mehr als zwei bischöfliche Häuser, welche nicht verkauft oder versetzt waren; Eines in der Stadt, so klein, daß es kaum für einen einfachen Kaplan hinreichte; das Andere zu Delsberg, und so baufällig, daß der Bischof, wenn es regnete, nicht wußte, wo er sein Bett oder seinen Tisch hinstellen sollte." Der umsichtigen, festen Leitung Johannes V. gelang es jedoch, die durch die Unbilden der Zeit und die Fehler der Menschen seinem Bisthum geschlagenen Wunden zu heilen und demselben seinen frühern Glanz wieder zu geben. Er war ein Mann des Rechts, verständigte die Stadt mit dem Domstift, verwahrte die beschwornen Rechte des Bisthums, rettete die Gerechtsamen desselben gegen die Anmaßungen des Grafen Diebold von Neuenburg,

welcher damals pfandweise die Herrschaften St. Ursitz, Freiberg, Falkenberg und Spiegelberg besaß und das Volk mit Landsteuern schwer drückte; denn die gewaltsame Hand war die Sitte der Zeit. Der Bischof verkündete dem Grafen die Pfandlösung, aber Diebold sträubte sich. Da sammelte Johann V. das Volk und ließ die Steuern lösen, indem er selbst 1000 Fl. darbot. Mit erlesener Mannschaft zog er 1424 aus, und eroberte inner drei Tagen alle verpfändeten Burgen und Lande. Mittlerweile streifte Diebold auf das bischöfliche Gebiet und schädigte dasselbe. Die Stadt Basel machte sich 1425 mit ihrem Bischofe und vielen Reisigen gerüstet auf, zog gegen Ellicourt und berannte diesen Ort. Graf Diebold schloß 1426 Frieden und der Bischof von Basel erließ 1430 den Münsterthalleuten und ihren Benachbarten die Hälfte der Steuer. Mit Recht nennt ihn die Geschichte einen würdigen Bischof, einen Mann, den von Außen das Ordenskleid, von Innen die Fürstenwürde zierte. Unter seiner Regierung wurde 1431 die ebenso durch ihre schönen Bauwerke, wie durch ihre edlen und angesehenen Bürger berühmte Stadt Basel der Sitz einer Kirchenversammlung. Während dem Concil genoß er die Liebe und Achtung aller Prälaten. Als ihn ein plötzlicher Tod, den 20. Christmonat 1436, dahinraffte, hielten die Väter der Kirchenversammlung selbst sein Leichenbegängniß und setzten ihn in einer Kapelle des Münsters unter großem Gepränge und unter Theilnahme der Geistlichkeit des ganzen Sprengels bei. (S. Schneller, die Bischöfe von Basel; Sudan, Basilea Sacra etc., Bruntruti 1658; Limoin, succession chronologique des princes évêques de Bâle; Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêche de Bâle, T. I. etc. etc.)

Johann VI., Bischof von Basel, schließt sich würdig seinen Vorgängern an; er war ein Fürst, in den geistlichen Rechten sehr bewandert, in der Schule der Tugend wohl gebildet, für alles Edle und Gute begeistert, mit allen Vorzügen der Natur und der Gnade ausgezeichnet, und der sich die allseitige Hebung des altehrwürdigen Domstiftes zur Aufgabe gemacht hatte. Im Jahre 1461 löste Johann VI. von Venningen Pruntrut ein, wo sich das Schloß bald herrlich erhob. Er regierte nur mit Mühe das Land, weil alle Hoheitsrechte zwischen ihm und den Gotteshausleuten getheilt waren. Während Johann VI. mit Würde und Ordnung den Krummstab führte, wurde seiner

Bischofsstadt eine Perle, edler als die glänzendsten Schätze, geschenkt. Papst Pius II., welcher als Aeneas Sylvius der Kirchenversammlung zu Basel beigewohnt hatte, stiftete durch eine Bulle vom 12. Wintermonat 1459 die Universität zu Basel und erhob den jeweiligen Bischof zum Kanzler. Am St. Ambrosiustag 1460 eröffnete Johann VI. die Anstalt durch einen feierlichen Gottesdienst im Münster und setzte den Dompropst Georg von Andlau zum ersten Rektor derselben ein. Von Nah und Fern wanderten lernbegierige Jünglinge in die Bischofsstadt, und die junge Pflanzschule wuchs bald zu einem Sammelplatz der gelehrten Welt heran. So haben ein Papst und ein Bischof an der Neige des fünfzehnten Jahrhunderts für die Pflege der höhern Wissenschaften in unserm Vaterlande gesorgt. Johann VI. leistete überdieß dem Schweizerland unvergeßliche Dienste; er war es, der 1461 einen fünfzehnjährigen Frieden zwischen der Eidgenossenschaft und dem Herzog Sigismund von Oesterreich vermittelte und im Jahr 1469 stiftete er durch seinen Kanzler Wunibald Heidelbeck Frieden zwischen der mit den Schweizern verbündeten Stadt Mühlhausen und den dieselben befehdenden Edlen. Im Jahre 1471 saß unser Bischof auf dem Reichstag zu Regensburg. Von ihm schreibt der Kanzler: „Unter allen wird min herr von Basel für den bas personirtesten hern gehalten; der gemein man redt, es wär wol, wurde man an den Turken ziehen, daß er das banner voran sollt tragen." — Zwei Jahre nach diesem Reichstag (1473) beehrte Kaiser Friedrich den Bischof und die Stadt Basel mit einem Besuche; an der Wiesenbrücke empfing Johann VI. mit der Geistlichkeit und dem Rathe das Oberhaupt des Reichs und erfreute sich des besondern kaiserlichen Wohlwollens und Zutrauens. Ebenso errichtete im folgenden Jahre der Bischof mit der Schweiz, Oesterreich und vielen Städten ein Schutzbündniß gegen Karl den Kühnen, und eroberte in drei Tagen die von den Burgundern besetzte Burg Franquemont in der hohen Landschaft an dem Doubs. Sonst griff er nie zu den Waffen, jedoch zur Zeit der Noth war er muthvoll. Hätten nicht die Bürger ihn wegen einer von dem Domkapitel ohne sein Wissen 1474 gemachten, der Stadt aber nachtheiligen Verordnung verlassen, so wäre Kalenberg (Chavillier 1475) nie gefallen. Nicht nur bei den Großen stand der edle Prälat in hohen Ehren; seine frommen Thaten sicherten ihm auch beim

Volke ein gesegnetes Andenken. Er war beliebt bei Gott und den Menschen; Niemand konnte den geringsten Tadel gegen ihn aussprechen und mit Recht nannte man ihn die Zierde des Klerus und des Volkes Heil. Die letzten Tage seines Lebens brachte er auf dem bischöflichen Schlosse Halle zu Pruntrut zu; als er fühlte, daß sein Leben sich ende, frohlockte er über das Glück, mit dem Heiland, den er allzeit treu geliebt, vereinigt zu werden, und ging hinüber zur ewigen Ruhe den 22. Christmonat 1478. Seine Gebeine ruhen im Münster zu Basel mitten vor den Treppen der Sakristei. (Siehe Platina, Vita Pontif. Roman.; Schweiz. Geschichtsfreund, Bd. I. S. 183; Ochs, Geschichte Bas. Thl. 6., S. 410; Schneller, die Bischöfe von Basel u. s. w.)

Johann Genoud, Missionär in Hinterindien, Martyrer. Als Jesus sich anschickte, zu seinem Vater zurückzukehren und seinen Thron wieder einzunehmen, sprach er zu den Jüngern: „Gehet hin und lehret alle Völker.... und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Die Apostel vollzogen den Befehl ihres göttlichen Meisters und zerstreuten sich in alle Länder, um die Völker zu lehren und zu taufen. Die Bekehrung der Welt ist aber nicht das Werk eines einzigen Tages, sondern dauert fort bis an's Ende der Tage, und darum finden wir durch alle Jahrhunderte apostolische Männer, die, von der Kirche Jesu gesandt, in die Gegenden der Ungläubigen reisten und die Lehren der Erlösung, Entsündigung und Heiligung des Menschen verkündeten. Besonders seit dem sechszehnten Jahrhundert richteten die Missionäre ihre Schritte nach Indien und Hinterindien und bekehrten unzählbare Heiden zum Christenthume. Im Jahre 1663 ergriffen französische Glaubensboten das Kreuz und trugen es in das Reich Siam, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Der freundliche Empfang erfreute den französischen Hof und Ludwig XIV. sandte 1673 eine Gesandtschaft nach Siam, von woher eine Gegengesandtschaft 1683 in Frankreich eintraf, als der König sich eben in Versailles aufhielt. Gegenseitige Verträge wurden geschlossen, die katholische Religion und deren freie Verkündung im Reiche Siam gewährleistet, die Errichtung eines theologischen Seminars, wie der katholischen Schulen zugegeben u. s. w., und die Religion Jesu machte nach allen Seiten hin erfreuliche Fortschritte, wozu die Jesuiten und andere Geistliche thätig mitwirkten. Der glück-

liche Fortgang der Mission wurde nach Europa berichtet, und andere Männer machten sich auf, das heilige Werk zu unterstützen. Unter diesen nennen wir Johann Genoud, der aus Wallis oder Freiburg stammte. Man findet dieses Geschlecht noch jetzt in beiden Kantonen und ist in beiden sehr alt. Ob er diesem oder jenem angehörte, können wir nicht bestimmen; denn in den Annalen stehen einzig die Worte: „Er war gebürtig aus der Schweiz.“ Sehr wahrscheinlich gehörte er dem Jesuitenorden an, und reiste als solcher zur Mission. Er verließ sein Vaterland, um es nie mehr zu sehen, und kam 1680 glücklich nach Siam, wo er 12 Jahre segensreich den Samen des Evangeliums ausstreute. Da brach eine furchtbare Verfolgung in Siam, in Bancok und andern Städten des Reiches gegen die Franzosen aus, welche die französischen Offiziere und Soldaten durch ihren Uebermuth und ihr anmassendes Betragen gegen die Einwohner hervorgerufen hatten. Anfänglich glimmte das Feuer unter der Asche, aber bald loderte es empor; die Franzosen, der großen Ueberzahl nicht gewachsen, mußten die Waffen strecken und ihr trauriges Schicksal mit den Christen gewärtigen. Der wüthende Pöbel, obschon von der Unschuld der frommen Missionäre überzeugt, richtete seine Wuth gegen dieselben, nahm den greisen Bischof von Metellopolis gefangen und mißhandelte ihn dergestalt, daß er in Folge der Mißhandlung starb. Die katholischen Anstalten wurden zerstört, und die Geschichte von Siam sagt: „Alle Straßen von Siam boten ein schreckliches Schauspiel dar; Priester und französische Offiziere, fast nackt, blaß und abgezehrt, schleppten sich durch die Stadt, flehten hungernd um Nahrung, die man ihnen mit Verachtung zuwarf; und obschon sie fast entkräftet dahinsanken, lud man auf ihre Schultern mit Unflath gefüllte Körbe und trieb mit ihnen schändlichen und rohen Muthwillen, was ihre herzzerreißende Lage noch vermehrte.“ Es scheint, daß unser Johann Genoud nicht eingekerkert wurde, oder daß man ihn wieder auf freien Fuß setzte; denn als er hörte, daß in Pegam die Mission unterbrochen worden war, begab er sich dahin, um selbe fortzusetzen. Unerschrocken zeigte sich der begeisterte Gottesmann und achtete nicht auf die Gefahren, die ihm drohten. Eben, als er die evangelische Lehre verkündete, wurde er ergriffen, geschlagen, gefesselt, eingekerkert und nach vielen Mißhandlungen im Monat März oder April 1693

hingerichtet. — So gelangte diese schöne Blume, die dem schweizerischen Boden entkeimte, in den asiatischen Gefilden zur Reife. (Luquet, J. F. D., Lettres à Mgr. L'Evêque de Langres, sur la Congrégation des Missions étrangères, Paris 1843.)

Johann Brunner, von Krieswangen, Kapuziner. Als der heilige Fidelis gegen das Ende des Jahres 1621 als apostolischer Missionär in den Kanton Graubünden kam, war er Guardian zu Feldkirch, wohin ihn dringende Geschäfte gegen Ostern 1622 wieder zurückriefen. Er ordnete Alles weislich, verabschiedete sich von den Vätern und reiste in Begleitung des Paters Johann von Krieswangen, eines frommen und bewährten Mannes, ins Prättigau zurück. Unterwegs sprach P. Johann zu dem Heiligen: „Was würden wir thun, wenn uns ein Haufen Rebellen überfiele und zu erschlagen drohte?" In ruhiger Seelenstimmung gab Fidelis zur Antwort: „Nichts Anderes, als was die Martyrer thaten; wir würden uns freiwillig im Namen Gottes dem Tode hingeben." Der Heilige, der seinen Tod voraus wußte, bereitete sich durch Gebet und Nachtwachen auf denselben vor, und beichtete den 24. April 1622 in der Frühe dem P. Johann reumüthig seine Sünden, beauftragte denselben, Christenlehre zu halten, und wenn der Hauptmann von Castels angekommen sein werde, die heilige Messe zu lesen; dann umarmte er den lieben Pater Johann und schied mit den Worten: „Ich will nun nach Sevis gehen, obwohl ich gewiß weiß, daß sie nicht in Aufrichtigkeit wandeln, sondern viel Arges in ihrem Herzen gegen mich vorhaben; allein ich fürchte mich nicht, wenn ich nur getreu bis zum Tode das Predigtamt verwalte." Er ging nach Sevis und starb dort noch am nämlichen Tage den glorreichen Martertod. Sein Begleiter, P. Johann, war in Grüsch, als die Empörung in Sevis ausgebrochen war; er hatte eben den Gottesdienst beendet und wollte nach Hause zurückkehren, da hörte er draußen einen wilden Lärm und einige Schüsse fallen; die Aufrührer hatten auch hier zu den Waffen gegriffen. In aller Eile kehrte er ins Gotteshaus zurück, um daselbst den Kelch und die Meßkleider zu holen und sie an einem sichern Orte zu verbergen. Während er sie dem edeln Abundius von Salis zur Aufbewahrung überbrachte, stürzten sich die bewaffneten Bauern schon auf die Soldaten und erschlugen sie zur Hälfte, indem sie ihnen an Zahl weit überlegen waren; die An-

dern zogen sich kämpfend in die Kirche zurück; aber kaum waren sie da angekommen, so fing das Pulvermagazin, welches in den Gewölben unter ihrem Boden lag, plötzlich Feuer, die Kirche stürzte krachend zusammen und begrub fast die sämmtliche Mannschaft unter ihre Trümmer. Abundius von Salis rieth dem Pater Johann, in seiner Wohnung zu bleiben, wo er ihn gegen die Aufrührer sicher stellen wolle; sein Seeleneifer drängte ihn aber, den Soldaten in ihrer Gefahr beizustehen; er stürzte hinaus und gerieth mitten unter eine Rotte wüthender Bauern, die unter Fluchen und Lärmen auf ihn zueilten. Einer von ihnen schlug ihn mit einem Rapier so heftig auf den Kopf, daß er niederstürzte; und als er sich wieder aufgerichtet und auf die Kniee erhoben hatte, holte schon ein Anderer mit seinem Schlachtschwerte weit aus, um ihm den Todesstreich zu versetzen, auf welchen er gefaßt war. Allein es war Gottes Wille, daß er seinen heiligen Obern überlebe. Abundius von Salis, die Gefahr ahnend, war ihm mit einigen Männern, mit denen er sich ins Einvernehmen gesetzt hatte, nachgeeilt, erschien eben zur rechten Zeit und entriß ihn unter dem Vorwande, er wolle ihn gefangen nehmen und den Gerichten ausliefern, den Händen der tobenden Menge. Während er abgeführt wurde, stachen, hieben und schlugen diese rohen Menschen immer auf ihn ein, so daß seine Begleiter selbst in Lebensgefahr kamen. Ein Stich traf ihn auch so gefährlich in die Schulter, daß man anfangs glaubte, er werde ihm den Tod bringen. Im Hause des Salis erholte er sich jedoch wieder und befand sich schon am andern Morgen, den 25. April, außer aller Gefahr. Sobald er sich besser befand, erkundigte er sich nach seinem geliebten Mitbruder und Obern; die Trauerkunde seines Martertodes traf ihn sehr empfindlich, und es machte ihm tiefen Kummer, daß er dessen Loos nicht theilen, nicht mit ihm die Marterkrone erlangen konnte. Dann ließ er den Meßner von Sevis ersuchen, zu ihm zu kommen und bat ihn, er möchte dem Heiligen den letzten Liebesdienst erweisen und ihn beerdigen. Der gefangene Hauptmann Kolonna gab ihm dann 24 Kreuzer, die gewöhnliche Belohnung, die er für eine Beerdigung erhielt, und er versprach, Alles gewissenhaft zu erfüllen, was von ihm verlangt wurde. Der Meßner hielt sein Versprechen und holte am Montag Abend, als am Gedächtnißtage des heiligen Evangelisten Markus, dessen

Name dem Heiligen in der Taufe beigelegt worden war, den Leichnam, welcher seit dem Sonntag Morgen um 10 Uhr in seinem Blute auf der Straße gelegen, bestattete ihn auf dem Kirchhofe zu Sevis, nahe an der Kirchmauer, zur Erde und steckte auf den Grabhügel, wie es bei katholischen Gräbern üblich ist, ein hölzernes Kreuz. Mantel und Gürtel sammt den Schriften des heiligen Martyrers überbrachte er dem P. Johann, der diese ehrwürdigen Ueberbleibsel mit sich nahm, als er zehn Tage später freigelassen wurde und sich nach Feldkirch begab. Erst vor einigen Jahren ist die geschriebene Predigt vom Gerichtstage, die der heilige Fidel in Bünden hielt, aufgefunden und zum Druck befördert worden. Vermuthlich war sie unter den Schriften, welche P. Johann nach Feldkirch übertragen hat. Die Conventualen in Feldkirch empfingen den guten Pater mit großer Theilnahme und fühlten mit ihm die Leiden, die er in der Sendung nach Bünden ausgestanden; er aber tröstete sie und erzählte ihnen genau alle Umstände, die auf den Tod des heiligen Fidelis Bezug hatten. Der mißhandelte Pater litt noch lange mit wahrer Seelengröße und klagte, daß er die Siegespalme mit dem heiligen Guardian nicht erlangt habe. Er lebte noch viele Jahre, aber oft sagte er: „Ich kann die Stunde nicht vergessen, in der der heilige Martyrer von mir schied; o wie freundlich sagte er mir das letzte Lebewohl und wie verklärt leuchtete sein Angesicht! Ich rufe ihn an, daß er bei Gott für mich bitte, damit ich wieder sein Gefährte im Himmel werde." Mit rastlosem Eifer arbeitete P. Johann in mehreren Klöstern der Schweiz an seinem und anderer Menschen Heil, erreichte ein hohes Alter, nämlich 74 Jahre, und starb zu Stans als Jubilat den 5. Heumonat 1651. (Vergl. meine Helvetia S. Bd. I. S. 186 ff.; Catalogus defunctorum Prov. Helv.; Annales Prov. Helv.; Lucernæ, manuscript.)

Johann Franz Baillard, Weltpriester. Herr Abbé Fleury hat das Leben eines würdigen Pfarrers und Erzpriesters beschrieben, der erst vor einigen Jahren das Zeitliche segnete, aber in den Heiligenkranz eingereiht zu werden verdient. Johann Franz Baillard ward zu Chêne bei Genf den 6. Christmonat 1775 geboren, und war zwar von gemeiner Herkunft, die aber in ihm der Kirche einen treuen Diener verschaffte. Seine Eltern fristeten ihr Leben mit Handarbeit und ließen an der

guten christlichen Erziehung ihrer Kinder nichts ermangeln. Der Vater nahm seinen kleinen Johann Franz auf die Arme und sagte: „Gerne wollt' ich dir zu den Studien verhülflich sein; o wie glücklich wäre ich, wenn ich dich eines Tages in St. Peter, in der Cathedrale der Bischöfe von Genf, die Messe lesen sehen würde!" Sein Wunsch erfüllte sich nur theilweise, weil diese noch in den Händen der Protestanten sich befindet; aber der Sohn, dem er dieses Glück geschenkt wissen wollte, betrat die heiligen Stufen des Altars. Er hat im Heiligthum eine der schönsten Laufbahnen ausgefüllt, die ein Priester zu durchwandeln beglückt ist. Von Jugend an zeigte er Neigung zum Gebete, lernte das Altargebet zum Meßdienste und suchte bei jeder Gelegenheit dem Herrn Kaplan Cullaz zu ministriren, wobei er jedesmal mit seinem Rosenkranz und Gebetbüchlein erschien. Dem Herrn Kaplan gefiel der junge Knabe sehr wohl; er gab ihm aus Erkenntlichkeit zwei Jahre Unterricht in der lateinischen Sprache und sandte ihn hierauf in das Kollegium von Annecy, wo er bald durch anhaltenden Fleiß sowohl in den Wissenschaften, als in der Frömmigkeit glänzende Fortschritte machte. Er studirte eben Philosophie, als die französische Revolution ausbrach, welche alle religiösen Institute vernichtete, und deren unheilvolle Wirkungen sich auch über Savoyen ausdehnten. Den 8. Hornung 1793 wurde die bürgerliche Verfassung des Klerus in Savoyen veröffentlicht; die theologischen Schulen wurden geschlossen, die Kanzeln verstummten und die Gott und der Kirche treuen Priester hatten den Weg der Verbannung angetreten. Unser Philosoph, in der Fortsetzung seiner Studien gehemmt, faßte, um dem Soldatendienst zu entgehen, den Entschluß, die Medizin zu studiren, und ließ sich ein Gesundheitszeugniß ausfertigen. Als er mittlerweile vernahm, daß Herr Bigex, Generalvikar der Diözese, sich geflüchtet habe und im Walliserlande beim Herrn Pfarrer von Liddes (Peter Jos. Rausis, Propst auf dem großen St. Bernhard von 1803—1814, war ein sehr frommer und menschenfreundlicher Mann) sich aufhalte, eilte er ihm nach und bat ihn, daß er ihm Unterricht in den theologischen Fächern und den kirchlichen Ceremonien ertheilen möchte. Der Generalvikar freute sich und gab ihm sofort Anleitung in diesen Wissenschaften. Hier bildete sich Baillard zum großen Manne; er lebte in dem gastfreundlichen Pfarrhause still und zurückgezogen

in Ausübung frommer Werke, sammelte sich schöne Kenntnisse für seinen künftigen Beruf, vollendete da seine Studien und wartete begierig auf eine günstige Gelegenheit, die heiligen Weihen zu empfangen. Mit guten Zeugnissen versehen, begab er sich zu Msgr. Odet, Bischof von Lausanne, nach Freiburg, der ihn den 8. März 1800 in der Kapelle des ehrwürdigen P. Canisius zum Gesandten des Herrn salbte. Mit großem Eifer hatte er sich auf den Empfang der Priesterweihe vorbereitet. Dieser Tag blieb ihm unvergeßlich; alle Jahre beging er den Weihetag feierlich, zog bei der Messe die schönsten Kleider an, ließ mehrere Kerzen anzünden, knieete nach der Messe an den Stufen des Altares nieder und erneuerte seine gemachten Gelübde. Zum Priester geweiht, begab er sich nach dem Willen seiner Oberen in der Eigenschaft eines Missionärs in die Umgegenden von Genf; die Priester waren vertrieben, ihre Einkünfte und Präbenden geplündert, der öffentliche Gottesdienst abgeschafft, und die Katholiken blieben ohne Unterricht. Herr Baillard erfüllte mit aller Treue das Amt eines Apostels, besuchte die Kranken, unterrichtete die Kinder und feierte in den Scheunen das heilige Meßopfer. Inzwischen erhielt die Kirche durch einen Vertrag den Frieden wieder, und die Pfarrer durften zu ihrer Heerde zurückkehren. Herr Martin, Pfarrer von Chêne, der in Piemont weilte, kehrte sofort zu seinen Pfarrgenossen zurück und nahm mit Beistimmung der höhern Behörde den jungen Priester Baillard zu seinem Gehülfen (1803). Die guten Herren trafen ihre Pfarreien in einem sehr kläglichen Zustande und hatten große Mühen zu übernehmen. Herr Pfarrer Martin fand seine Kirche entheiligt, ihrer Schätze beraubt und Alles im Zustande der Verwüstung. Hier mußte er noch Ungetaufte taufen, dort die unkirchlich eingegangenen Ehen kirchlich einsegnen, Erwachsene unterrichten u. s. w. Diese traurige Lage rührte ihn oft zu Thränen, jedoch tröstete ihn wieder sein treuer Amtsgehülfe, der noch jung, von seelsorglichem Eifer erfüllt, ihm wacker zur Seite stund. Er schätzte den Herrn Baillard, betrachtete ihn wie seinen Sohn, verehrte ihn wie einen Heiligen und schrieb eines Tages an seine Oberen: „Er ist der Stab, auf den ich mich in meinem Alter stütze; lassen Sie mir ihn, bis ich in das Grab steige." Der junge Vikar hatte öfters Gelegenheit, den ganzen Sinn dieser Worte auszuführen. Schon hatte der greise Mann das sechsundsiebenzigste Jahr erreicht, als ihn Gott vor seinem

Hinscheiden noch mit einer schweren Krankheit prüfte; er war auf dem Eise ausgeglitscht und hatte ein Bein gebrochen, mußte unsägliche Schmerzen leiden und zwei Jahre das Bett hüten. Da pflegte ihn sein treuer Vikar, ohne dabei seine Pfarrgeschäfte zu vernachlässigen. Der Himmel erlöste ihn den 13. Wintermonat 1816 und führte ihn in den Hafen des Friedens. Herr Baillard, der dem Pfarrer die Augen geschlossen, weinte bitterlich und sagte: „Jetzt bin ich verlassen, ich habe meinen Vater und Wohlthäter verloren, und wo soll ich nun Trost und Rath holen? Ich will aber nicht verzagen; denn ich hoffe, er werde bei Gott für mich bitten." Die Pfarrei Chêne war nun erledigt und die Glieder derselben wandten sich an den hochwürdigen Bischof Solle zu Annecy und verlangten den Herrn Vikar Baillard zum Pfarrer. Der Oberhirt willigte gern in ihre Bitte und ernannte ihn den 17. Wintermonat 1816 zu ihrem Seelsorger. Alles frohlockte und jubelte, nur der Gewählte nicht, und doch war er der Mann, der sich und seine Heerde heiligte. Der neue Pfarrer widmete sein Leben dem Gebete, der Arbeit und der Abtödtung. Häufige Kopfschmerzen, die ihn bis ins fünfundsechszigste Jahr oft befielen, hatten ihm den besten Schlaf entzogen; er konnte nur mit Mühe fünf oder sechs Stunden der Ruhe widmen. Täglich stund er am Morgen um vier Uhr auf, brachte fast eine Stunde im Gebete zu, betete darauf sein Brevier und bereitete sich auf die heilige Messe vor, die er im Winter um sieben, im Sommer um sechs Uhr las. Alle Stunden des Tages waren entweder dem Gebete, dem Studium oder den Pfarrgeschäften geweiht, und er konnte in Wahrheit mit dem Apostel sagen: „Nos autem orationi et doctrinæ instantes erimus." Er verließ nie ohne Nothwendigkeit sein Zimmer; schrieb alle seine Vorträge, und man wird sich leicht vorstellen, wie viel Zeit er darauf verwendete; er wußte jeden Augenblick zu benutzen, gönnte sich eine kurze Erholungszeit, die gewöhnlich nur im Besuche der Kranken bestund, und dachte auf der Straße an seine Predigten und Aufsätze. Er lebte sehr streng, aß wenig, schränkte seinen Tisch ein, und zeigte sich um so freigebiger gegen Andere. In der heiligen Fastenzeit dehnte er seine Strenge noch weiter aus und war nie zu bewegen, von der Erlaubniß, an den bestimmten Tagen Fleischspeisen zu essen, die ihm sein Bischof eingeräumt hatte, Gebrauch zu machen. Er suchte in Allem seinen

Gott zu verherrlichen und seiner Kirche zu dienen; er hatte ein sehr weiches Herz und änderte zuweilen, wenn er Stellen las, die sich auf unsern Erlöser bezogen, seine Gesichtsfarbe, was seine Gottesliebe an den Tag legte. Sein Umgang mit Andern war angenehm und anziehend, höflich und bescheiden; seine Worte flößten Jedermann Ehrfurcht ein, und er genoß daher nicht nur das Zutrauen seiner Pfarrgenossen, sondern auch die Schätzung seiner Amtsbrüder in so hohem Grade, daß sie nicht selten bei ihm Rath suchten. Der Wunsch seines Vaters, es möchte seinem Sohne vergönnt sein, in der Domkirche zu Genf die heilige Messe zu lesen, erfüllte sich in gewisser Beziehung. Es hatte sich seitdem in Genf eine katholische Gemeinde gebildet, welche sammt der Pfarrei Chêne dem schweizerischen Bischof von Lausanne einverleibt wurde. Der erste katholische Pfarrer der Stadt war Herr Vuarin, ein Mann, den die Vorsehung zu diesem schwierigen Werke auserkoren hatte. So gelehrt und gewandt auch Vuarin in Lösung religiöser Streitfragen war, und so selten er sich verlegen fühlte, so suchte er dennoch zuweilen Rath bei erfahrnen Mitbrüdern. Unter diesen stund Herr Pfarrer Baillard oben an, dem er die schwierigsten Fälle vorlegte und dessen Aussprüche ihm meistens als maßgebend galten. Was besonders in großen Städten nicht selten der Fall ist, nämlich mit weltlichen Personen von hohem Stande und Range in Verkehr zu stehen, machte auch unserm Pfarrer oft nicht geringen Kummer; er unternahm aber nichts, ohne zuvor seinen Freund über Alles in Kenntniß zu setzen und über das Fragliche zu verständigen. Als Pfarrer erfüllte er seine Amtspflichten im wahren Sinne seiner Sendung, wie es Jesus Christus von seinen Stellvertretern fordert; er glaubte aber, den Pfarrgenossen noch mehr leisten zu müssen, als ein gewöhnlicher Seelsorger auf dem Lande. Da seine Pfarrkinder in ihrem täglichen Verkehr mit den Protestanten oft gefährliche und die Religion beeinträchtigende Reden hören mußten, so drang er besonders in seinem Unterricht auf die wahre Kenntniß der heiligen Religion und suchte in der christlichen Lehre, auf der Kanzel, oder wo er immer Gelegenheit fand, selbe so verständlich als möglich vorzutragen. Er brauchte lange Zeit, um die Herzen für die wahre Heilslehre empfänglich zu machen und die Schäflein gegen die treulosen Einflüsterungen der Irrlehrer zu waffnen, was ihm

jedoch Gott gewährte, indem er lange auf diesem wichtigen Posten die Heerde Gottes weiden konnte. Der edle Seelsorger befaßte sich besonders mit der Jugend und unterrichtete sie in jenen katholischen Punkten, gegen welche die Protestanten ihre heftigsten Angriffe richteten. Zu diesem Zwecke verfaßte er einen Katechismus, der für die Zeitumstände genügte, den er aber wiederholt vermehrte. Alles, was er schrieb, lernte er wörtlich genau auswendig, damit kein Wort seinem Munde entfalle, das er nicht mit Ueberlegung niedergeschrieben hatte. Im Alter kostete ihn dieses große Anstrengung, so daß er eine ganze Woche auf einen einzigen Unterricht verwenden mußte. Auf die Vorstellung seiner Freunde, er solle seine geschriebenen Aufsätze vorlesen, durchging er alle seine Schriften und trug selbe noch mehrere Jahre vor. Ein Uebelstand in seiner Gemeinde, den er schon beim Antritt der Pfarrei fühlte, war der Gassenbettel der Kinder. Man sah täglich auf den Straßen müßige Buben und Mädchen herumstreifen und von Hause zu Hause betteln. Wer weiß nicht, wie nachtheilig der Müßiggang auf die Jugend wirkt, und wie besonders das weibliche Geschlecht dabei leidet! Herr Baillard dachte auf Mittel, diesem Uebel zu steuern, und trug daher mit allen Kräften zur Errichtung einer Mädchenschule bei, die dann auch durch seine fortdauernde Anstrengung zu Chêne ins Leben gerufen wurde. Zum Gedeihen derselben brauchte es eine tüchtige Lehrerin, die Klugheit und Frömmigkeit in sich vereinigte. Er fand solche in Genf in der Person der tugendreichen Frau Angeline, die ihr Leben gerne ihrem Geschlechte weihte, und es sich sehr angelegen sein ließ, dasselbe leiblich und geistig zu heben. Sie folgte also der Einladung, ging nach Chêne, eröffnete die Schule, that und unternahm jedoch nichts, ohne den erfahrnen Seelsorger zu Rathe zu ziehen. Angeline erkannte bald, daß den Mädchen der häusliche Unterricht fehle, ging deßhalb in die Häuser und gab den Müttern standesgemäßen Unterricht. Diese fromme Frau stiftete unendlich viel Gutes, und ihr Andenken blieb in Chêne lange im Segen. Bei diesem glücklichen Anfang blieb Herr Baillard nicht stehen, sondern legte mit Beihülfe edler Wohlthäter den Grund zu einem religiösen Hause, berief 1832 die barmherzigen Schwestern, welche jetzt noch segenreich wirken. Auch gründete er eine andere Anstalt für die Knaben von Chêne, die, wenn sie sich dem geistlichen

Stande widmeten, unentgeltlich im Seminar de la Roche studiren konnten. Für alle diese Schöpfungen schulden ihm seine Pfarrkinder ewigen Dank. Der gute alte Pfarrer wurde mit Uebelhörigkeit geplagt, die dermaßen zunahm, daß er sich genöthigt fand, allen Verkehr mit der Welt und seinen Mitbrüdern aufzugeben. Das kränkte ihn, und er sagte eines Tages bei Tische: „Meine Freunde haben mich vergessen.“ Allein er sollte bald erfahren, daß noch viele Herzen warm für ihn schlugen. Als er seine fünfzigjährige Jubelmesse hielt, strömten sehr viele Priester aus allen Gegenden, ohne geladen zu sein, herbei und brachten ihm ein Lebehoch auf viele Jahre. Seine Harthörigkeit nahm indessen so zu, daß er keine andern Verrichtungen mehr vornehmen konnte, als in der höchsten Noth Beicht zu hören. Herr Johann Delétraz, nun Pfarrer und Erzpriester in Chêne, mußte die Verwaltung der Pfarrei übernehmen; indessen las Herr Baillard immer noch Messe, wohnte mit Erbauung dem Gottesdienste bei; allein es befiel ihn zum öftern eine Schwäche, so daß man befürchtete, er könnte eines Tages am Altare umfallen, was denn auch geschah, als er den 25. Christmonat 1853 die heilige Messe lesen wollte. Man mußte ihn auf sein Zimmer tragen, welches er nur einmal mehr verließ, um einem alten Freunde einen Besuch zu machen und ihm vor dem Hinscheiden noch ein Zeichen seiner treuen Freundschaft zu geben. Der Tod hatte für ihn nichts Schauerliches; denn er hatte sich während seines ganzen Lebens zum Sterben vorbereitet. „Bitten Sie Gott,“ sagte er zu seinen Freunden, „daß er mir an meinem Ende Frieden und Barmherzigkeit angedeihen lasse.“ Um immer bereit zu sein, reinigte er in der letzten Zeit alle Tage sein Gewissen und empfing das heilige Abendmahl. Am 29. April 1854 in der ersten Morgenstunde vollendete er seine tugendreiche Bahn, und seine schöne Seele erhob sich, wie wir hoffen, in das Reich des ewigen Friedens. (Annales Catholiques de Genève.)

Johann Ludwig Favre, s. Barbara Roten u. s. w.

Johann Viktor Sury von Solothurn, aus einer adeligen Familie, hat sich sowohl durch seine Tugenden, als seine Wohlthätigkeit und Stiftungen einen unsterblichen Ruhm erworben. Er bekleidete frühzeitig politische und militärische Stellen, diente in Frankreich als Hauptmann, ward dann zu

Hause Stadtmajor, und soll auch Ritter des heiligen Michaelordens gewesen sein. Er war leiblicher Bruder des Hauptmanns Ursus Sury, der sich mit Helena Grimm verheirathet hatte. Der Tod hatte alle seine Geschwister hinweggenommen; nur dieser Bruder allein blieb am Leben, mit dem er nicht nur durch die Bande des Blutes, sondern auch durch die innigste Freundschaft verbunden war. Dieser hatte eine hoffnungsvolle Tochter, Maria Margaretha Gertrud mit Namen (s. d. A.), auf die sie mit Wohlgefallen hinblickten. Alle Familienangelegenheiten wurden von beiden Brüdern gemeinschaftlich besprochen und behandelt, und ohne Zurathziehen des Andern that hierin Keiner einen folgereichen Schritt. Gewöhnlich unterhielten sie sich, wenn sie zusammenkamen, über die anständige Verheirathung der Tochter, und Beide stimmten darin überein, ihr einen Bräutigam aus der Familie Sury zu geben. Derjenige, welchen sie Beide auserwählt und unter sich längstens genannt hatten, war ihres lieben und vielgeehrten Herrn Vetters Hauptmann Altrath Major Jakob Sury's ältester Sohn, Namens Urs Viktor. Er war der Tochter Nachbar und hatte schon deßhalb täglich Gelegenheit, sie zu sehen und Neigung für sie zu gewinnen. Dieser Plan verwirklichte sich jedoch nicht, und Maria Margaretha Gertrud reichte einem Andern die Hand. Bei dieser Heirath war unser Johann Viktor nicht mehr am Leben, und sah die Uneinigkeit nicht mit an, welche für einige Jahre die Familienmitglieder feindselig auseinander warf. Johann Viktor zeigte als Kriegs- und Staatsmann stets einen gottgefälligen Charakter, er heiligte in der Stille seine Seele, reichte den Armen manche schöne Gabe, bewahrte stets die Keuschheit und blieb ehelos; er war ein nicht gewöhnlicher Mann und vergabte sein schönes Vermögen größtentheils für öffentliche, wohlthätige oder fromme Zwecke, die jetzt noch fortbestehen. So gab er an die Erbauung der Jesuitenkirche 15,000 Gulden sammt seinem Wohnhaus, und mit 5000 Gulden, die er dem Spitale vermachte, stiftete er 1678 zu seinem und der in Gott ruhenden Voreltern und Verwandten Seelenheil und Trost eine neue Kaplanei zu St. Ursen, mit dem Zwecke, daß der neue Kaplan daselbst, als zweiter Organist, den gewöhnlichen Organistendienst versehe; ganz besonders aber zur Bequemlichkeit der Bewohner der Vorstadt und Nachbarschaft täglich zur bestimmten Stunde

in der Spitalkirche eine Messe lese. (St. Viktors-Messe). Johann Viktor Sury ist auch der Stifter einer täglichen Messe zu St. Laureta. — Er starb im Rufe großer Frömmigkeit und eines heiligen Wandels, 56 Jahre alt, den 12. Christm. 1687, und wurde in der Kirche der Jesuiten zu Solothurn auf der linken Seite am St. Ignatiusaltar begraben. — Als man zu Anfang des laufenden Jahrhunderts sein Grab öffnete, soll man, wie Herr Schultheiß Arreger meldet, seinen Körper noch unverwefet angetroffen haben. Noch jetzt wird für ihn in der genannten Kirche am 14. Christmonat ein Todtenamt gehalten. Eine Ehrentafel sammt seinem Portrait befindet sich in der Sakristei (Vergl. Amiet, J. J., Gertrud Sury, ein Frauenleben, Solothurn, 1859; von Mülinen Helvetia sacra. Bd. II. S. 57.)

Jola, s. Lupicin, Abt u. s. w.

Jonas, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w.

Jonatha (Jützi) Schultheß, Nonne von Töß. Die Gott liebt, zieht er an sich, und bewahrt sie vor sündhafter Liebe zur Welt. Das sehen wir an Jonatha Schultheß von Zürich bestätigt, die ihren Verwandten und Freunden so entsagte, daß sie über dreißig Jahre nie zum Sprachgitter ging. Ueberhaupt wurde in Töß die Klausur auf das Strengste eingehalten; die Schwestern durften sich nur im Weichbilde des Klosters erholen; nur bei der Königin Elisabeth von Ungarn (s. d. A. Bd. I. S. 166 ff.) allein fand eine Ausnahme der Regel statt. Schwester Jonatha besaß ein so mitleidiges Herz, daß, wenn ein Mensch in Lieb oder Leid zu ihr kam, sie mit ihm wie ein Kind weinte. Als Gott mit ihr besondere Gnaden wirken wollte, legte er ihr schwere Krankheiten auf, daß man glaubte, sie werde sterben; sie aber wünschte noch länger zu leben und empfand daneben große Trockenheit bei allen ihren Andachten. Sie betete ohne Aufhören um Trost und bald ward ihr diese geistliche Tröckne durch Gottes Erbarmung in Süßigkeit umgewandelt. Mit dem Gebete verband sie die Betrachtung des Leidens unseres Herrn, begann damit, wie unser Herr auf den Oelberg ging, und begleitete ihn durch alle seine Leiden, seinen Tod und seine Urstände, bis zu seiner Himmelfahrt. Dieser Andacht überließ sie sich so eifrig, und mit solch innerm Schmerze, daß sie ihre Gesundheit angriff, worüber sie sich doch im Gewissen beunruhigte und es dem Provinzial Hugo mit-

theilte. Er erwiederte: „Kommt dir dieser Schmerz von einer äußern Uebung, so unterlasse es; kommt er aber von der Liebe zu Gott, so fahre fort; stirbst du, so will ich bei Gott für dich verantwortlich sein.“ Von Tag zu Tag erstarkte sie in der Gnade und Liebe und kostete in der Betrachtung der Leiden des Herrn die süßesten Freuden. — Der Herr verband aber auch Seelenleiden mit diesen Tröstungen. Sie hatte mit der Versuchung zu kämpfen, daß sie das Angesicht Gottes nie schauen werde. Dieß versetzte sie in die größte Kleinmuth; sie schaute nicht mehr gen Himmel und hielt sich unwürdig, daß sie die Erde trage. Tag und Nacht plagten sie diese Gedanken, und sie hatte keine andere Linderung, als daß sie zuweilen ein wenig aß und schlief. Doch ließ sie von ihrer Andacht nicht ab, hielt sie treu und pünktlich, obschon sie wenig Hoffnung hatte, ihr Gebet sei Gott genehm. Dieses Leiden hatte am Sonntag Septuagesima, da das Alleluja aufhört, begonnen, und dauerte bis am hohen Donnerstag in der Mette an, in welcher sie ein Fieber befiel. Von Schmerzen überwältigt, unterließ sie das gewohnte Gebet, und wollte es in der Nacht nachholen; sie versuchte dieß zweimal, allein es gebrach ihr dazu die Kraft. Da sprach eine Stimme zu ihr: „Du sollst ruhen und wissen, was du von mir verlangen sollst.“ Und weiter sprach die Stimme: „Du sollst um deine vergessenen, ungebeichteten und unerkannten Sünden bitten, und daß du Eins mit Ihm werdest, wie Er und der Vater Eins war, ehe Er Mensch wurde, und sollst bitten, daß Er ein Vermittler zwischen dir und dem Vater werde, — und wie Er heute im Abendmahle eine Zukunft und eine Speise für die ganze Christenheit geworden ist, Er auch deine Zukunft und ewige Speise werde, und selbst zu deinem Ende kommen, dieß Alles vollbringen und ewig bestätigen wolle.“ Davon empfingen ihre Seele und Leib Trost und neue Kraft. Die Gaben des heiligen Geistes erfüllten sie wunderbar. Die tiefere Erkenntniß von den ewigen Geheimnissen des Glaubens trat bei der reichbegnadigten Schwester, die in hohen Tugendübungen ihr Leben zubrachte, zu Tage. Jonatha hatte einst in ihrer Andacht außergewöhnlichen Trost empfangen, durch den sie an Leib und Seele gestärkt wurde. Beunruhigt ob jener Trost von Gott käme oder nicht, blieb sie nach der Mette früh Morgens allein in ihrer Ruhe; da hörte sie eine Stimme über

ihrem Haupte, die sanft klingend deutsche Worte sang. Sie richtete sich auf und horchte; allein die Stimme zog sich in die Ferne und sie verstund die Worte nicht. Ihre Zweifel schwanden, und sie erkannte, daß die außerordentliche Tröstung von Gott gekommen wäre. Nach diesem Vorfalle gingen alle Tage neue Wunder und neue Erkenntnisse Gottes in ihr auf. Sie erkannte, wie das ewige Wort in der heiligen Jungfrau Fleisch geworden, in welcher Liebe der göttliche Sohn es gethan, welche Seligkeit den Menschen durch seine Geburt zu Theil wurde, und wie wir seine Glieder geworden; sie erkannte deutlich, welche Gnade der Mensch vom Wahren, Schönen oder der Tugend habe, und wie diese wieder an Gott zurückfällt, wenn der Mensch stirbt, wie sie auch von ihm ausgeflossen war. — Einmal hörte sie eine Stimme, welche sprach: „Bitte, daß du in mir wohnest und ich in deiner Seele!" Damals hatte sie ein himmlisches Gesicht und sah den Gottmenschen auf seinem Throne und zwei Dominikaner in weißen Kleidern vor ihm stehen. Sie stunden vor seinem Angesichte, verwunderten sich, fielen nieder und lobten Gott; dann standen sie wieder auf und schauten neue Wunder in Gott. Als dieß geschah, ging sie hinzu und wollte auch wie jene sehen; aber wohin sie sich wandte, verbarg sich das Gesicht und die Erscheinung verschwand. Darnach schaute sie klar, daß tausend und tausend Jahre im Himmelreiche nur ein Augenblick sind; sie sah in Gott alle Dinge und immer neue Wunder. Sie erkannte auch die Engel und die Seelen von einander, die heiligen Märtyrer und ihre Herrlichkeit im Reiche der Verklärung, und die großen Wunder an den Kindern, die Herodes um Christi Namen tödtete. Da hörte sie einmal eine Stimme, die zu ihr sprach: „Du sollst dein Leben nach dem Glauben richten und wissen, dieser ist der sicherste Weg;" zugleich erkannte sie, daß der Glaube größer ist, als die Schauungen, die sie gehabt. Sogleich richtete sie ihr Leben nach demselben ein und lebte 27 Jahre nach dieser Weise. — Während Jonatha ihre Offenbarungen hatte, blieb sie gewöhnlich in ihrer Zelle und ging fünf Jahre lang weder in eine Stube noch zu den Leuten. Einmal war es gar kalt; da bat sie die Pflegerin, sie in ein erwärmtes Zimmer zu führen. Ihre Wärterin erfüllte ihren Wunsch, geleitete sie in das Speisezimmer und setzte sie zum Ofen. „Nun," sprach Jonatha, „gehe in die Vesper, es

ist ein heiliger Tag und lobe den Herrn mit deinen Mitschwestern." Sie blieb beim Ofen allein, lag dem Gebete ob und fiel in eine Verzuckung. Unser Herr kam in Begleitung des hl. Johannes und des hl. Jakobus des Größern in's Zimmer, er stellte sich vor ihr im Bilde seines Leidens und sprach: „Siehe, wie mein Leben auf Erden war." Unsere hochbegnadigte Schwester lebte zur Zeit, als der Krieg von Winterthur geführt wurde. Dieser Kampf von Winterthur ist kein anderer als jenes Treffen vom Jahre 1292, in welchem Graf Hugo von Werdenberg an der Spitze der Truppen der Herzoge von Oesterreich den Heerhaufen der Zürcher besiegte. Bei diesem Anlasse war ein Gefangener zur Bestrafung nach Zürich geführt und die Schwester gemahnt, ihr Gebet bei Gott für denselben einzulegen; anfänglich widersetzte sie sich diesem Ansuchen, that es aber nachgehends und der Gefangene kam mit heiler Haut davon. Von dieser Zeit an lebte sie nicht mehr lange; der Herr nahm seine treue Dienerin zu sich, um sie ewig zu beglücken. Herr Domdekan Greith in St. Gallen hat ihre Gesichte und Ekstasen in dem Buche: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden" ausführlich beschrieben.

Joseph Helg, von St. Gallen, Weltpriester. Der Priester ist groß, wenn er die Größe seines Berufes erfaßt; er kann Großes wirken und Großes ausführen, wenn ihm auch nicht reiche Einkünfte zu Gebote stehen. Das lehrt die Erfahrung älterer und neuerer Zeit, und auch Joseph Helg, geboren 1721 zu Linkenwyl ist hiefür Zeuge. Nachdem er die theologischen Studien vollendet und 1745 zum Priester geweiht worden war, erhielt er eine Anstellung als Kaplan zu Mosnang, wo er sich als musterhafter Priester bewährte. Die Gemeinde Libingen war sehr vernachlässigt, weil derselben kein eigener Seelsorger vorstund; er stiftete also dort mit Bewilligung des fürstlichen Stiftes von St. Gallen eine Pfarrpfründe, die er auch als erster Pfarrer leitete (1751). Er traf viele verwahrloste Mädchen an, erkannte die Gefahren, denen solche preisgegeben sind, und wußte auch aus der Erfahrung, daß manche Tochter der Welt entsagen und sich zurückziehen würde, wenn ihr nur ein Kloster offen stände. Ueber dieses dachte er reiflich nach, sammelte hier zwölf fromme Jungfrauen, brachte neben der Kirche eine klösterliche Wohnung an und errichtete mit ihnen

den 31. Heum. 1754 auf Einwirken eines gewissen Jauch aus Uri und anderer Wohlthäter, welche durch seinen gottseligen Wandel erbaut wurden, die sogenannte ewige Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes. Er unterrichtete die Töchter selbst und schrieb ihnen die Andacht, die Tag und Nacht wechselweise andauerte, in deutscher Sprache vor, welche allgemein Beifall fand. Selbst der Fürstabt von St. Gallen, Cölestin II. Gugger von Staubach bezeugte, er habe in seinem Leben nichts Schöneres und Rührenderes gesehen oder gehört und gab am 22. Winterm. 1760. zur Gründung des neuen Werkes seine Zustimmung. Das Kloster ward unter der Leitung Helg's, „Neu St. Gallen" genannt, gebaut, den frommen Töchtern die Regel des hl. Benedikt gegeben und die Frau Maria Barbara von Sailern, Benediktinerin zu St. Georgen bei St. Gallen, als erste Priorin berufen. Wegen frühzeitiger Baufälligkeit dieses zwar neu aber schlecht gebauten Klosters, wie auch wegen seiner feuchten und ungesunden Lage, wurden nun diese Klosterfrauen in gleicher Eigenschaft (17. Winterm. 1781) unter Fürstabt Beda Angehrn auf den damaligen Meierhof Glattburg bei Oberbüren versetzt, nachdem dieß alte Schloß mit einem Aufwand von 22,548 Florin in ein Kloster umgewandelt und eine Kirche daneben gebaut worden war. — Als Joseph Helg 1766 Pfarrer zu Bernardzell geworden, baute er im Jahre darauf auf dem Gauenberge ob Utznach, in der Gemeinde Gommiswald, ein anderes Kloster der ewigen Anbetung, und gab den Frauen die Ordensregel und die Kleidung der Prämonstratenserabtei Schussenried in Schwaben. Seine Stiftung wurde den 31. Jänner 1767 vom Bischof von Chur, Johann Anton von Federspiel, gutgeheißen und von dessen Nachfolger (11. Mai 1778) Dionysius Graf von Rost bestätigt. Noch wollte der gottselige Mann ein drittes ähnliches Kloster zu Jestetten bei Schaffhausen unter dem Namen „Berg Thabor", ein viertes zu Rom, unter dem Namen „Maria Einsiedeln" und ein fünftes bei Utznach gründen, allein diese drei kamen nicht zu Stande; denn er war in Schulden gerathen und starb den 27. April 1787 mitten in seinen rastlosen Unternehmungen. Herr Helg war ein frommer seeleneifriger Mann, lebte für sich dürftig und arm, brachte sein ganzes Leben zur Verherrlichung der Kirche Jesu zu und war von Allen, die ihn näher kannten, geschätzt und

geachtet. Doch erweckte ihm die Eifersucht auch manche Feinde, und zwar selbst in höhern Kreisen. Dieses gibt Herr von Arx, der Geschichtsschreiber von St. Gallen, deutlich zu erkennen, indem er seine Unternehmungen mit den Worten bezeichnet: „Joseph Helg von Linkenwyl fing um diese Zeit durch sein Streben, der Stifter eines neuen Ordens werden zu wollen, die St. Gallischen und andere umliegenden geistlichen und weltlichen Behörden auf vielfache Weise zu behelligen an.“ Wenn Herr Helg einen Vorwurf verdient, so besteht dieser höchstens in seinen Schulden; aber es beseelte ihn die Liebe zu seinem Erlöser und das Heil des weiblichen Geschlechtes, das oft ohne Schutz sich selbst überlassen ist. Er erwog die vielen Unbilden, die Jesu Christo im hl. Sakramente zugefügt werden und führte darum zum Ersatze derselben die ewige Anbetung ein. Selbst seine Töchter auf dem Berg Sion, die in großer Armuth lebten und zur Fristung ihres Lebens in der Schweiz und Deutschland Almosen sammelten, wollten ihm, als er von Rom zurückkehrte, den Eintritt in's Kloster nicht gestatten, was ihm sehr wehe that, weil er bei ihnen sich in Ruhe setzen wollte, und seine Grabstätte in einem eingehauenen Felsen gewählt hatte; er ließ jedoch seinen Muth nicht sinken, der Grund zu den Klöstern Glattburg und Sion war gelegt und er hoffte, Andere werden sein mühevoll begonnenes Werk in leiblicher und geistlicher Weise fortsetzen, was denn auch geschah. Sein Gönner, Herr Iso Walser, Offizial, führte in allen dem Stifte St. Gallen unterworfenen Frauenklöstern die ewige Anbetung in deutscher Sprache ein. Kloster Glattburg und Sion bestehen noch; die gottseligen Nonnen preisen da bei Tag und Nacht den eingebornen Sohn des himmlischen Vaters und beten zugleich für ihren seligen Stifter. Die Frauen von Glattburg standen früher unter dem Stiftsdekan von St. Gallen, seit der Aufhebung der Abtei aber kamen sie unter die Aufsicht des Stiftes Einsiedeln, das jetzt noch einen Conventualen als Beichtiger dort hält. Der löbliche Convent auf dem Berg Sion ist arm, nimmt keine Laienschwestern an, und die Frauen müssen zu ihrem Unterhalte auch auf dem Felde arbeiten. Sie haben einen Beichtiger aus dem Kloster Wettingen. (Holzhalb II. 537. III., 89–90; Eichhorn, Episc. Cur., 368; von Arx, Ild., Geschichten des Kantons St. Gallen, III., 607–611; von Mülinen, Helvetia sacra, II. u. s. w.)

Joseph Benedikt Labre, Bettler (Zusatz zu dem Art. I., 350 und II. 482.) wurde am 20. Mai 1860 von Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. in der St. Peterskirche zu Rom feierlich selig gesprochen. Seine Reliquien ruhen in der Kirche der Mutter Gottes de monte; doch gab der hl. Vater davon den obern Theil des Hauptes dem Bischofe von Arras für seine bischöfliche Kirche, und zwei andere Reliquien für die Kirche zu Boulogne-sur-Meer und Amettes, wohin sie unter großer Feierlichkeit übertragen wurden.

Joseph Stephan Motschi, Weltpriester, ward zu Didenheim bei Mühlhausen im Oberrhein den 28. Christmonat 1761 geboren. Sein Vater Stephan Motschi von Oberbuchsiten (Kt. Solothurn) verwaltete dort die herrschaftlichen Güter, welche der edlen Familie Besenwal von Solothurn zugehörten und war mit Maria Anna Higelin von Didenheim verheirathet. Sein Bruder Xaver Motschi von Oberbuchsiten war Pfarrer in Didenheim, welches dazumal zu der Diöcese Basel gehörte. Diesem wurde der junge Joseph Stephan übergeben, um in den Anfangsgründen der französischen und lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Nach Verlauf von etwa zwei Jahren schickte man ihn nach Pruntrut in das bischöfliche Collegium, eines der ausgezeichnetsten der damaligen Zeit, wo er sich durch seinen Fleiß und seinen sanften Charakter die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler erwarb und mit aller Auszeichnung den klassischen Studien oblag. Nachdem er im dortigen Priesterseminar auch die theologischen vollendet hatte, ward er zu Weihnachten des Jahres 1787 zum Priester geweiht, kehrte, mit der Gnade des hl. Geistes ausgerüstet, in seine Heimath zurück und las am Feste des heiligen Stephan daselbst seine erste heilige Messe. Der junge Diener des Heiligthums ward sofort Vikar an seinem Geburtsorte, wo er durch seine Kenntnisse, salbungsvollen Predigten und Christenlehren und durch seinen unermüdlichen Eifer in Erfüllung der priesterlichen Pflichten die Liebe und das Zutrauen der ganzen Gemeinde gewann. Der greise Pfarrer Motschi, der in der Seelsorge viel Gutes gewirkt hatte und das Ende seiner Tage nahen fühlte, glaubte seine Pfarrei nicht besser erhalten zu können, als wenn er selbe in die Hände seines Neffen niederlegte; er wandte sich daher 1789 an den Bischof von Basel, Franz Joseph Sigmund (1782—1794, starb

auf der Flucht zu Constanz), der das Bittgesuch billigte und Joseph Stephan Motschi zum Pfarrer von Didenheim ernannte. Der neue Pfarrer erklärte sich unerschrocken gegen die verderblichen Grundsätze der Revolution und machte seine Pfarrkinder auf die großen Uebel aufmerksam, welche die Kirche und den Thron Frankreichs bedrohten, und betheuerte öffentlich, daß er den gottlosen Eid, den man von der Geistlichkeit forderte, unter keinen Umständen schwören werde. So groß die Gefahren, die ihm drohten, auch sein mochten, konnte er sich dennoch nicht entschließen, seine liebe Heerde zu verlassen. Er übte sein mühevolles Amt bis zum Anfange des Herbstmonats 1792 ziemlich ungestört bei seinen Pfarrkindern aus. Endlich aber sah er sich genöthigt, die ihm so theure Heerde zu verlassen, jedoch mit dem Entschlusse, sobald als möglich wieder zurückzukehren. Er lenkte seine Schritte nach der Schweiz, besuchte in Flühe bei Mariastein seine daselbst verheirathete Schwester, blieb bis zur Neige des Jahres 1792 bei ihr und kehrte dann wieder nach Didenheim zur größten Freude seiner Pfarrkinder zurück, um die Einen im Glauben zu stärken, die Andern mit dem lieben Gott wieder auszusöhnen und die während seiner Abwesenheit gebornen Kinder aus dem Bade der geistigen Wiedergeburt zu heben. — Bei diesen apostolischen Arbeiten, die er meistens des Nachts verrichtete, hatte er unzählige Gefahren zu bestehen. Obschon ihm alle seine Pfarrkinder, mit Ausnahme von etwa fünf oder sechs Personen, von ganzem Herzen zugethan waren und sich bereit zeigten, Blut und Leben für ihn hinzugeben, so war er doch nicht ganz sicher. Wüthende Patrioten aus den benachbarten Ortschaften erschienen täglich in Didenheim, wo sich zwei Männer diesen anschlossen und sich verabredeten, den Pfarrer in Verhaft zu nehmen. Er hielt sich, als Bauer verkleidet, theils in dem nahe gelegenen Wäldchen Gallehölzle, in den Reben bei den Steingruben, auf dem Wachholderberg und der Kaltburg, theils auch in den zwischen Didenheim und Mühlhausen gelegenen Illbergraben auf. Sein Aufenthaltsort war nur wenigen getreuen Bürgern bekannt, die ihn täglich mit Nahrung versahen und auf jede Gefahr aufmerksam machten. Unter diesen zeichnete sich besonders der Schullehrer Franz Joseph Nef, ein sehr frommer und tugendhafter Mann, der ihn öfters mit Lebensgefahr und trotz der größten Mißhandlungen aus den Händen

seiner Feinde rettete, rühmlichst aus. Eines Tages, als der Pfarrer an einem verborgenen Orte des Hauses sich befand, wo er nach Mitternacht die heilige Messe zu lesen pflegte, konnte der Schullehrer ihm noch kaum zuflüstern: „Retten Sie sich, das Haus ist von Patrioten umzingelt!“ da stieß schon einer dieser Wütheriche die Thüre ein, und der Schullehrer, nur um die Rettung seines lieben Seelsorgers bekümmert und auf seine eigene Gefahr nicht achtend, stürzte sich den Eindringenden entgegen und hielt sie so lange auf, bis Herr Motschi durch eine Seitenthüre sich in die anliegenden Jllbergraben flüchten konnte. Erst am Abend, und zwar nach langem Suchen, fanden ihn dort zwei seiner getreuen Pfarrkinder, die dem Hungernden Speise und Trank überreichten. — Die gottvergessenen Männer mißhandelten den armen Lehrer, schleppten ihn in die Kirche, erbrachen den Tabernakel (das Allerheiligste war nicht darin), zerschlugen Kreuze und Bilder und traten die geheiligten Gegenstände mit Füßen. Während sie solche Gräuelthaten verübten, entwischte der Schullehrer den Händen seiner Feinde. — Um seine getreuen Pfarrkinder keiner weitern Gefahr auszusetzen, begab sich Herr Motschi nach Mühlhausen, wo er in dem Hause des Herrn Heinrich Mansbendel liebreich aufgenommen wurde und mit noch mehrern andern getreuen Priestern eine sichere Zufluchtsstätte fand. Obschon diese Familie, wie die ganze Stadt Mühlhausen (damals war die Stadt Mühlhausen noch schweizerisch und nur von Calvinisten bewohnt) sich zum Protestantismus bekannte, so machte sie sich doch eine besondere Ehre daraus, die um der Religion willen verfolgten Priester aufzunehmen und mit ihnen Alles, was sie hatte, zu theilen. In diesem Hause und unter dem Schutze jener eben so wohlthätigen, als reichen, von Katholiken wie von Protestanten geschätzten Familie konnten sie in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer das heilige Meßopfer darbringen, die gutdenkenden Gläubigen von Didenheim und der Umgegend zum Empfange der heiligen Sakramente aufnehmen, trösten und belehren. Von dort aus besuchte zuweilen Herr Motschi während der Nacht seine Pfarrkinder und spendete Allen die nothwendige geistliche Hülfe. Während der ganzen Schreckenszeit starb kein einziger Kranker, ohne von seinem eigenen Seelsorger auf die Ewigkeit vorbereitet worden zu sein. Alle Leichen wurden durch ihn oder durch Herrn

Abbé Theobald Leser, freilich nur in der Nacht, ohne Gesang und Geläute zur Erde bestattet. Um der so edel denkenden Familie Mansbendel nicht immer zur Last zu sein, ging er bisweilen nach Dornach und kehrte bei der Familie Halm ein. Vielleicht wählte er Dornach deßwegen, weil dieser Ort nur eine halbe Stunde von Didenheim, Mühlhausen dagegen eine Stunde entfernt ist, und weil der Weg nach Dornach viel einsamer als jener von Mühlhausen war. Er hielt sich nun bald in Mühlhausen, bald in Dornach auf. Nach zwei Jahren seiner Rückkehr aus der Schweiz wurde er im Herbstmonat während der Nacht von Mühlhausen zu einem Kranken nach Didenheim gerufen; es war wieder sein getreuer Schullehrer, der dieses Geschäft übernahm. Nachdem er dem Kranken die heiligen Sakramente gespendet, legte er sich auf ein Bett zur Ruhe, schlief ein, erwachte erst gegen Mittag, und zwar im Augenblicke, als man ihm ankündigte, eine Rotte von Patrioten von Brunstatt und andern benachbarten Orten seien im Dorfe. Noch halb schlafend richtete er sich eilends auf; er hörte das Geschrei und Getöse dieser ruchlosen Bande um das Haus herum, sprang zum Fenster hinaus und arbeitete sich, links und rechts um sich schlagend, durch seine Häscher hindurch bis in einen Garten, von wo er sich dann auf den Gallenberg flüchtete. Man hatte mehrere Flinten auf ihn abgefeuert, mit Bajonetten und Säbeln nach ihm geschlagen; aber die Vorsehung entzog ihn der Rache seiner Feinde und leitete ihn glücklich nach Dornach in das Haus Halm. Er kam noch einige Male in Gefahr, aber sein heiliger Engel schützte ihn, segnete sichtbar seine Arbeiten, Mühen und Sorgen und gewährte ihm den Trost, die Reinheit der Sitten und aller christlichen Tugenden unter seinen Pfarrkindern zu erhalten. Wenn auch Einige, durch die verderblichen Lehren der Revolution verblendet und irre geführt, zum Bösen sich hinreißen ließen, so war es ihm doch vergönnt, als Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder einkehrten, alle Verirrten auf den Weg der Tugend umkehren zu sehen, mit Ausnahme eines Einzigen, der unbußfertig eines Morgens auf seinem elenden Strohlager todt gefunden wurde (1817). Herr Pfarrer Motschi erfüllte bis an sein Lebensende getreu seine Priesterpflichten und unterhielt fortwährend den Geist der Frömmigkeit und christlichen Liebe unter seinen Pfarrkindern. Er starb in Folge eines

Schlagflusses am 23. Christmonat 1826. Heute noch ist sein Name in gesegnetem Andenken und wird es bleiben von Geschlecht zu Geschlecht. (Gefällige Mittheilung von P. Karl Motschi, Benediktiner in Mariastein.)

Irenäus, der hl., Bischof von Lyon, s. Ferreolus rc.

Judith von Praroman, s. Jakob Wallier u. s. w.

Julia von Villaz, Stifterin des Gotteshauses von Fille-Dieu (Gottestochter). Gott wählt oft seine Werkzeuge aus dem schwachen Geschlechte, um damit Großes zu schaffen und in seiner Kirche die Wunder der Gnade erglänzen zu lassen. Ein Beispiel hievon haben wir an der gottseligen Jungfrau Julia von Villaz, die, in Tugend und Frömmigkeit herangewachsen, von Herzen Gott diente und sich ihm mit ungetheilter Seele weihte. Ein innerer Drang zog sie nach der Einsamkeit, allein, die Gefahren des Alleinseins kennend, beredete sie ihre Schwestern Petronilla und Cäcilia, auf die Weltfreuden zu verzichten und ihr in die Einöde zu folgen. Gerne willigten jene in ihren Antrag; die drei Schwestern verließen ihr väterliches Haus, ließen sich mit andern Töchtern, die sich ihnen angeschlossen hatten, unterhalb des Städtchens Romont, an den Ufern der Glane, in einer einsamen Gegend voll Gestrüppe nieder, und führten hier ein beschauliches Leben. Ohne Zweifel geschah dieses mit Zustimmung ihrer Familie; denn ihr Vater Emmerik von Villaz und Cuno, ihr Bruder, waren Gutthäter des Klosters Altenryf, in welchem Letzterer begraben wurde. Julia lebte mit ihrem neuen Töchternbund im Geruche der Heiligkeit und wurde der Segen der Umgebung. Ein Edelmann, Peter von Morens, schenkte ein Feldstück, auf welchem das Kloster erbaut und die Gärten angelegt werden sollten. Der Bischof von Lausanne, Johann I. von Cossonay, bewilligte 1265 den drei Jungfrauen die Anlegung des Klosters, gab ihm die Regel des heiligen Benedikt nach der Reform von Cisterz und stellte im Hornung 1268 folgende Stiftungsurkunde aus: „Johann, durch Gottes Gnade Bischof von Lausanne, wünscht Allen, die von diesem Akt Kenntniß nehmen werden, Heil. Da es in der Pflicht Unseres Amtes liegt, die frommen Wünsche zu befördern, so ertheilen wir den in Christo geliebten Töchtern, der Julia von Villaz und ihren Genossinnen, welche nach einem religiösen Leben sich sehnen und inständig verlangen, daß sie zu

Romont in Unserer Diözese, an dem Orte, den sie bewohnen, und der zu der Pfarrei von Villaz gehört, ein Frauenkloster bauen dürfen, mit Zustimmung des Ortspfarrers Unsere Vollmacht. Wir verordnen zugleich, daß daselbst die Regel des heiligen Benedikt (nach der Reform von Cisterz) eingeführt und der Ort selbst künftig Gottestochter (Filia Dei, B. V. M.) genannt werde .... Wir bestätigen ihnen alle ihre Besitzungen, die sie gegenwärtig haben und in Zukunft rechtlich erwerben werden, nehmen sie in Unsern und Unserer Nachfolger Schutz, auf daß sie glücklich und andächtig dem Dienste Gottes und seiner glorreichen Mutter sich ergeben können. Zur Bekräftigung dessen setzen wir auf diese Schrift Unser Sigill, wie auch jenes des genannten Pfarrers, von dem sie abhangen. Gegeben im Hornung 1268 [1])." Auch die Päpste Gregor X. (1273), Johann XXII. (1321) und Clemens VI. (1350) bestätigten die fromme Stiftung und stellten selbe sammt den Einkünften für die Gegenwart und Zukunft unter den besondern Schutz des heiligen Stuhles. Julia, hocherfreut, betrieb nun mit allem Eifer den Bau des Klosters und der Kirche, und sie konnte dieses um so mehr, da ihr reichliche Gaben von verschiedenen Seiten zuflossen. Die Zahl der Frauen vermehrte sich von Tag zu Tag und die fromme Stifterin bemühte sich, Zucht und Ordnung in ihrem Gotteshause aufrecht zu erhalten, wozu nicht wenig ihr heiliger Eifer und die Hülfe des Abtes von Hautcrest (bei Oron in der Waadt), unter dessen geistliche Aufsicht das Kloster von Anfang gestellt wurde, beitrugen. Julia leitete eine Reihe von Jahren ihre fromme Anstalt, erreichte ein hohes Alter und entschlief im Herrn den 13. Jänner 1305. Noch auf dem Todbette empfahl sie ihren Mitschwestern genaue Beobachtung der Ordenssatzungen; und als ihre Schwester Petronilla ihr im Amte folgte und im nämlichen Sinne und Geiste regierte, blühten in dem Gotteshause Tugend und Frömmigkeit [2]). Wie schon bemerkt, stunden an-

---

[1]) Diese Stiftungsurkunde findet man im Solothurner Wochenblatt, 1830; im Mémorial de Fribourg, T. I. p. 495, wo zugleich von Seite 496 – 505 spätere Urkunden, Breve u. s. w., die sich auf dieses Kloster beziehen, angegeben sind.

[2]) Julia, ihre Schwester Petronilla von Villaz und Margaretha von Buisternens führten den Namen Priorinnen. Jakobäa von Billingen (Billens 1350

fänglich die Frauen in geistlicher Beziehung unter den Aebten von Hautcrest; als aber diese Abtei 1536 bei der Einnahme der Waadt durch die Berner aufgehoben worden, wählten sich die Frauen einen Weltpriester, Dom. Peter Grobet, aus der Geistlichkeit von Romont, zu ihrem Kaplan und Beichtiger. Im Jahre 1573 kam der Abt von Cisterz, Nikolaus Boucherat, nach Fille-Dieu und gab den Conventualinnen weise Verhaltungsmaßregeln. Das Generalkapitel von Cisterz unterwarf sie 1593 den Aebten von Altenryf, und seither sind sie ununterbrochen unter diesem berühmten Gotteshause gestanden. — Unter mancherlei Prüfungen hat sich diese gottselige Anstalt bis auf die Gegenwart erhalten. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts brannte das Kloster ab, wurde jedoch später wieder aufgebaut. Durch die französische Staatsumwälzung von 1798 verlor das Kloster viele Freiheiten und Rechte; werthvolle Papiere, Handschriften und andere Alterthümer wurden entwendet und nie mehr dem Kloster zugestellt. In Folge des Sonderbundskrieges, an dem die dürftigen Klosterfrauen gewiß nicht Schuld waren, mußte das arme Kloster eine Steuer bezahlen, die seine Kräfte überwog. Schon seit Jahren von Armuth gedrückt, konnte es nur durch Sparsamkeit, Arbeit und milde Beiträge anderer Klöster fortbestehen. Dennoch ertrugen die eifrigen Frauen alle Müheseligkeiten mit dem Bewußtsein, der Kirche ein Gotteshaus und frommen Seelen einen Zufluchtsort aufrecht zu erhalten. Was Armuth und Entbehrung nicht bewirken konnte, das brachte 1848 die Regierung von Freiburg durch einen Gewaltstreich zu Stande. Sie bestellte dem Kloster einen Verwalter, stellte die Aufnahme der Novizinnen ein und verurtheilte es zum Aussterben. Das war der Plan; aber ohne Zweifel hat die Fürsprache der Stifterin bei Gott bewirkt, daß dieser Zerstörungsplan nicht zu Ende geführt werden konnte. Das Freiburger Volk hat

---

bis 1366) war die erste Aebtissin, welcher Clemens VII., als er sich zu Avignon aufhielt, diese Würde ertheilte. Auf dem Verzeichnisse der Aebtissinnen finden wir Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes; aus dem edeln Hause von Billingen: Jakobäa (1350), Aleria (1366), Johanna (1383) und Catharina (1389); Anastasia von Greierz (1409); Anna von Challant (1414); Susanna von Clery (1527); Josepha von Maillardoz (1673); Hyacintha und Regina von Reynold (1728 und 1759.)

nach zehnjährigem Druck eine billigere Regierung gewählt, welche die Kirche und die noch bestehenden Klöster beschützt und die Aufnahme der Novizen wieder einräumte. — Die Klosterkirche von Fille-Dieu ist sehr einfach und nach der Armuth gebaut. Vor dem St. Johannes-Altar ist eine Klosterfrau in Stein gehauen, wie man glaubt, die erste Aebtissin, Jakobäa von Billingen, und im Chor sieht man die Grabschrift des P. Kaspar Egli, Conventualen von Altenryf, welcher das Gotteshaus leitete und 1610 starb (Cf. Ræmy de Bertigny, adjonction à la Chronique Fribourgeoise etc. 1853; der Pilger von Einsiedeln, achter Jahrgang; von Mülinen, Helv. S. Bd. II. S. 105 ff.)

Juliana Ritter, Nonne von Töß. Wie des Herrn Verklärung auf Thabor geht auch die Verklärung des Menschen im Gebete vor sich. Ein eigenes Licht liegt auf dem Angesichte eines betenden reinen Menschen, gleich als wollte das Göttliche die irdische Hülle durchbrechen, die es beengt. In Betrachtungs- und Gebetsstunden wurde auch Juliana Ritter verklärt; die Schwestern sahen wiederholt ihr Angesicht von einem eigenthümlichen Lichtglanze strahlen, und namentlich sah sie einst Margaretha von Zürich ganz durchleuchtet und wohl eine Elle hoch in der Luft schweben. Zu bedauern ist, daß Elisabeth Stagel die äußern Lebensumstände dieser gottseligen Schwester unberührt ließ.

Justus Guerin, Fürstbischof von Genf. Nach dem heiligen Franz von Sales zierten den Bischofssitz von Genf sein Bruder und dessen Nachfolger, Justus Guerin. Dieser wurde 1578 auf der Burg Tramoy in der Nähe von Montluel in Bresse geboren und erhielt in der Taufe den Namen Balthasar. Seine Eltern, Claudius Guerin und Johanna Bazard, dem gemeinen Stand angehörend, aber von reinen unbescholtenen Sitten, erzogen ihn fromm und schickten ihn, nachdem er den ersten Schulunterricht in seiner Heimath genossen, nach Turin, um dort die Rechte zu studiren. Allda angelangt, besuchte er die Universität; bald aber erkannte er die Gefahren, denen er in dieser Stadt ausgesetzt war und zog sich nach Padua zurück, wo er mit den PP. Barnabiten bekannt wurde, deren heiliger Wandel ihn besonders ansprach. Er hielt um die Aufnahme in den Orden an, ließ sich zu Monce, wo die Barnabiten ihr Noviziat hielten, den 2. Hornung 1600 unter dem Namen Dom. Justus einklei-

den und legte im Jahre darauf (24. Hornung 1601) die Ordensgelübde ab. Der junge Mönch zählte jetzt 23 Jahre, und wurde zur Fortsetzung der theologischen Studien nach Pavia gesandt, wo er sowohl in den Wissenschaften, als in der Frömmigkeit außergewöhnliche Fortschritte machte. Daselbst empfing er die niedern Weihen, die Priesterweihe aber ertheilte ihm der Erzbischof von Mailand, Friedrich Borromäus, Neffe des heiligen Karl. Sein erstes heiliges Opfer feierte er zu Mailand in der Kirche der Barnabiten; er zeigte in der Verrichtung desselben eine wahrhaft englische Andacht und erbaute dabei alle Anwesenden. Seine Oberen bestimmten ihn zur Ausübung der Seelsorge, besonders zur Verwaltung des heiligen Bußsakramentes, wozu sie ihn bestens geeignet fanden. In dieser Absicht sandten sie ihn wieder nach Monce, um sich in diesem Fache weiter auszubilden. Hier sammelte er sich reiche Kenntnisse, mit denen er das ganze Leben hindurch Großes wirkte. Pater Justus ward in der Folge ein ausgezeichneter Beichtvater und verwaltete das Bußsakrament mit außerordentlichem Nutzen. Die Provinzvorstände blickten mit Wohlgefallen auf den jungen, hoffnungsvollen Pater und schickten ihn in Gemeinschaft mit Andern nach Turin, um ein neues Haus für ihren Orden einzurichten. Während seines Aufenthaltes daselbst fiel eine Begebenheit in dem Kloster der Clarissinnen vor, in der sich seine Tugendgröße zeigte und die ihm einen gefeierten Namen zusicherte. Eine fremde Dame, die sich genöthigt fand, ihre Heimath zu verlassen, kam nach Turin und wählte dort ihren künftigen Aufenthalt. In ihrer Begleitung war ihre einzige Tochter, ein unschuldiges, tugendreiches Fräulein. Die herrschenden Sitten der Großen behagten dem Geiste der Letztern nicht; sie entschloß sich, eine demüthige Dienerin der heiligen Clara zu werden, und fand in dem dortigen Frauenkloster gefällige Aufnahme. Von dort aus schrieb sie an ihre Mutter ein Zeddelchen, setzte sie über ihren Schritt in Kenntniß und bat sie, ihr keine Hindernisse in den Weg zu legen, indem sie diese gottgeweihten Mauern nicht mehr verlassen werde. Die Mutter gerieth in Wuth, lästerte ihre Tochter und Alle, die dazu behülflich waren; sie rief den weltlichen Arm an, lief zu der kirchlichen Behörde; allein es wurde entschieden, die Tochter habe das gehörige Alter erreicht, in welchem sie ihren Stand frei wählen dürfe. Da die aufgebrachte Frau auf diesem Wege

nichts ausrichtete, ergriff sie ein teuflisches Mittel. Bevor sie aber ihr Vorhaben ausführte, besuchte sie zuweilen ihre Tochter, zeigte sich gegen sie versöhnlich, sprach mit ihr selbst von heiligen Dingen, bis sie sich überzeugt hatte, sie habe ihr Herz wieder gewonnen. Nun nahm sie ihre Zuflucht zur Zauberei. In der Stadt wohnte ein übelberüchtigtes Weib, welches sie versicherte, sie stehe im Bunde mit dem Teufel und sie wolle diesen in das Kloster der Clarissinnen hineinbringen. Sie wählte zu ihrem Vorhaben einen Tag, an welchem im Kloster eine Feierlichkeit statt hatte. An diesem übergab sie der Mutter ein mit Zucker zubereitetes Gemüse, welches von außen lieblich anzusehen, von innen aber mit zauberischen Dingen vermischt war. Die meisten Nonnen waren noch am Tische und aßen davon; einige aber arbeiteten glücklicher Weise in der Sakristei oder in der Küche, unter denen auch die Tochter der ungerathenen Mutter, für die besonders dieses Höllengericht zubereitet war. Alle, die davon gegessen hatten, überfiel bald darauf ein Unwohlsein; man schöpfte Verdacht und warf die Ueberbleibsel ins Feuer. Verständige Personen glaubten, die Sache wäre nur vorübergehend, aber es entstunden aus ihr traurige Folgen. Nach etlichen Tagen zeigte sich erst die Wirkung der genossenen Speise, und die meisten Frauen waren wirklich in einem verwirrten Zustande. Das Gerücht hievon verbreitete sich in der Stadt; Turin wurde sehr unwillig, empfand großes Mitleiden mit den frommen Schwestern und verwünschte die Urheberinnen jener gottlosen That. Der Erzbischof von Turin, Karl Broglia, schenkte dem ganzen Hergang seine Aufmerksamkeit, sammelte erfahrne Männer um sich und hielt mit ihnen Rath, wie den armen Klosterfrauen zu helfen wäre. Alle vereinigten sich dahin, man müsse hier geistliche Mittel in Anwendung bringen, und zur Ausführung derselben wurde der Pater Justus erkoren. Der hohe Prälat berief ihn und beauftragte ihn mit diesem schwierigen Werke; er fügte sich in den Willen des hohen Oberhirten, zog sich einige Tage zurück, betete und fastete, ging dann im Geiste Gottes gekräftigt zum Kloster, nahm die Exorcismen vor, wo es ihm nach vieler Anstrengung gelang, die armen Nonnen von dem Einflusse der Hölle zu befreien. Schnell verbreitete sich die Kunde dieses Sieges über ganz Italien; der Name des P. Justus flog von Mund zu Mund und Jedermann wollte den Wunder-

mann kennen lernen, dem Gott eine solche Macht über die Geister der Bosheit gegeben. Er ward an den Hof von Savoyen berufen, um da die Erziehung der Prinzessinnen zu übernehmen. Mit Erlaubniß der Oberen folgte er dem Rufe, war dort längere Zeit der geistliche Führer der hohen Damen Maria und Catharina und lehrte sie das Ewige mehr als das Irdische schätzen und anstreben. Beide starben als Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franziskus im Rufe der Heiligkeit. Der Herzog Karl Emmanuel I., wie auch der ganze Adel von Savoyen schätzten ihn sehr hoch; mehrere vornehme Personen, beiderlei Geschlechts, wählten ihn zu ihrem Gewissensrathe, und Viele, aus den hohen und niedern Ständen, führte er auf den Weg des Heiles. Als er sich in Annecy aufhielt, um dort für die Barnabiten ein Haus zu gründen, machte er Bekanntschaft mit dem heiligen Franz von Sales. Dieser Heilige schätzte den P. Guerin sehr hoch und schloß mit ihm innige Freundschaft. Dieß beurkunden einige Bruchstücke aus Briefen, die noch vorliegen. Den 18. Brachmonat 1618 schrieb er an den P. Justus: „Mein ehrwürdiger Vater! Ich antworte Ihnen ganz kurz, weil mir die Zeit mangelt; es braucht keiner Bekräftigung, um mir die aufrichtige, herzliche, innige und wahre Freundschaft, die Sie gegen mich hegen, darzuthun; denn ich bin von dieser überzeugt, ich weiß von ihr, ich sehe, fühle und fasse sie; meine Seele müßte kalt und mein Herz gefühllos sein, sollte ich sie in Zweifel ziehen; aber glauben Sie mir, mein lieber Vater! daß ich die nämlichen Gesinnungen gegen Sie trage, wie Sie gegen mich; ich bin beständig der Ihrige ohne irgend eine Ausnahme; ich sage der Ihrige; also trage ich nichts im Herzen, was nicht mit diesem übereinstimmt.“ — Am 18. August 1618 schrieb er ihm „Indessen behalten Sie mich beständig in Ihrem Herzen, wie Jemanden, der Ihnen ganz zugehört; denn ich gehöre Ihnen und Sie mir an.“ Noch am 30. desselben Monats und Jahrs schrieb er abermal an ihn und sagte: „O mein lieber Vater! Sie waren zweimal in kurzer Zeit krank, ein Zeichen, daß Sie nicht genügend für Ihre Gesundheit sorgen; aber sind Sie nicht kraft Ihres Berufes dem Allerhöchsten und seinen Kindern zu dienen schuldig? Darum, mein Vater! pflegen Sie sich künftig; ich sage es Ihnen in Güte, aus meinem ganzen Herzen, das nur für Sie schlägt, und das sich immer zu Ihnen angezogen

fühlt." Noch finden wir ein letztes Schreiben, welches er den 5. Hornung 1621 an seinen Freund richtete; darin sagt der Heilige: „Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie oft der Bischof von Chalcedon und ich von der unvergleichlichen Güte und Freundschaft reden, mit der Sie uns begünstigen; ich bitte Sie, ehrwürdiger Vater! fahren Sie fort, mein Herz ehrt Sie und ist Ihnen in aller Liebe ergeben." — Auch die Mutter Franziska von Chantal und ihre Töchter liebten den P. Justus mit ungetheiltem Herzen; er war ihr außergewöhnlicher Beichtvater, und es war nicht geringe Freude im Kloster, wenn es hieß: Heute kommt er und wir können bei ihm beichten. Er wurde auch nach Thonon gesendet und errichtete da den Barnabiten ebenfalls ein Kloster. Den PP. Kapuzinern zeigte er sich sehr gewogen, weil sie bei der Bekehrung dieses Volkes dem heiligen Franz von Sales überaus große Dienste geleistet hatten. Indessen sollte der fromme Pater nicht in seinem Orden die Tage beschließen, er war vom Himmel ausersehen, den Krummstab zu führen und Fürstbischof von Genf zu werden. Nach dem Tode des heiligen Franz von Sales (1622) und dessen Bruder Johann Franz (1635) blieb der bischöfliche Stuhl von Annecy einige Zeit unbesetzt; in höhern und niedern Kreisen jedoch herrschte nur Eine Stimme: dem Barnabiten P. Justus Guerin solle das Bisthum übergeben werden. Der demüthige Mönch rieth seinen Freunden, von diesem Vorhaben abzustehen, und die Sache verzögerte sich, bis Papst Urban VIII. im Jahre 1639 ihn durch eine Bulle zum Fürstbischof von Genf ernannte. Er unterzog sich nur aus Gehorsam. Seine Salbung zum Bischofe fand den 25. Brachmonat 1639 am Feste der hochheiligen Dreieinigkeit in Turin statt; der Erzbischof von Turin, Anton Provana, vollzog die Weihe in Beisein der Bischöfe von Fossano und Saluzzo; Ersterer hieß Dominik Friedrich Sandrin, Letzterer Peter Belin. Nach wenigen Tagen (17. August 1639) nahm er feierlich von seinem Bisthum Besitz. Als man ihn in den bischöflichen Ornat hüllte, weinte er wie ein Kind, und einem jungen Priester, der ihn „Ihre Herrlichkeit" nannte, erwiederte er: „Nennen Sie mich nicht so; ich bin der Sohn eines armen Bauers." Von allen Seiten brachte man ihm Glückwünsche zu seiner Wahl; er aber seufzte und sprach: „Gott bewahre mich, daß ich nach meinem Tode nicht sagen

muß: Hätte ich mich nicht unter der Zahl der Bischöfe befunden, so wäre ich nicht unter den Verworfenen." Vor Allem schrieb er sich eine Tagesordnung vor: zu seiner Wohnung wählte er ein einfaches Zimmer und ein hartes Bett. Im Winter stund er um fünf, im Sommer um vier Uhr auf; dann verrichtete er das Morgengebet, betete sein Brevier und las in der heiligen Schrift. Um acht Uhr las er die heilige Messe, darauf empfing er bis zur Mittagstunde die Besuche, und auch nach Mittag bis Abends stunden Allen, die zu ihm wollten, die Pforten offen. Bei einbrechender Nacht fing er seine Betrachtung an, und ging niemals vor zehn oder eilf Uhr schlafen. Nachdem er sein Hauswesen geordnet sah, schlichtete er alle Mißhelligkeiten, die zwischen dem Bischof und dem Domkapitel obwalteten, besuchte einzelne Theile seiner Diözese, schuf mit Eifer und Klugheit viel Gutes und ernannte mit Zustimmung der Herzogin von Savoyen den Neffen des heiligen Franz von Sales, Karl August von Sales, zum Coadjutor und Amtsnachfolger von Genf; er führte in Annecy Missionäre ein, welche durch ihre Predigten in seinem Sprengel die Lehre des Evangeliums verkündeten; schrieb den Theologen, die sich auf den Empfang der geistlichen Weihen vorbereiteten, die geistlichen Uebungen vor, errichtete ein Seminar, hielt Synodalversammlungen, verfaßte ein Ritual und nahm in den Klöstern nützliche Reformen vor. Sein väterliches Herz wendete sich Allen, besonders den Armen und Verirrten zu; gerne hätte er, wie Franz von Sales, die Protestanten Genfs in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt, allein er mußte sich mit dem Wunsche begnügen. In seinem Sprengel war Alles gut geordnet; er war schon ein betagter Greis, dabei oft kränklich und fühlte, daß ihn der Himmel mahne, sein Haus zu bestellen. Er entschloß sich, noch einmal seine geistlichen Uebungen vorzunehmen, bezog im Kloster der Barnabiten eine Zelle, und brachte da einen Monat in stiller Zurückgezogenheit zu. Indessen behagte der Ort seiner Gesundheit nicht und die Studenten im Hause störten ihn in seiner Einsamkeit. Auf Anrathen der Aerzte begab er sich nach Rumilly, wo ihn die Visitantinnen baten, er möchte bei ihnen einkehren und des Beichtigers Zimmer beziehen. Da er immer eine besondere Hochachtung zu den Töchtern des heiligen Franz von Sales hatte, so folgte er der Einladung und sang mit ihnen

zuweilen im Chor Gottes Lob. Seine Gesundheit schwächte sich mehr und mehr; er sah sich wieder veranlaßt, seinen Aufenthalt zu ändern, und ging in das Kloster der PP. Kapuziner, die ihn mit Freuden aufnahmen. Hier lebte er vier Monate wie ein Einsiedler in der Einöde, beschäftigte sich mit dem Himmel und pflog mit den Vätern nur solche Unterhaltung, die sich auf sein Heil bezog. Sein baldiger Hintritt ward ihm geoffenbart; er ließ den P. Dominik German Garin, Propst der PP. Barnabiten zu Annecy, zu sich kommen, um mit ihm seine letzten Verfügungen zu treffen. Er hatte vom Papst Urban VIII. die Bewilligung erhalten, Alles, was er im Besitz hatte, zu frommen Zwecken verwenden zu dürfen. Er vermachte daher seiner Kathedrale die Alben, Meßgewänder und Chorröcke; den PP. Barnabiten die Bücher und einige Chorhemden; alles Silbergeräth befahl er den Visitantinnen zu übergeben, mit der Weisung, daß sie den Erlös in ein Kapital verwandeln und selbes zur Seligsprechung des heiligen Franz von Sales verwenden sollen, für die er sich schon früher verwendet hatte. Nebstdem gedachte er noch der ärmern Pfarreien, wie auch der Armen überhaupt. Am Schlusse setzte er hinzu: „Ich will, daß man mich hier in Rumilly bei den PP. Kapuzinern beisetze, aber nicht in den bischöflichen Kleidern, noch in jenem der Barnabiten, denen ich nicht mehr angehöre, sondern im Habit der Kapuziner." Von nun an beschäftigte er sich nur mehr mit Gott, segnete Alle, die ihn besuchten oder darum anflehten und entschlief sanft den 3. Wintermonat 1645. Als sein Hinscheiden kundbar geworden, strömten die Einwohner der Stadt zu seiner Leiche herbei, um ihn wie einen Heiligen zu verehren; sie schnitten von seinem Bart, Haaren und Habit und plünderten ihn dermaßen, daß eine Wache aufgestellt werden mußte. Gott verherrlichte den seligen Prälaten durch Wunder. Als ein Edelmann, der schmerzlich an den Augen litt, sah, daß eine große Volksmenge zu der Beerdigung des Verstorbenen hineilte und die Leiche mit ihren Rosenkränzen berührte, faßte auch er Vertrauen, ging hin, that das Gleiche, und kehrte geheilt von dannen. Nebst diesem wurden später auch noch Andere von verschiedenen Uebeln auf die Fürbitte des Seligen befreit. Die Schwester Agatha Petronilla, Bernardinerin, sah in einem Gesichte seine Herrlichkeit im Reiche der Verklärung. Sie hat dar-

über schriftlich in aller Aufrichtigkeit folgenden Bericht hinterlassen: „Im Jahre 1645, während der Allerheiligen Octav, in welcher unser hochwürdigster Bischof und Fürst von Genf gestorben ist, befand ich mich im Krankenbette. Eine unserer Schwestern brachte mir Abends die Trauerkunde seines Hinscheidens; dieser Verlurst ergriff mich dermaßen, daß ich glaubte, ich finde in der Welt nichts Tröstliches mehr. Mein Schmerzensgefühl ergoß sich in einen Strom von Thränen und ich weinte zwischen 9—10 Uhr bitterlich. . . . Ich war allein und mein Zimmer geschlossen; da sah ich auf einmal darin einen hellglänzenden Stern, wie einen, der am Himmel schimmert; dieser gab einen strahlenden Glanz von sich, erhellte mein Zimmer und blendete meine Augen. Ungefähr eine halbe Viertelstunde dauerte die Erscheinung und ich empfand eine unaussprechliche Freude; mein Inneres sagte mir: die Gestirne des Himmels stellen die Heiligen vor und dieses wollte mir unser heiliger Bischof zeigen. Ich wollte den Vorhang des Bettes auf die Seite ziehen und da verschwand der Stern; ich befand mich wieder im Finstern, wie zuvor; aber mein Inneres war aufgehellt und ich brachte beinahe die ganze Nacht in geistlichem Jubel zu; ich beweinte ihn nicht mehr als einen Todten, sondern ich rief ihn als einen Heiligen an und auf seine Fürbitte sind mir zwei Gnadenerweisungen zu Theil geworden; die eine am Körper, die andere an der Seele. Seit vierzehn Jahren litt mein Körper an einer großen Kälte; ich machte zu dem Seligen eine neuntägige Andacht und seitdem befinde ich mich besser. Aber auch auf meine Seele hat dieses Gesicht nachhaltend gewirkt; mein Glaube ist fester geworden, und ich schaue seither klarer in die Geheimnisse Gottes; meine Seele kostet den Frieden, verachtet die Eitelkeiten der Welt und ich trage nun eine große Liebe zu meinem klösterlichen Berufe" u. s. w. (S. Arpaud, Vie de Dom. Juste Guérin, d'abord Barnabite, puis Evêque de Genève, Annecy, 1678; von Mülinen Helvetia Sacra, Bd. I.)

K.

Karolina Castella, Aebtissin von Fille-Dieu. In den größten Stürmen, die das Dasein der Kirche und des Staates bedrohen, sehen wir nicht selten im Stillen Personen erstehen, die sich auf einmal erheben und die drohenden Gefahren beschwichtigen oder lähmen. Gewöhnlich gehen Revolutionen auf die Kirche und ihre Anstalten los. Letztere werden dann unter dem Rufe des Fortschrittes aufgehoben und das Vermögen derselben wird entwendet. Das löbliche Frauenstift Fille-Dieu wurde zur Zeit der französischen Staatsumwälzung hart bedrängt, die Novizinnen mußten austreten und die Zahl der Frauen betrug am Ende des vorigen Jahrhunderts nur noch zwölf (Fille-Dieu, adjonction à la chronique Fribourgeoise, par H. Rämy de Bertigny, Fribourg, 1853.) Die fernere Aufnahme neuer Mitglieder war untersagt und die Einkünfte wurden verkleinert. Dennoch waltete Gottes Hand über jenem Haus, und sandte ihm neuen Schutz in der Person der verständigen tugendreichen Frau Karolina Castella zu. Diese mit seltenen Eigenschaften ausgerüstete Nonne wurde den 8 April 1780 zu Greierz geboren, empfahl sich schon in der Jugend durch ihren hellen, geweckten Verstand, mehr noch durch ihren stillen, jungfräulichen Wandel und war eine wahre Zierde ihres Geschlechtes. Eben reifte sie zur Jungfrau heran, als die Franzosen Freiburg überschwemmten und links und rechts große Verwüstungen anrichteten; sie war Augenzeuge so vieler Gewaltthaten, welcher sich die ausgelassenen Soldaten schuldig machten und es schmerzte sie sehr, daß viele, früher untadelhafte Töchter ihre Unschuld einbüßten und eine Beute der Verführung wurden. Um so mehr reifte in ihr der Entschluß, mit der Welt gänzlich zu brechen und in Fille-Dieu ihre Tage zu beschließen. Im Jahre 1804 bezog sie die stillen klösterlichen Hallen (die Novizen-Aufnahme war wieder gestattet) und entrichtete 1806 am Feste der

glorreichen Aufnahme Mariens die klösterlichen Gelübde, wobei sie, wie sie nachgehends selbst bekannte, eine himmlische Freude verkostete. Der Geist des Herrn hatte sie in der Jugend angeweht, durch die Welt geleitet und war mit ihr in's Kloster gezogen, um sie auf den Weg der Vollkommenheit zu führen. Karolina bewährte sich als ein Muster aller Tugenden, so lange sie lebte und diente den Ordensschwestern zum Vorbilde. Das löbliche Frauenstift konnte sich von den tiefen Wunden, die ihm die französische Revolution verursacht hatte, nicht erholen, befand sich fort und fort in sehr dürftigen Umständen und rang beständig mit der Noth. Die armen Frauen wußten oft sich nicht zu helfen und saßen rathlos und bekümmert da; indessen war ihr Schutzgeist in der Nähe, nämlich Frau Karolina Castella, die sie 1816 zur Schaffnerin wählten. Die drückende Lage ihrer Mitschwestern rührte sie sehr und sie dachte auf Mittel, das Gotteshaus zu retten und demselben aufzuhelfen. Sie war die geeignete Person, die mit Umsicht und Ausdauer zeitgemäße Reformen in Führung des Haushalts vorzunehmen wußte. Die edle Schaffnerin trat mit erfahrnen Personen in Verbindung, zahlte hier Schulden ab, schaffte dort Nothwendiges her, führte hier nützliche Arbeiten ein, brachte dort verfertigte einträglich an; kurz: sie sann bei Tag und Nacht auf Mittel, dem Kloster aufzuhelfen und dasselbe in einen befriedigenden Zustand herzustellen. Karolina war das von der Vorsehung auserwählte Werkzeug, die klösterliche Anstalt zu heben, und allgemein sagte man, sie habe das Stift vor der Auflösung gerettet. — Im Jahre 1828, den 19. Mai, starb die Aebtissin Magdalena Loup; nach vier Tagen sammelten sich die Frauen zur Wiederwahl einer Nachfolgerin. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, Jener diese Würde zu geben, die so preiswürdig den Haushalt geführt hatte. Karolina wurde gewählt und entsprach zum zweiten Male dem Wunsche ihrer Mitschwestern, die sie herzlich liebten. Diese Wahl befriedigte Jedermann und von allen Seiten beeilte man sich, ihr Glück zu wünschen; sie aber sprach zu ihren geistlichen Töchtern: „Ihr freuet euch, daß ich die Leitung des Klosters übernommen habe; aber ich versichere euch, daß ihr euch bald zu einer neuen Wahl besammeln müsset." Unsere Aebtissin war sehr fromm, eine Freundin des Gebetes und der Betrachtung, gegen Jedermann liebreich und herablassend und nur gegen

sich streng. In ihrem Betragen fand man nichts Außergewöhnliches und sie gab auch nicht zu, daß man sie vor Andern hervorhebe. Ihre Andacht und Frömmigkeit bewährten sich besonders im Chor zur Zeit des Gottesdienstes, dessen Feierlichkeit sie durch ihre eingezogene Stellung erhöhte; sie sang lieblich und würdevoll, hielt ihre Augen niedergeschlagen oder zum Himmel gerichtet. Sie drang besonders auf die treue Erfüllung der klösterlichen Vorschriften und beobachtete selbst auch im Kleinsten die Regel. — Im Jahre 1823 fiel sie in eine schwere Krankheit; sie genas von derselben, jedoch nicht ganz, sondern fühlte die Folgen derselben bis an ihr Ende. In den letzten Wochen ihres Lebens litt sie sehr und man sah es ihr an, daß sie große Schmerzen empfinde; sie suchte aber ihren leidenden Zustand zu verbergen, zeigte sich gegen die betrübten Frauen, die sie oft besuchten und von ihr Rath und Trost verlangten, sehr freundlich und entschlief den 25. Jänner 1829 im Geruche der Heiligkeit. So hatte sich ihr prophetisches Wort, daß sie nur eine kurze Zeit vorstehen werde, schon nach 8 Monaten erfüllt. —

Kaspar Kaufmann, s. Barbara Schillinger und Margaretha Gaßmann u. s. w.

Klara Franciska Wagner, Nonne von Montorge. Zu allen Zeiten haben tausend und abermal tausend edle Seelen aus allen Ständen die Welt als einen Verbannungsort angesehen, der ihres Ringens und Strebens nicht werth war; sie betrachteten sich als Fremdlinge und hielten ihren Blick auf die himmlische Heimath gerichtet, wo ihr nach Glückseligkeit strebendes Herz in Gott allein Sättigung und Ruhe fand. Unter diese bevorzugten Seelen zählen wir auch Klara Franciska Wagner von Solothurn, eine Tochter des Schultheißen Moriz Wagner und der Elisabeth Schwaller. Sie hatte von der Natur die schönsten Anlagen empfangen und ihre Eltern unterließen nichts, um die Keime der Tugend im Herzen dieses hoffnungsvollen Kindes durch Belehrung und Beispiel frühzeitig zu entwickeln. Klara Franciska entsprach ihren Bemühungen vollkommen und zeigte von Kindheit an eine besondere Liebe zum Gebete und zum stillen Leben, so daß die Eltern zu einander sagten: „Sie wird ein Kloster unserm Hause vorziehen.“ Ihre Ahnung erfüllte sich bald; schon am Tage der ersten heiligen Kommunion eröffnete Clara ihnen ihr Vorhaben, sich unter die

Tertiarerinnen zu Montorge bei Freiburg aufnehmen zu lassen. So theuer auch das Opfer für das Herz der liebenden Eltern war, so wollten sie ihre Tochter in der Standeswahl doch nicht hindern, sondern führten sie, erst dreizehn Jahre alt, nach Freiburg in das genannte Gotteshaus. „Das junge Fräulein," sagen die Annalen, „bewies ihren Beruf durch Ausübung aller Tugenden, vorzüglich durch ihre bewunderungswürdige Geduld. Sie litt oft an heftigem Kopfweh, fand aber Trost und Stärke in den frommen klösterlichen Verrichtungen und übte sich im Stillschweigen." Als die Eltern den kränklichen Zustand ihrer Tochter erfuhren, schrieb der Vater an sie und lud sie zur Rückkehr in sein Haus ein; aber die Gottselige erwiederte: „Mein Vater! Ich danke Ihnen für die Liebe, die Sie zu mir tragen; es ist aber für mein Heil ersprießlicher, ich bleibe bei meinem gewählten Stande; lieber im Kloster krank sein, als in der Welt gesund zu Grunde gehen." — Klara Franciska welkte in der Blüthe ihrer Jahre dahin; sie selbst erkannte ihr herannahendes Ende und wünschte sehnsuchtsvoll, vor ihrem Tode die heiligen Ordensgelübde ablegen zu können. Um diese Gnade bat sie täglich und sandte viele Gebete zum Himmel, und zwar mit einer solchen Herzensgluth, daß dabei ihr Antlitz sich färbte. Der frommen Beterin Wunsch ging in Erfüllung; auf dem Todbette legte sie ihre heiligen Gelübde ab. Sie war vor Freude ganz außer sich und wandte sich darauf an den Convent mit den Worten: „Ich hoffe, der Bräutigam meiner Seele werde bald kommen und mich in seine Wohnung führen." Sie rief wiederholt zu ihm: „Mein Geliebter, komme!" Er kam am 2. Weinmonat 1637 und geleitete sie in das Reich seines Vaters. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.).

L.

Lambert von Mailand, Capuciner, verdient unter den ausgezeichneten Religiosen, welche die Schweizerprovinz mit ihrem Tugendglanze erleuchteten, eine Ehrenstelle. In sein Vaterstadt Mailand ließ er sich 1578 als Laienbruder in

den Capucinerorden aufnehmen und wurde, nachdem er die hl. Gelübde entrichtet hatte, nach der Schweiz beordert. Er war ein außerordentlicher Freund der Armuth, und kleidete sich in einen groben und abgetragenen Habit, der ihn zur Winterszeit vor der Kälte nicht schützte. Er fastete beinahe das ganze Jahr hindurch und genoß oft im Tage nichts als Gemüse. Unter seinem Habit trug er einen härenen Gürtel, und brachte die größte Zeit der Nacht im Wachen und Beten zu. Man sah ihn im Kloster, wie auf der Straße, immer mit Gott beschäftigt; davon zeugten sein stiller Gang und seine Blicke, die er oft gegen den Himmel richtete. Er erfüllte den Willen der Obern auch im Kleinsten und war stets bedacht, ihre Wünsche zu erforschen. Doch damit begnügte er sich nicht, sondern zeigte sich auch gegen die Mitbrüder sehr dienstfertig und fühlte jedesmal eine innere Freude, wenn er Jemand irgend einen Dienst erweisen konnte. Aber vorzüglich strahlte seine ungetheilte Liebe im Krankendienste; er bediente die Kranken wie ein liebender Vater, bereitete ihnen die verordneten Speisen, suchte ihre Schmerzen zu lindern und stand unermüdet an ihrem Bette. Bruder Lambert verabscheute das müßige Leben, und alle Mitbrüder, die ihn kannten oder mit ihm gelebt hatten, legten das schöne Zeugniß ab, sie hätten ihn nie müßig, sondern stets entweder mit Gebet, Betrachtung oder Handarbeit beschäftigt gesehen. O gewiß ein schönes Zeugniß, eines wahren Religiosen würdig! Unser Lambert übte sich stets im Stillschweigen, und erwog die Worte, daß man einst für jedes unnütze Wort strenge Rechenschaft ablegen müsse; er sprach nie ohne Noth und auch dann immer kurz und bescheiden. Einst frug man ihn, warum er immer tiefes Stillschweigen beobachte; da erwiederte er: „Wer viel redet, der zerstreut sich, und alsdann haben die jüngern Brüder kein anziehendes Beispiel, die evangelische Vollkommenheit anzustreben." — Der Himmel hatte sein Wohlgefallen an diesem armen Bruder, und zeigte es noch vor seinem Tode durch ein Wunder. Schon hoch bejahrt, reiste er mit einem Gefährten; es war heiße Sommerszeit und er hatte den ganzen Tag hindurch nichts genossen; er war entkräftet, hungerte und dürstete und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er blieb auf der Straße stehen, blickte gen Himmel und empfahl sich und seinen Mitreisenden in den Schutz der Vorsehung. Jetzt kam

plötzlich ein schöner Jüngling daher, der sich ihnen näherte und sie freundlich grüßte. Der Genosse des Bruders Lambert hub an und sagte: „Lieber Freund! haben Sie Etwas, womit wir diesen Bruder erfrischen könnten? Er ist alt und kann nicht mehr weiter." Der Jüngling öffnete einen Korb, überreichte dem Erschöpften reife Kirschen und verschwand. Die göttliche Vorsehung preisend, nahmen sie die erfrischende Nahrung zu sich, setzten ihre Reise weiter und gelangten glücklich an den Ort ihrer Bestimmung. Zu Freiburg in der Schweiz erreichte er den 29. Mai 1620 das Ende seiner Tage; er starb mit allen heiligen Sakramenten versehen und ließ ein frommes Andenken zurück. Lange blieb er unvergessen und das Volk nannte ihn gewöhnlich den heiligen Bruder Lambert. (Silvester a Mediolano. Appendix ad T. III. p. 221—222; Catalogus Prov. Helv.; Annales Prov. Helv., Lucernæ, mst.).

Laurenz von Brundusi, der selige, s. Franz von Sulz u. s. w.

Lucia, Nonne von Töß, s. Anna Mansaseller u. s w.

Ludwig von Bruck, der selige, Martyrer. Mit der Verwerfung des Herrn hatten sich die Juden das göttliche Verwerfungsurtheil ebenfalls zugezogen, und mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus, begann dasselbe auf offenkundige Weise sich an ihnen zu vollziehen. Sie zerstreuten sich in alle Welt, nahmen aber den Haß gegen das Christenthum mit sich, reizten die Heiden zur Verfolgung der Christen auf und betheiligten sich bei Ermordung derselben. So erregten sie in Verbindung mit den Magiern durch lügenhafte Anklagen der angesehensten Bischöfe eine blutige Verfolgung gegen die Christen in Persien. Zu Alexandrien lockten sie durch falschen Feuerlärm bei einer gewissen Gelegenheit die Christen bei Nacht aus den Häusern und tödteten sie dann in großer Menge. Zu Inmester, zwischen Chalcis und Antiochien, banden sie an einem Festtage einen christlichen Knaben an ein Kreuz, verspotteten und quälten ihn eine Zeit lang und geißelten ihn zu Tod. (Sokrates, VII. 16.). Zu Fulda tödteten sie 1236, fünf Kinder und hingen ihr Blut in verpichten Säcken auf. (Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, V., 273.). Als Feinde des Kreuzes verstümmelten sie die Crucifixe, entehrten consecrirte Hostien und trieben Diebstähle und Unfugen in christlichen Kirchen. Fort und fort lechzten sie nach

Christenblut; sie tödteten christliche Knaben und gaben vor, daß sie zu ihren Feierlichkeiten am grünen Donnerstage Christenblut nöthig hätten, das sie solches als Mittel gegen Blutflüsse, als blutstillend bei der Beschneidung, als Philtrum gebrauchten u. s. w. Christenknaben wurden zu Ostern und Pfingsten von den Juden gestohlen, zuweilen gekauft, listiger Weise entführt und heimlich getödtet. Solche Beispiele hatten früher oder später alle Länder aufzuzählen, in denen sich die Juden eingenistet haben. Auch in unserer Schweiz sind dergleichen Verbrechen verübt worden. Wir erwähnen hier eines der Schweiz zugehörigen Knaben, der in Deutschland von den Juden auf eine grausame Weise gemartert wurde. Er heißt Ludwig, und sein Vaterort Bruck. Bruck oder Brugg liegt an der Aare, gehörte einst unter die Grafen von Habsburg, nachmals unter die von Oesterreich, nun mehr aber zum Kanton Aargau. Dort erblickte Ludwig das Licht der Welt, wuchs zu einem liebenswürdigen Knaben heran und ging dann, etwa vierzehn Jahre alt, nach Ravensburg, seine Studien zu beginnen. Er nahm Kost und Wohnung bei einem katholischen Bürger der Stadt, lernte fleißig seine Aufgaben, und war immer froh und heiter. In der Nähe seines Kostherrn hatten sich die Juden angesiedelt, mit denen er bald bekannt wurde; sie benahmen sich gegen den Zögling artig, so daß er Zutrauen zu ihnen faßte, in Erholungsstunden ihr Haus besuchte und ihnen selbst Dienste leistete. — Im Jahre 1429 stellten die Juden von Ravensburg ein glänzendes Gastmahl an. Um den Glanz desselben zu erhöhen, wurden jene von Constanz, Ueberlingen, Lindau und andern umliegenden Orten eingeladen; sie erschienen sehr zahlreich und im festlichen Schmucke. Ravensburg bewunderte die fremden Gäste, nahm jedoch wenig Antheil, weil die Christen dazu nicht eingeladen waren; nur unser Ludwig, der mit dem Judenhause vertraut war, eilte in das Gasthaus, und leistete in der Küche bestmögliche Aushülfe. Die Juden gingen im Hause hin und her, warfen einen Blick auf den Beschäftigten und erkundigten sich über dessen Herkunft und Religion. Kaum hatten sie erfahren, daß er ein Fremder und ein Christ wäre, so dürsteten sie nach dessen Blut. Zwei Brüder, Aaron und Anselm mit Namen, beriefen ihren Schwager Moses, und schmiedeten den Mordplan zusammen. Darauf wurde der unschuldige Knabe

ergriffen, beiseits geführt, entkleidet, grausam gemartert und schmerzlich getödtet. Als Ludwig sein Leben ausgehaucht hatte, kleideten sie ihn wieder an, banden ihn in einen Sack und trugen am 1. Mai die Leiche vor das Stadtthor, wo sie den Fuhrmann Nikolaus Knoll antrafen, den sie anhielten und mit ihm einen Vertrag schlossen. Darauf legten sie den Sack auf seinen Wagen und beauftragten ihn, er solle in den Haslacher-Wald fahren, und daselbst die weitern Befehle erwarten. Knoll, der nicht wußte, was ihm aufgeladen wurde, that, was ihm befohlen, kam in den bezeichneten Wald, und traf bei einer Tanne viele Juden beisammen, die den Sack vom Wagen nahmen und öffneten. Der arme Fuhrmann erschrack, als er einen Ermordeten herausziehen sah und sprach: „Was habe ich verschuldet, daß ihr mir diesen unschuldig Gemordeten auf mein Fuhrwerk geladen?“ „Willst du stille sein und in der Stadt strenges Stillschweigen beobachten,“ war die Antwort, „sonst werden wir dich als Mitschuldigen bei den Gerichten angeben.“ Diese Drohung wirkte; er versprach zu schweigen und nahm von den Juden 10 Florin für den Fuhrlohn an. Er mußte auf Befehl derselben mit der Leiche die Tanne besteigen; dann warfen sie ein Seil über einen Ast, welches Knoll oben anknüpfte, hingen den Todten auf, gaben ihm ein Messer in die Hand und brachten ihn in eine Stellung, als wenn er sich selbst gehängt und verstümmelt hätte. Der Plan, ihre ruchlose That zu verheimlichen, war schlau ausgedacht und sie kehrten sorglos ihren Wohnungen zu. Doch sie täuschten sich und der Rächer der Unschuld leitete es, daß diese Blutmenschen in die Hände der zeitlichen Richter fielen. Der Herr verherrlichte seinen Diener, der um seines heiligen Namens willen verblutet hatte. Vom Baume aus, an dem der selige Ludwig hing, sah man des Nachts einen Stern, dessen Strahlen nach Ravensburg leuchteten; mehrere Bürger sahen die Erscheinung und verbürgten die Wahrheit derselben nachgehends durch einen Eid. Zu gleicher Zeit gingen einige Schulknaben in den Haslacher-Wald, suchten Vogelnester und fanden ihren Schulgenossen an der Tanne hangen. Anfänglich befiel sie Furcht und Schrecken, und schon wollten sie davon laufen; jedoch trieb sie die Neugierde näher, und als sie sahen, daß Ludwig das Messer in der Hand hielt, liefen sie nach der Stadt und sagten aus, ihr Schulkamerad habe sich entleibt.

Das Volk lief in Masse dem Walde zu, aber bald erkannten einsichtsvolle Männer den vollbrachten Mord und die Arglist der Mörder. Auf Befehl der geistlichen und weltlichen Behörde wurde die Leiche von dem Baume gelöst und einstweilen am Stamme desselben beigesetzt. Der Verdacht fiel sogleich auf die Juden von Ravensburg; denn es war kein Geheimniß, daß Ludwig bei ihnen ein- und ausging. Jetzt ergriff Nikolaus Knoll die Flucht, und eilte nach Ueberlingen; das machte in der Stadt viel Aufsehen; und man sagte laut, er sei mit den Juden einverstanden gewesen und suchte seiner habhaft zu werden, was auch gelang. Im Jahre 1430 wurde er zu Ueberlingen gefangen genommen. Vor Gericht bekannte er den ganzen Hergang, gab die Schuldigen an und verheimlichte nichts, indem er an der Mordthat unbetheiligt war. Doch auch er entging dem richterlichen Arm nicht und wurde gerädert. An dem Morde war er freilich unschuldig; aber er war ein Mitwisser und Hehler der verübten That. Allerdings war der Urtheilsspruch über Knoll und die Vollziehung desselben schauderhaft; man muß jedoch die Strenge der damaligen Gesetze und den Charakter der Richter kennen. Aaron, Anselm und ihr Schwager Moses wurden nebst andern Juden von Ravensburg, Ueberlingen, Lindau und Constanz, die an dem Gastmahl theilgenommen, oder sonst betheiligt waren, noch im selben Jahre verbrannt. So wurde die grausame That gesühnt. Wiederholt ging vom Baume, unter dem die Hülle des Seligen lag, des Nachts ein schimmerndes Licht aus; dieses Wunder brachte die Stadt zum Entschlusse, dem Verklärten daselbst eine Kapelle zu erbauen. Sofort wurde ein steinernes Gotteshaus erbaut und die Gebeine in dasselbe übersetzt. Fortan nannte man den Ort: „Die Kapelle zur Tannen." Wie eine ältere Chronik von Ravensburg meldet, pilgerten über hundert Jahre die Leute von Nah und Fern zahlreich zu seinem Grabe und erfuhren die Hülfe des Seligen in reichlichem Maße. Von den vielen gewirkten Wundern hat Murer drei aufgezeichnet. Johann Grabmann von Ravensburg, an einem Bruche leidend, ward, nachdem er eine Wallfahrt zu seinem Grabe gelobt hatte, plötzlich geheilt. Ein Knabe von Bregenz, der in's Wasser gefallen war und todt herausgezogen wurde, erstand, nach Anrufung des Verklärten, wieder zum Leben. Michael Bieg, ein Knecht von Eschach, hatte eine starre Hand

und litt große Schmerzen an den Fingern; er machte eine Wallfahrt zur Kapelle und die Hand genas. In Folge der Zeiten gerieth die Kapelle in Verfall und die Lutheraner zerstörten sie vollends; daher ist nur noch verfallenes Gemäuer zu sehen. Die Gebeine des seligen Jünglings wurden in die St. Vituskapelle, in der Nähe des Schlosses von Ravensburg gelegen, übertragen, wo sie annoch aufbewahrt werden. Auf dem Rathhause zeigt man dessen Hut, Röcklein und Gürtel sammt dem Schreibtäfelchen, welches er bei sich hatte, als er von den Juden ergriffen wurde. Der 29. April ist seinem Andenken gewidmet. (Vergl. Murer, Helvetia sancta; Bolland., Acta SS. T. III. Aprilis, p. 978—980.).

Lupicin, der heilige, Abt von Condat im Juragebirge. Vor vielen Jahrhunderten waren die Thäler der Schweiz und die Schluchten ihrer Berge mit Wald und Sumpf bedeckt, selten angebaut und von Thieren aller Art bevölkert. Hieher zogen sich Männer zurück, welche in Einsamkeit Gott dienen und ihrem Heile leben wollten. Ein solcher Mann war der hl. Roman (s. d. A. Bd. II. S. 205 ff.), der sich in der schauerlichen Wildniß auf dem Juragebirge niederließ. Geboren zu Isenor in Burgund, hatte Roman seine Studien unter dem weisen Sabinius bei den Mönchen von Aisne, nahe bei Nyon (nicht Lyon) vollendet, wo er sich über das Leben der Väter in Verwunderung verlor. Als er 35 Jahre zählte, verabschiedete er sich von der Welt und überließ seinem Bruder Lupicin das ihm zukommende väterliche Erbtheil. Der Anblick dieser düstern Gegend machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth; sie gefiel ihm zum Gebete und der Betrachtung; er fand überdieß eine hundertjährige Tanne, welche weithin ihre dichten Aeste ausbreitete, unter deren Schatten eine reine, klare Quelle rieselte, und beschloß, allda zu bleiben. Er hatte Bücher, Samen und Ackerbauwerkzeuge mitgenommen und dieses genügte ihm, um wie die Einsiedler wechselweise dem Gebete, der Handarbeit und dem Nachdenken obzuliegen. So lebte er einige Jahre der Welt unbekannt, als es seinem Bruder Lupicin, der seinen Spuren gefolgt war, gelang, seinen Aufenthaltsort zu entdecken; er suchte ihn auf, um sich zu ihm zu gesellen und seine Betrachtungen, so wie seine Arbeiten zu theilen. Diese zwei Gottesmänner sind die ersten Bewohner von Condat und haben in Gallien den

Grund zum Einsiedler-Leben gelegt. Sie glänzten in der Wildniß wie zwei helle Gestirne, deren Glanz sich weit verbreitete und von allen Seiten junge Leute anzog, die unter der Leitung dieses heiligen Brüderpaares zu leben verlangten. Die Ersten, die sich zu ihnen gesellten, waren zwei junge Kleriker, Palladius und Sabinian (s. d. A.), beide aus Neus (Nyon, am Genfersee im Waadtlande) gebürtig. Sie überstiegen die Juragebirge und baten den heiligen Roman, mit ihm die stille Einsamkeit bewohnen zu dürfen. Diese Männer gingen später dem Heiligen zur Erreichung seiner frommen Zwecke hülfreich an die Hand. Erster begleitete ihn auf seinen Wanderungen durch die Schweiz; Letzterer errichtete Zellen und baute eine Mühle sammt einem Kanal, das Wasser herzuleiten. Die Mönche mehrten sich von Tag zu Tag und alle wetteiferten in Arbeiten und frommen Uebungen. „Sie schafften mit den Händen Felsen weg, entwurzelten Bäume und säeten die Erde an,“ sagt die Chronik. Auf solche Art betrieben sie zwar den Ackerbau; allein weil sie gekommen waren, das Reich Gottes zu suchen, widmeten sie die meiste Zeit dem Gebete und der Betrachtung. Alle, dieselbe Regel befolgend, übten den Gehorsam und die Liebe, und nannten ihre Regel jene des Cassius oder die Norm der heiligen Väter. Roman sah sich genöthigt, neue Mönchskolonien anzulegen und stiftete nebst Condat zwei andere Häuser, Lauconne und la Balme; Ersteres wurde für Männer und Letzteres für Frauen eingerichtet. Lupicin bezog mit mehrern Mönchen das Haus Lauconne und seine Schwester Jola jenes von Balme. Condat blieb das Stammhaus der übrigen Klöster und in allen dreien herrschte der Geist der ungetheilten Liebe, der Frömmigkeit und der Tugend. Jola, welche allem Anscheine nach jünger war als ihre heiligen Brüder und nicht in der Welt zurückbleiben wollte, lenkte ihre Schritte auch dahin, wohin ihre Brüder vorausgeeilt waren; sie war eine fromme Jungfrau und stand schon bei Lebzeiten ihrer Brüder 105 Schwestern vor. Schade, daß keine weitern Umstände von ihrem Leben vorliegen. — Zu Condat erbaute Roman eine Basilika, die um das Jahr 443 eingesegnet wurde. Einige Zeit hernach wurde Roman durch den heiligen Hilar, Primas von Frankreich, zum Priester geweiht. Das Leben der Mönche von Condat bestund in fortwährenden Entbehrungen und Abtödtungen. Sie erwarben sich den täglichen

Unterhalt durch Handarbeit; allein im Jahre 460 zerstörten Kälte und Nässe die Früchte des Bodens und die Brüder konnten nichts einsammeln. Beim Anblicke der zunehmenden Noth entschloß sich Roman, die Großmuth Chilperich's I., der in Genf Hof hielt, anzuflehen; er reiste mit Lupicin dahin, welcher das Wort führte und die drückende Lage der Mönche lebhaft schilderte. Der Fürst hörte die Leiden der nothleidenden Religiosen mit vieler Theilnahme an und wollte ihnen sogar beträchtliche Bezirke vom Staatsgute schenken. Roman verzichtete auf die reichen Anträge und nahm nur das Thal Condat und dessen Umgebung dankbar an. Chilperich I. erbaute sich sehr an der Armuth des Heiligen; er fügte darum einen jährlichen Beitrag von 100 Scheffeln Korns und eben so vielen Pfennigen zur Kleidung bei. — Fünf Jahre später unternahm Roman mit seinem Jünger Palladius eine Pilgerreise zu den Gräbern der thebäischen Legion, heilte auf der Reise zwei Aussätzige und ward in Genf vom heiligen Bischofe Salonius in ausnehmender Ehrfurcht empfangen. Der heilige Prälat wollte ihn einige Zeit bei sich behalten und lud ihn an seine Tafel; er lehnte aber diese Einladung dankbar ab und eilte nach der ihm liebgewordenen Einöde. Dort wirkte er bis zum siebenzigsten Lebensjahr, und war seinen Jüngern sowohl Lehrer als Vorbild. Vor seinem Hinscheiden legte er ihnen die Eintracht, die Bruderliebe und den Arbeitseifer dringend an's Herz. Als er die Annäherung des Todes fühlte, übergab er seinem Bruder Lupicin die Leitung von Condat und besuchte noch einmal seine Schwester Jola im Kloster Balme, welches sein Ruheort sein sollte. Dort angelangt, erfaßte ihn der Engel des Todes und löste seine irdischen Bande am 28. Hornung (460–470). Alle seine Ordensgenossen hatten herzlich gewünscht, seinen letzten Segen zu empfangen; sie beweinten ihn als ihren theuern Vater und bestatteten ihn feierlich in der Kirche von Balme. Gott bezeugte durch verschiedene Wunder die Heiligkeit seines Dieners, dessen Namen man in den ältesten Martyrologien am 28. Hornung findet. — Als der heilige Roman auf dem Sterbbette lag, küßte er den heiligen Lupicin und sprach: „Bruder! ich übergebe dir die Leitung unserer Klöster, stehe ihnen wachsam in wahrer Hirtenliebe vor.“ Lupicin trat an die Stelle des heiligen Roman und wurde somit der zweite Abt von Condat. Er war

gegen sich selbst äußerst streng, hüllte sich in einen groben Pelz, den er so lange trug, bis er ganz abgenutzt war, und eben so hielt er es mit der Culculle. Seine Fußbekleidung waren Bauernschuhe nach Art der Altväter, und zur nächtlichen Chorzeit trug er selbst im kältesten Winter nur Holzschuhe. Er schlief sehr wenig und betete oft, während die Mitbrüder im Bette ruhten; seine Nahrung bestund in einer sehr magern Kost, und seit der Ablegung der Klostergelübde hatte er niemals mehr Wein verkostet. Er wollte die Klosterregeln und Vorschriften von seinen Jüngern genau und überall beobachtet wissen, gebot den Brüdern strenges Stillschweigen zu beobachten und benahm sich noch genauer und ernsthafter in Handhabung der Zucht und Ordnung als der hl. Roman: Die Mönche liebten und fürchteten ihn zugleich. Wie überall, so gab es auch hier unzufriedene Brüder, welche bessere Kost verlangten und sich ein gemächlicheres Leben wünschten. Einst flohen zwölf aus dem Kloster, kehrten aber bald reumüthig zurück und thaten Buße. — Gregor von Tours rühmt sowohl seine flammende Gottesliebe als seinen Eifer für die Wissenschaften. Die Handarbeit war die Hauptbeschäftigung der Mönche von Condat, indem sie nur durch diese dem rauhen Boden die nöthige Nahrung abzwangen; als sie aber die Kirche und das Kloster gebaut und den Boden urbar gemacht hatten, widmeten sie sich den Studien. Lupicin eiferte seine Genossen dazu an und richtete ihre Arbeit so ein, daß sie immer freie Stunden hatten, um sich mit den Wissenschaften abzugeben. Mehrere aus ihnen zeichneten sich durch vortreffliche Kenntnisse aus; diesen übergab der heilige Abt die Leitung einer Schule, die er für die Jünglinge, welche die Wissenschaften erlernen wollten, errichtete. Unter den Schülern, die sich zu Condat bildeten, zeichnete sich der junge Eugendus (s. d. Art. Bd. I. S. 170 ff.) von Isenor vor allen Andern aus. Lupicin erkannte seine Fähigkeiten, weihte ihn frühzeitig in das Studium der Sprachen ein, pflanzte den Samen jener Tugenden, welche große Heilige bilden, seinem Herzen ein, und machte ihn so zum Ruhm der Kirche und des Klosters, deren Zierde er später wurde. — Gott verherrlichte den heiligen Lupicin durch mehrere Wunder. Einst fand er sich in großer Verlegenheit, seine zahlreich hungernden Brüder ernähren zu können. Da zeigte ihm der Herr in der Wildniß einen verborgenen Schatz, den er wirklich ent-

deckte und so viel davon nahm, als er zum Unterhalt der Brüder bedurfte. Das Gleiche that er jedes Mal, wann er in dürftige Umstände kam; den Ort aber wußte Niemand, als er allein. Ein anders Mal kamen mehrere Weltleute zu ihm und klagten, sie hätten alle Lebensmittel verzehrt und müßten, weil die Ernte noch ausstehe, zu Grunde gehen. Er erbarmte sich des hungernden Volkes und führte sie zum Kornkasten, in dem nur wenig Getreide vorräthig war. Dort warf er sich auf die Kniee und sprach seufzend: „Allmächtiger Herr! Du hast einst deinen Diener Elias erhört, daß der armen Wittwe weder das Mehl noch Oel bis zur Regenszeit ausging, erhöre auch mich, und verleihe, daß das Getreide in diesen Säcken vermehrt werde!" Er stund auf und befahl, das Getreide den Hungrigen auszutheilen. Alle Säcke wurden angefüllt; die Beschenkten priesen Gott über das augenscheinliche Wunder und gingen dankend zu den Ihrigen. — Der heilige Vorsteher stund mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verkehr und freundschaftlichen Verhältnissen. Der heilige Abt fesselte durch seine weise Einsicht und heiligen Tugendwandel die Herzen der Großen und bediente sich derselben zur Vertheidigung der Unterdrückten. Seine scharfen Rügen an Gondobald bewirkten die Befreiung einer nicht unbedeutenden Zahl von italienischen Gefangenen. Bei einer andern Gelegenheit brachte er die Klagen der durch die burgundischen Herren unterdrückten Sequaner vor Chilperich I. und bewirkte, daß dieser kräftige Maßregeln gegen die untergeordneten Tyrannen ergriff. Wenn ihn seine Anstrengungen zum Wohle der Menschheit zuweilen nöthigten, Condat zu verlassen, so übergab er während seiner Abwesenheit die Zügel des Klosters in die Hände des Minaurus, eines gottseligen und klugen Mannes, der die eingeführte Zucht und Ordnung aufrecht erhielt. Das Kloster von Lauconne gewann mehr und mehr an Bedeutsamkeit und der Boden daselbst war günstiger für den Feldbau als jener von Condat. Lupicin sandte demzufolge solche Ordensbrüder dahin, welche sich in der Urbarmachung des Landes und im Anbau desselben tauglich bewährten und behielt die frömmsten Mönche um sich, welche sich dem Gebete, dem Studium und dem Psalmensingen widmeten. Er leitete selbst beide Klöster, bis ihn das Alter zwang, die Amtsgewalt niederzulegen, und übertrug sie dem erwähnten Minaurus, welcher der dritte

Abt von Condat war. Dieser jedoch war es seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht lange und wählte sich den heiligen Eugendus, der nach Beendigung seiner Studien von seinen Eltern die Bewilligung erlangte, in Condat Mönch zu werden, zum Amtsgehülfen. Der heilige Lupicin wünschte in Lauconne seine Tage zu beschließen und erreichte da am 21. März das Ziel seiner Wanderschaft. Sein Leben war eine fortwährende Abtödtung und sein Tod der eines Auserwählten. Das Todesjahr beider heiligen Brüder, Roman's und Lupicins, wird gar verschieden angegeben und selbst der gelehrte Peter Franz Chifflet konnte darüber aus den Klosterschriften (ex MS. codice ejusdem cönobii) nichts Bestimmtes auffinden; gewiß ist es, daß die heiligen Brüder, wie auch ihre Schwester Jola, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in das Reich Gottes eingingen. Lupicin erhielt seine Ruhestätte in Lauconne, welches deßhalb fortan St. Lupicin genannt wurde. Man bewahrte seine Reliquien daselbst bis zum Jahre 640, in welchem der heilige Injuriosus (s. d. A.), eilfter Abt von Condat, die Ueberreste der zwei ersten heiligen Aebte in der Kirche seines Klosters beisetzte. Die Diöcesen Basel, Lausanne-Genf feiern zwar das Fest dieser Gottesmänner, nicht aber jenes der Uebertragung (Translatio) ihrer Reliquien. (Annales Catholiques de Genève, 1856 und 1857; Bolland., Acta SS. T. III. Febr., p. 737—748, T. III. Martii, p. 262—267).

M.

Mannon, Mönch von Condat, s. Remigius, Abt u. s. w.

Marcian und Crescenz, die heiligen, Glaubensboten. Unser Schweizerland blieb vom Beginne des Christenthums bis ungefähr zum Jahre 400 in den Händen der Römer, welche im Lande schöne Städte mit römischer Kultur gründeten, und durch Martinach, Genf, Wiflisburg, Basel-Augst, Windisch, Zürich und Chur, einen, die Mittelschweiz von der Rhone bis zu den Rheinquellen umgürtenden Kranz von Kolo-

nien erbauten. Schon unter der Römerherrschaft faßte das Christenthum in unserm Vaterlande Wurzel und verschiedene Martyrologien, Chroniken und Breviere der schweizerischen und angränzenden Bisthümer melden von apostolischen Sendboten, die den christlichen Samen in den Schweizergauen ausgebreitet haben. Namentlich langten in Chur schon gegen das Ende des ersten Jahrhunderts Missionäre an. Nebst dem heiligen Lucius werden auch noch Marcius und Crescenz angeführt. Vielleicht begleiteten sie Eucharius, Valerian und Maternus. Wann unsere Apostel dahin kamen, ist schwer anzugeben, jedenfalls vor Entstehung des Bisthums von Chur. Der erste geschichtlich verbürgte Name ist der des Bischofs Asimon. „Es ist aber nicht anzunehmen," sagt Herr von Mont, Domdekan von Chur, „daß Asimon der Erste auf dem bischöflichen Stuhle war. Sein Ruf, sein Ansehen, wie das der Kirche von Chur, wären sonst schwerlich bis vor die Synode von Mailand (452, nach Andern 455) gedrungen. Auch geht aus dem Briefe des Bischofs Viktor II. an König Ludwig vom Jahre 820, in welchem er sich über die Zerstörung der Kirchen seines Bisthums durch den Landgrafen Roderich beschwert, hinlänglich hervor, daß das Christenthum in Churrhätien damals schon längst bestanden; denn Viktor schrieb von alten Kirchen in unserm Lande." (Das Hochstift Chur und der Staat, Chur 1860.) Nun aber fragen wir: Durch welche Männer sind die Kirchen vor der Entstehung des Bisthums gegründet worden? Eben durch die apostolischen Sendboten, Marcian, Crescenz, Lucius und Andere, welche da den christlichen Samen ausstreuten. Wie lange Marcian und Crescenz sich in Rhätien aufgehalten, wissen wir nicht; wahrscheinlich weilten sie da nur kurze Zeit und zogen dann weiter. Schade, daß die Annalen keine näheren Notizen enthalten (Chr. Brover, Annalen von Trier; Zallwein, J. E. Bd. III., 14; Dr. G. Anton Huller, 24—25, Bamberg, 1860.)

Margaretha, Nonnen von Töß. Unter diesem Namen sind einige gottselige Schwestern bekannt:

1) Margaretha Fink von Zürich. Sie wurde gut gebildet, lernte Latein und schrieb Bücher ab. Wie ein irdischer Engel wandelte sie unter den Schwestern, war fleißig im Chor und gestund selbst, sie habe in ihrem ganzen Leben die Tagzeiten nie versäumt, es sei denn aus gegründeter Ursache

und mit Erlaubniß geschehen. Sie stund einige Zeit vor der Mette auf, betete dann drei Vater unser: Das erste zum Lobe der Verlassenheit, die sein zartes Herz empfand, als Er aller menschlichen Gesellschaft und jeder Hülfe der Geschöpfe beraubt wurde; das andere zur Erinnerung der großen Noth, als Er von seinem himmlischen Vater verlassen und der grausamen Gewalt seiner Feinde überliefert wurde; das dritte zum Andenken, daß Er sich dem Troste des heiligen Geistes entzog und so seine Marter und Leiden auf das Höchste brachte. Mit dieser Vorbetrachtung ging sie zur Mette, las selbe mit dem Convente und verharrte nachher bis am Morgen im Gebete. Als man an sie die Frage stellte, warum sie so lange wache, sprach sie: „Oft, wenn ich mich niederlege, um zu ruhen, kommt mir vor, als höre ich die Posaune des jüngsten Tages ertönen; dann kann ich nicht mehr ruhen und stehe wieder auf." Seit sie das Psalterium gelernt, ließ sie keinen Tag vorüber gehen, ohne die Tagzeiten zu beten; sogar am Tage, an dem sie starb, mußte man sie aus dem Bette heben und ihr in dem gewöhnlichen Gebete nachhelfen. Die Schwächen des Alters und die Leiden der Krankheiten waren selten im Stande, den Heldinnen von Töß einige Milde und Nachsicht gegen sich abzunöthigen. Als Margaretha Fink vor Alter und Krankheit nicht mehr fasten konnte, aß sie mit den Kindern, aber nur soviel, als nöthig war, das Leben zu fristen. Sehr erbaulich war ihr Scheiden aus dieser Welt. Als der letzte Augenblick gekommen war, rief sie die Schwestern sanft herzu und sagte: „Kinder, ich will sterben!" und sie verschied bald darauf, wie sie gelebt hatte.

2) **Margaretha Willi** bewährte durch ihr Leben die alte Lehre des Apostels, daß der Herr seine Gnaden Niemanden versagt, der sie mit rechtem Ernste sucht. Sie war in ihren jungen Tagen lau und träg in Ausübung der Klosterpflichten; aber bald bekehrte sie sich ganz zu Gott und entsagte ihrem frühern lauen Leben. Das geschah in so kurzer Zeit, daß sich Alle darüber sehr verwunderten. Die Satzungen des Ordens, den sie strenge einhielt, genügten ihr nicht mehr, so daß sie noch härtere Uebungen der Abtödtung hinzufügte. Sie brach gänzlich mit der Welt und nahm keine Besuche mehr an. Sie gab kaum ihrem leiblichen Bruder, der ebenfalls Dominikaner war, bei seinen Besuchen Gehör. Sie aß wenig Speise, trank selten

Wein, und vermischte ihn mit Wasser. Sie schlief nur wenige Stunden, übte das Leiden Jesu an ihrem sterblichen Leibe und vergegenwärtigte sich dieses in ihren täglichen Betrachtungen. Einst sah sie in einem Gesichte unsern Herrn; die Juden nahmen ihn gefangen, schleppten ihn hin und her und diese grausame Scene ging ihr so zu Herzen, daß sie von dieser Stunde an nie mehr schlafen wollte. Sie brachte ganze Nächte betend im Schlafzimmer zu, blieb nach der Mette im Chor, wohin sie bei kalter Witterung eine Bettdecke mit sich nahm und wo sie bis zur Morgendämmerung verweilte. Wenn das Zeichen zur Arbeit gegeben wurde, so eilte sie unverweilt zu derselben, blieb dabei stets in sich gekehrt und achtete nicht auf äußere Umstände. Eben so pünktlich stellte sie sich zum Chor ein, wenn das Glockenzeichen ertönte. Im Sommer machte sie nach dem Tischsegen vor jedem Heiligenbild im Chor einen Kniefall. Sie schaute nie zu einem Fenster hinaus, und wenn zuweilen jüngere Schwestern sie versuchten, als sähen sie draußen etwas Sonderbares, so wandte sie ihre Augen nie darnach. Ihre Anstrengungen kannten keine Grenzen und machte man ihr darüber Vorwürfe, so sagte sie: „Ich muß es thun, sonst würde mein Eifer bald wieder erkalten.“ Ueberhaupt waren der Freundinnen, die sie trösteten, ziemlich wenige; allein unser Herr tröstete sie selbst, besonders beim Empfange der heiligen Kommunion. Sie trug eine vorzügliche Andacht zu einem heiligen Bilde, welches unsern Herrn vor Gericht darstellte, und flehte ihn oft an, daß er ihr am Tage des Gerichtes Barmherzigkeit erweise. Vor dem Gnadenbilde Mariens in der Kapelle hörte sie einst in ihrem Gebete die Stimme: „Wisse, mein Kind, du sollst von mir nicht mehr geschieden werden.“ Auf ihr frommes Leben folgte ein seliger Tod; und als man ihr denselben ankündigte, so überzog ihr Angesicht ein sanftes Lächeln, und sie sagte: „Das ist das herrlichste Leben, das je war!“

3) Margaretha von Zürich. Schwester Margaretha von Zürich strebte nach allen Tugenden und besaß die Gabe der Thränen. Es war eine alte Sitte bei den Schwestern in Töß, zur Adventzeit dem Christkindlein ein kleines Bad herzurichten, das Bettlein und Alles zuzubereiten, dessen es auf dieser Welt entbehren mußte. Als nun Schwester Margaretha in der Adventszeit die Badwanne zubereitete und aus herzlicher An-

dacht viele Thränen vergoß, sah sie im Geiste das Jesuskindlein in der Badwanne sitzen; jede Thräne, die sie weinte, wurde sogleich in ein goldenes Knöpflein verwandelt, fiel in das Badwasser und das zarte Kindlein schlug es mit den Händlein unter das Wasser, was gar wonniglich anzusehen war. (S. d. Art. B. II. S. 9.) Sie sah Mitschwestern im Gebete verklärt, durchleuchtet und von der Erde erhoben. Andere Umstände berichtet Elisabeth Stagel von ihr nicht (Vergl. Greith, Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden; fünftes Buch, die Schule des beschaulichen Lebens unter den Schwestern von Töß bei Winterthur.)

Margaretha Gänser, s. Alexius, Kapuciner.

Margaretha Gaßmann, erste Superiorin der Ursulinerinnen in Lucern. Am 27. März 1634 kamen zwölf Frauen aus dem Kloster der Ursulinerinnen von Pruntrut nach Freiburg, um daselbst den Grund zu einem neuen Kloster zu legen. Durch ihren frommen Wandel gewannen sie bald die Neigung der Stadt, wurden allgemein geschätzt und geachtet und im Jahre 1646 erkannte sie der Rath förmlich an. Kaum hatten sie die Ermächtigung erhalten, ihre Anstalt zu eröffnen, so meldeten sich von Nahe und Ferne junge Töchter zur Aufnahme; unter diesen war auch Margaretha Gaßmann aus Thann im Elsaß, welche erst vierzehn Jahre alt nach Freiburg kam, um in den Verband der frommen Frauen zu treten. Sie erhielt am 31. Heumonat 1645 den Schleier und legte zwei Jahre darauf die Ordensgelübde ab. Mittlerweile wurde auf Verwenden des Herrn Kaplans Kaufmann, später Chorherrn im Hof und des Bischofs Jost Knab von Lausanne die Einführung der Ursulinerinnen in Lucern beschlossen. Zur Bevölkerung der neuen Anstalt wurden Frauen aus dem Ursulinerkloster in Freiburg berufen, unter welchen unsere Margaretha Gaßmann war, welche den 20. Christmonat 1659 in Lucern anlangten. Es ward ihnen der Platz auf einer schönen Anhöhe am Abhang der sogenannten Mußegg angewiesen, der Kloster- und Kirchenbau begann und den 10. Hornung 1678 bezogen die Nonnen ihre Zellen. Margaretha leitete einige Zeit als erste Superiorin ihre Töchter, kehrte aber bald wieder nach Freiburg zurück, wo ihre Anwesenheit nöthig war. Auch in Wallis suchte man die frommen Töchter der heiligen Ursula einzuführen, wozu nicht wenig

Herr Kaspar Stokalper beitrug, der ihnen 1663 die zu ihrer Niederlassung erforderliche weltliche und kirchliche Bewilligung ausmittelte, und ihnen zu Brieg am nördlichen Abhang des Simplonberges ein schönes und geräumiges Gebäude einräumte. Auch für diese Anstalt wurden die Ursulinerinnen von Freiburg berufen, die ersten Frauen in Brieg zu leiten und in ihre Ordensgebräuche einzuführen; und es war wiederum Margaretha Gaßmann, welche dort den Grund zum wahren klösterlichen Leben legte. Leider konnte sie dem neuen Kloster nicht lange vorstehen; denn Gott hatte sie zu höhern Zwecken bestimmt; die Oberen riefen sie nach Freiburg zurück und legten die Leitung des Klosters in ihre Hände. Einige Monate später, nämlich den 2. Weinmonat 1665, mußte sie in der gleichen Eigenschaft nach Lucern sich verfügen. Von nun an bekleidete sie fortwährend die ersten Stellen oder leitete die Novizinnen, welche sie durch ihre liebevolle und bescheidene Behandlung in ihren hohen Beruf einweihte und auf dem Wege der Vollkommenheit ermunterte. — Die Ursulinerinnen von Freiburg, die sie sehr hoch schätzten, verlangten sie wiederholt zurück und wählten sie 1673 zu ihrer Superiorin, allein umsonst; denn der päpstliche Geschäftsträger hieß sie im Einverständnisse mit dem hochwürdigen Bischofe auf dringendes Bitten der Ursulinerinnen in Lucern auf ihrem Posten bleiben, weil ihre Entfernung von dort dem neuen Convent sehr nachtheilig gewesen wäre, der erst 14, meist junge und unerfahrne Schwestern zählte, die weder den Klosterbau noch andere nothwendige Einrichtungen zu leiten und zu ordnen verstanden. Fortan lebte Margaretha Gaßmann in Lucern bis zu ihrem Tode, der den 28. März 1701 erfolgte. Die Selige war eine fromme, engelreine Jungfrau, die ihre Gelübde treulich hielt; sie übte sich in allen klösterlichen Tugenden und trug eine flammende Liebe zu Gott, dessen Ehre sie stets zu befördern und zu verbreiten suchte. Sie hatte schöne Geistes- und Naturanlagen, sprach sehr geläufig und klar und war im Umgange bescheiden und demüthig. Beim Klosterbau gab es viele Verdrießlichkeiten; aber sie ließ den Muth nicht sinken, sondern zeigte bei allen Stürmen eine wahrhaft männliche Ausdauer, durch die sie das begonnene Werk glücklich zu Ende führte. Gegen sich war sie sehr streng, gegen ihre Mitschwestern aber um so liebevoller, die sie deßhalb wie eine Mutter liebten. Sie

eine innige Verehrung zum hochheiligsten Altarssakramente, vor dem sie oft Stunden lang in frommer Andacht zubrachte; eben so innig verehrte sie Maria und ihren keuschen Bräutigam, den heiligen Joseph; jene hatte sie zur Schutzfrau, diesen zum Hausvater ihres Klosters erwählt, und ließ ihre Bildnisse im Klostergange aufstellen. Die Annalen ihres Klosters beschließen ihr Lob mit den Worten: „Wie ihr Leben, so war ihr Tod, ein heiliger Uebergang in's ewige Leben, den sie nach dem Empfang der heiligen Sakramente getrost und gestärkt antrat."

Maria Bötzin von Zug, Wittwe. Nachdem im Jahre 1595 Rath und Bürgerschaft von Zug beschlossen hatten, die Capuciner bleibend in ihrer Stadt einzuführen, konnten sie sich in der Auswahl des Platzes für das Kloster und die Kirche nicht einigen. Einige wollten das Kloster bei St. Michael, Andere vor dem Frauensteinerthor und wieder Andere auf den Gärten der Löbern bauen. Hier kam der Aufbau zu Stande, wie es eine alte, fromme Wittwe vorgesagt hatte. Eine gewisse Maria, mit einem Manne Oswald von Geschlecht verehelicht, wohnte mit ihm auf einem Hof zunächst am Galgen. Nach dem Tod desselben zog sie in die Stadt und hörte des Nachts, da sie im Gebet verharrte, an dem Orte, wo die klösterlichen Gebäulichkeiten nachgehends aufgeführt wurden, einen überaus lieblichen Gesang. Die Urkunde lautet wörtlich: „Daß Orth worauff diß Klostergebäu stehet, war hiervor den Burgern zu gemeinen Gärten ußgezeichnet vndt verlyhen, vndt ist nachgehendz von glaubwürdigem bericht an tag kommen, dz von einer andächtigen wibsperson, die mithin Abend daselbsten im gebet vffknieende ein lieblich gesang hörte, muthmaßlich geurtheilt vnd geredet worden, es würde der Allmächtige gott an dißem Orth etwas besonders würckchen wöllen, wie dan nit zu zweiflen, dz solches himmlische gesang, eine anzeigung seiner Ewigen Vorsehung vndt Verordnung dißfahlß geweßen seye." — Die Zuger betrachteten die gute, alte Wittwe als einen verworrnen Kopf und meinten, sie wäre nicht recht bei Sinnen; allein die oberflächlichen Richter, die nur das Aeußere beurtheilen und diesem Schein stehen bleiben, kannten sie nicht. Ueber diese Frau Bötzin, auch Böckin genannt, gibt ein anderer Geschichtsschreiber einen zuverlässigern Bericht und sagt: „Allhier ist zu merken von dieser Bötzin (wie ich solches von alten Leuten,

welche sie wohl gekannt, vernommen,) daß sie eine gar überaus fromme Frau gewesen und etwa eben darum von bösen Weltmenschen für unrichtig im Kopf gehalten worden, weil sie zu Zeiten unter der heiligen Messe seltsame Geberden gezeigt hat; denn wenn Herr Dekan Huser bei St. Michael in der Pfarrkirche Messe gelesen, sei sie vor allem Volk aufgestanden und gegen den Altar gelaufen und habe öffentlich mit Worten und Geberden bekennt, daß sie den allerbesten Geruch empfinde. Dieser hat sich Niemand angenommen. Eben diese Bötzin ist neben dem Dorfbrunnen zu Haus gewesen in einem Stüblein, so gegen die Löberngärten hinausging, welche jetzigen Klosters Gelegenheit sind. Diese hat öftersmal gehört die Engel singen Nachts im Garten auf der Hofstatt, wo jetzt die Kirche steht (auf die Stelle, wo dieser Gesang gehört wurde, kam der Choraltar zu stehen). Dieses ist aber nicht viel geachtet worden, bis man das Kloster gebauen." Andere Lebensumstände enthalten die Annalen von ihr nicht. Es scheint, daß Frau Bötzin am Ende des sechszehnten Jahrhunderts ihr Leben beschloß. (Schneller, der Geschichtsfreund, Bd. XI, S. 152 — 153. 162 — 163.)

Maria Hertenstein, Nonne von Lucern. Am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts entstanden in den katholischen Schweizerkantonen mehrere Frauenklöster, in die sich viele Töchter höhern und niedern Standes zurückzogen und eine Zufluchtsstätte für ihre Tugend fanden. Unter die Erstern gehört Fräulein Maria von Hertenstein, von deren Weltleben nichts verzeichnet vorliegt. Lange Jahre hindurch war sie die Zierde des Frauenklosters St. Anna im Bruch und erbaute ihre Mitschwestern durch ihre Tugenden. Die Annalen des Klosters haben von ihr Nachstehendes aufbewahrt: „Nachdem sie durch ihren gottseligen Lebenswandel während 38 Jahren ihre Mitschwestern erbaut hatte, ward sie von ihrem göttlichen Bräutigam, der ihr mit einem Kreuz beladen im Garten erschien, zu seiner Nachfolge auf dem Kreuzwege eingeladen, indem er zu ihr sprach: „Schwester Maria! du mußt aussätzig werden." Dieser Wille des Herrn erfüllte sich bald, sie wurde nicht nur von dieser unheilvollen Krankheit befallen und gänzlich entstellt, sondern mit Versuchungen aller Art entsetzlich gequält. Sowie aber ihre Schmerzen zunahmen, so wuchs auch ihre Geduld und ihre

Ergebung in den göttlichen Willen. In ihren Leiden zeigte sich ihre Seelengröße; sie war immer fröhlich und pries Gott, daß er sie würdigte, in ihrem Leidenszustande ihm ähnlich zu werden. Nach Empfang der heiligen Sterbsakramente, wobei ihr Antlitz vor Liebe glühte, befreite sie der Herr den 10. Mai 1649 von den Banden der irdischen Leiden und nahm sie, wie wir billig hoffen, in die ewige Ruhe seines Reiches auf." (Annalen des Klosters St. Anna im Bruch, Luzern. mst.)

Maria Aurelia Häglin, Nonne von Lucern. Obschon das Kloster von St. Anna im Bruch mehrere, durch Frömmigkeit und Tugend hervorragende Schwestern zählte, so liegen in den Verzeichnissen doch keine außergewöhnlichen Wundergeschichten vor, indem dieses Kloster von jeher seine zahlreichen Bewohnerinnen (durchgehends 40 — 50) mehr zur Haltung der strengen Regel, zur unbefangenen Heiterkeit und zum friedlich trauten Zusammenleben, zur Zufriedenheit in dem ärmlichen Gebäude und bei der groben Kleidung, zur Arbeit und kindlichem Vertrauen auf Gottes Schutz, Gnade und ewigen Lohn, als zu einer auffallenden Lebensweise zu erziehen sich bestrebte. Die erste, welche vor allen übrigen Erwähnung verdient, ist zweifelsohne die ehrwürdige Schwester Maria Aurelia Häglin von Schwyz, die in der Blüthe der Jahre in das Frauenstift Pfanneregg eintrat und da sich still und einsam heiligte. Ihr frommer Ruf, wie auch ihre Tüchtigkeit in Führung wichtiger Geschäfte und andere Tugenden waren weit und breit bekannt, so daß sie 1597 nach Lucern berufen wurde, das Kloster Bruch zu leiten. Pfanneregg stand um diese Zeit in gefeiertem Rufe, wozu die Frau Elisabeth Spitzlin, gebürtig aus Lichtensteig, Vieles beigetragen hatte Diese berühmte Vorsteherin schritt ohne Verzug zu der vom Concil von Trient für ihr Gotteshaus vorgeschriebenen Reform des Capuzinerordens, brachte die Anzahl ihrer Schwestern auf 40, und erhob ihr Kloster zu solchem Flor, Ansehen und Ruhm, daß dasselbe von allen als das tauglichste befunden wurde, um in andern Klöstern Zucht und Ordnung einzuführen. Daher wurden in den Jahren 1575 — 1630 viele Frauen ausgeschickt, so nach Notkersegg, Steinertobel, Hundtobel, Altstädten, Attinghausen, Appenzell, Grimmenstein, Wonnenstein, Baden, Solothurn, Lucern, Stans, Freiburg, ferner nach Seckingen, Landshut, Salzburg, Bregenz, Ensisheim,

u. s. w. — Unter den ausgesandten Frauen befand sich *unsere* Maria Aurelia Häglin. In Demuth und festem Gottvertrauen ging sie nach der neuen Bestimmung, ließ sich im Bruch in den Schwesternbund einverleiben und nahm daselbst viele nützlichen Reformen vor, deren Früchte das Kloster annoch genießt. Einige Jahre vor ihrem Tode, der den 20. Herbstmonat 1611 erfolgte (nach den Annalen auf dem Wesemlin den 10. Augstmonat 1609,) prüfte sie der Vater im Himmel mit schmerzlichen Krankheiten, in denen sie sich sehr geduldig und gottergeben bewährte, Sie schied im Rufe der Heiligkeit und auf ihrem Antlitz strahlten Frohsinn und Heiterkeit. Die Annalen ihres Klosters haben keine andern Umstände aus ihrem Leben verzeichnet. (Annalen des Klosters St. Anna im Bruch, Lucern, mst.)

Maria Delphina Progin, dritte Oberin von Montorge, wurde 1581 den 18. Heumonat, zu Freiburg geboren und unter dem Namen Barbara aus der Taufe gehoben. Ihre Eltern, Rudolph Progin und Elisabeth Praroman, hatten die Ueberzeugung, daß sich ohne Religion kein wahres Familienglück begründen lasse und gaben sich daher alle Mühe, ihre Tochter frühzeitig mit den Grundsätzen der Religion vertraut zu machen und sie durch eine standesgemäße Erziehung für ihren künftigen Beruf heranzubilden. Maria Delphina hatte ein für alles Edle und Schöne empfängliches Herz und entsprach vollkommen den Hoffnungen und Wünschen der frommen Eltern; sie zog durch ihres stilles und eingezogenes Betragen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auf sich. Weil es ihre Eltern wünschten, hatte sie sich mit Herrn Hauptmann Tobias Gottrau vermählt, mit dem sie mehrere Jahre in Eintracht und Frieden lebte, bis der Tod, der auch die schönsten Bande zerreißt, ihren friedlichen Bund auflöste, worauf sie den Wittwenschleier anzog, fest entschlossen, von nun an ein enthaltsames Leben zu führen und ihre Tage Gott zu weihen. Später änderte sie jedoch ihren Entschluß, da sie sich mit Herrn Jakob Wallier (s. d. A.) auf die Erklärung, daß er sich durch das Gelübde der Keuschheit verbunden habe, trauen ließ; sie lebten mit einander wie Geschwister neun Jahre lang in heiliger Eintracht, dienten Gott und erbauten die Menschen durch Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Herr Wallier ließ es sich besonders angelegen

sein, Gottes Ehre und das Heil der Brüder zu befördern; er baute das Frauenstift von Montorge, und Barbara half ihm liebreich das schwierige Werk vollenden. An seinem Todbette erklärte sie ihm, nach seinem Hinscheiden könne sie nichts mehr an die Welt fesseln, sondern sie werde sich, wenn er die Augen geschlossen, unter die Zahl der Dienerinnen Gottes zu Montorge aufnehmen lassen. Sie erfüllte dieses Gelöbniß am 24. Brachmonat 1630, indem sie als Kostgängerin in das genannte Frauenkloster trat und am 22. Herbstmonat desselben Jahres ihren weltlichen Schmuck mit dem demüthigen Kleide der Tertiarerinnen vertauschte. Im Noviziate bewährte sie sich als eine würdige Tochter des heiligen Franciskus, befliß sich der Tugenden des heiligen Stifters, und war als Schwester Maria Delphina ein Muster der Vollkommenheit; sie war demüthig, gehorsam, gefällig und herablassend gegen ihre Mitschwestern, und ungeachtet ihrer fünfzig Jahre sehr thätig, bebeobachtete das Stillschweigen genau und öffnete ihren Mund nur zum Lobe Gottes und zur Erbauung der Menschen. Sie war strenge gegen sich selbst, lebte sehr dürftig und entsagte jedem Eigenthum auch in den kleinsten Dingen. Ihr Probejahr vollendete sie in den Uebungen der Andacht, der Buße und Frömmigkeit, und legte den 4. Weimonat 1631 die heiligen Gelübde ab. — Bevor sie vor den Altar hintrat, verbat sie sich alle Ehrenbezeugungen und verlangte, daß man sie stets als die Letzte im Kloster betrachte; ihre Mitschwestern jedoch hielten es für heilige Pflicht, die Klosterleitungen in ihre Hände zu legen, weil sie recht gut einsahen, daß das Kloster unter ihrer Leitung leiblich und geistig gekräftigt und selbst vor der Welt neue Geltung gewinnen würde. Maria Delphina ward als Oberin gewählt, und die Oberen mußten sie zur Annahme ihres Amtes unter dem Gehorsam verpflichten. Sie änderte deßhalb nichts an ihrem frühern Betragen, sondern verdoppelte noch ihren religiösen Eifer, strebte vor Allem, Liebe und Eintracht unter den Schwestern zu erhalten, benahm sich gegen Alle liebevoll, sorgte besonders für die Schwachen und Kranken, und wurde allgemein die Trösterin der Armen und Betrübten genannt. Sie hatte zwar unter ihren Mitschwestern einige, die ihre Liebe mit Undank vergalten; allein so sehr ihr Herz dadurch auch gekränkt werden mußte, benahm

sie sich immer mit derselben Gemüthsruhe und Gelassenheit und ließ dieselben nichts entgelten. Maria Delphina brannte vor Liebe zu Gott; sie hatte vor ihrem Eintritte mehrere Gemälde verfertigen lassen, welche die Hauptzüge aus dem Leben des seraphischen Vaters Franciskus darstellten; einige derselben hatte sie in's Kloster mitgebracht und schmückte damit die Kirchenwände; die andern schenkte sie den Pfarrkirchen Freiburgs. Ebenso eiferte sie für die würdige Abhaltung des Gottesdienstes, dem sie stets mit der größten Erbauung anwohnte, und trug inniges Mitleiden für die lieben Abgestorbenen, denen sie durch Gebet, Fasten, Almosen und heilige Messen zu Hülfe kam. Nachdem sie durch neun Jahre ihre klösterliche Genossenschaft, musterhaft geleitet hatte, wurde sie von einer schweren Krankheit befallen, in welcher sich ihre Frömmigkeit und ihre vollkommene Ergebung in den Willen Gottes im schönsten Lichte offenbarte. Obschon sie sehr leidend war, wollte sie doch nicht zugeben, daß man sie von der Pflicht des Breviergebetes entledige, sondern fuhr mit ihren frühern Andachtsübungen bis zum Augenblicke ihres Hinscheidens fort. Sie klagte nie über ihre Schmerzen, wohl aber, daß man sich zu viel mit ihr beschäftige. Am 21. März 1654 vollendete sie ihr tugendhaftes Leben und wurde zu Montorge zur rechten Seite des Hochaltars in der Nähe der Chorpforte beigesetzt. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Maria Franciska von Dießbach, erste Oberin des Frauenklosters von Montorge. Zur Zeit der Reformation wanderten mehrere Familien aus Bern in's Ausland, um ihren alten Glauben zu bewahren, oder ließen sich in den der Kirche treu gebliebenen Kantonen nieder, um da ungehindert ihre frühern Gebräuche der römisch-katholischen Religion ausüben zu können. Unter diese gehört auch die edle Familie von Dießbach, die nach Freiburg übersiedelte und da sich fortpflanzte. Sie zählt viele edle Mitglieder, welche in Staat und Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet haben, namentlich haben mehrere Töchter derselben die Klöster von Freiburg bewohnt, und einige derselben endeten im Rufe der Heiligkeit als Nonnen zu Montorge ihr gottgeweihtes Leben. Eine solche schöne Blume, aus dem Hause der Dießbach, die lieblich im Garten Gottes duftete, war Maria Franciska von Dießbach, Tochter des Jo-

hann Rochus von Dießbach und der Maria Misillo. Die zarte Tochter, geboren um 1596, ward in der Furcht Gottes erzogen, und zeigte von Jugend an Neigung zur Tugend und zum stillen klösterlichen Leben. Vor allen andern Orden gefiel ihr jener der Tertiarerinnen des heiligen Franciskus; da aber ein solcher in Freiburg nicht war, wanderte sie nach Solothurn und legte dort 1620 im Namen-Jesuskloster ihre Gelübde ab. Als sechs Jahre später Herr Jakob Wallier (s. d. A.) zu Montorge ein Kloster für die Tertiarerinnen erbaute, erwachte in ihr ein herzliches Verlangen, in dieses ziehen zu dürfen, allein die Gelübde hinderten sie daran. Der päpstliche Geschäftsträger trat dazwischen, bewilligte ihre Rückkehr, und als die ersten Frauen zu Montorge einzogen, war sie im Geleite derselben. Hier erneuerte sie ihre Gelübde sammt dem Versprechen, die Klausur zu beobachten und der Nuntius, der Abt von Altenryf und der Stifter ernannten sie zu der ersten Frau Mutter, welches Amt sie mit Unterbrechungen im Ganzen 21 Jahre bekleidete, und durch tiefe Demuth und thätige Liebe zierte. Ihre Hauptsorge ging in Allem dahin, ihre geistlichen Töchter auf den Weg der Vollkommenheit zu führen und die Armen und Kranken zu pflegen, für die ihr mütterliches Herz vor Liebe brannte. Vom himmlischen Feuer durchdrungen, lebte sie nur für Gott und ihre Familie; sie tröstete die Betrübten, ermahnte liebevoll die Irrenden und Fehlenden und wußte alle Herzen zu gewinnen und zu fesseln. Lag eine Schwester im Sterben, so verdoppelte sie ihren Eifer und verließ das Krankenlager nicht, bis dieselbe ausgerungen hatte; dann wusch sie deren Kleider und empfahl sie in das Gebet der Mitschwestern. Maria Franciska war demüthig von Herzen; sie empfand bei der Verrichtung der niedrigsten Dienste innere Wonne und Süßigkeit, und war durch ihre anspruchlose Hingebung und Aufopferung eine musterhafte und nachahmungswürdige Oberin. Im Jahre 1675 war ein Jubeljahr; da erneuerte sie sich noch einmal im Geiste, erfüllte alle zur Gewinnung des Ablasses vorgeschriebenen Bedingnisse, um sich von den Schlacken irdischer Gebrechlichkeit gänzlich zu läutern und auf das himmlische Hochzeitmahl vorzubereiten. Wirklich wurde sie bald darauf von einer rasch zunehmenden Schwäche befallen, welche ihr das nahe Ende ankündigte; dieß hinderte sie jedoch nicht, täglich den gewöhnlichen Andachtsübungen in der

Kirche beizuwohnen. Im Chor empfing sie die heiligen Sakramente und die heilige Oelung und am 24. April gen 10 Uhr Abends übergab sie ihre fromme Seele in die Hände ihres Erlösers. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Marin, Mönch von Condat im Juragebirge, Martyrer. Während Aufred dem Kloster St. Claude vorstand, drohte nicht nur seiner klösterlichen Gemeinde, sondern dem ganzen Abendlande eine schreckliche Gefahr. Die Sarazenen waren 732 in Frankreich eingefallen, durchstreiften die Landschaften Angouleme, Perigord, Saintogne, Poitou und Maine, zerstörten Städte, Flecken und Dörfer, erwürgten aus bloßer Mordlust die wehrlosen Einwohner, plünderten Kirchen und Klöster und steckten sie dann in Brand. Schon hatten sie die prächtige Kirche des heiligen Hilarius in der Vorstadt von Poitiers beraubt und niedergebrannt und bedrohten nun in Tours das Nationalheiligthum der Franken, das Grab des heiligen Martin. Karl Martell rückte ihnen mit einem starken Heere entgegen. Zwischen Tours und Poitiers entwickelten sich Neustriens, Austrasiens und Deutschlands zahlreiche Schaaren und die überraschten Sarazenen staunten über Karls unerwartete Ankunft. Asiens, Afrika's und Europa's Völker standen jetzt bewaffnet einander gegenüber. Von der bevorstehenden Schlacht hing das Schicksal der Welt ab, und noch ein Sieg, von den Sarazenen erfochten, mußte die völlige Umgestaltung Europa's zur Folge haben. Eine ganze Woche standen beide Heere einander gegenüber; am siebenten Tage, an einem Samstag im Weinmonat, begann endlich mit Anbruch des Tages die furchtbare Völkerschlacht. In weniger als einer Stunde waren von beiden Seiten einige hunderttausend Mann im gräßlichsten Gemetzel unter einander vermengt. Mit gleicher Anstrengung und der größten Erbitterung wurde den ganzen Tag hindurch gefochten. Die Nacht trennte endlich beide Heere; die Sarazenen zogen sich in ihr Lager zurück, die Franken aber hoben ihre Waffen empor und begehrten auf dem Schlachtfelde unter freiem Himmel zu übernachten. In der Nacht ergriffen die Sarazenen die Flucht und einige Abtheilungen derselben suchten die Juragebirge und die Schweiz zu gewinnen. — Als die Mönche Condat's von dem Herannahen dieser wilden Horden hörten, ergriff sie ein panischer Schrecken. Der Abt Aufred flüchtete sich mit seinen

Ordensbrüdern in eine nahe gelegene Grotte, wo sie sich vor der Wuth der Sarazenen geborgen glaubten. Diese Grotte wurde fortan „die Grotte der Sarazenen" genannt und trägt heute noch diesen Namen. Bloß Marin, einer der Conventualen, blieb zurück und stärkte sich durch Gebet und Fasten, um wenn möglich die Gebäulichkeiten vor den Flammen zu retten, welchen die durchziehenden Sarazenen gewöhnlich Alles übergaben. Als die Horden mit wildem Gebrüll dem Kloster nahten, ging ihnen Marin unerschrocken entgegen, bat die Anführer der Bande, wenigstens des Klosters zu schonen und warf ihnen ihre Grausamkeiten vor, was ihre Wuth noch mehr steigerte. Er erhielt zur Antwort, er solle Jesus Christus verläugnen, oder er müsse sterben. Mit gerechter Entrüstung wies er dieses Ansinnen zurück und erwiederte, daß er eher sterben, als seinen Gott verläugnen werde. Nun mißhandelten sie ihn, schlugen ihn in's Gesicht, und warfen ihn in einen Ofen, in welchem sie ein großes Feuer angezündet hatten. Die Flammen loderten hoch empor, berührten aber den heiligen Bekenner nicht. Da die Unmenschen dieß sahen, zog einer aus ihnen sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darauf plünderten sie das Kloster und zogen weiter. Nach ihrem Abzuge kamen die Mönche wieder herbei und fanden ihren geliebten Mitbruder im Blute schwimmend; sie bestatteten ihn in einer eigenen Gruft und verehrten ihn mit Recht als einen heiligen Blutzeugen. Ein Denkmal wurde auf dem Platze errichtet, wo Marin getödtet wurde, welches an die hier vollbrachte, grauenhafte That der Sarazenen erinnerte. (Annales Catholiques de Genève, 1856.)

Marin, Abt von Lerin. Die thebäische Legion hatte 302 bei St. Moritz die unverwelkliche Marterpalme errungen, und sich ein unsterbliches Denkmal bei der Nachwelt gesetzt. Um die Verehrung dieser Gottesfreunde zu erhöhen, baute der heilige Theodor I., erster Bischof von Wallis, zu Ehren des heiligen Mauritius und seiner Genossen ein Gotteshaus, was zur Folge hatte, daß sich Viele dort niederließen. Die, welche sich zu St. Moritz ansiedelten, standen anfänglich unter der Leitung der Walliserbischöfe; allein um das Jahr 477 übernahm der heilige Severin die Leitung der Bevölkerung. Er stammte aus einer vornehmen Familie Burgunds, war in früher Jugend

hieher gezogen und hatte alle Eigenschaften, die ein Vorsteher haben soll und darum wirkte er viel Segenvolles in Mitte seiner neuen Kolonie. — Gegen das Jahr 504 fiel Chlodwig der Große in eine langwierige, schwere Krankheit; er hatte von dem heiligen Gottesmanne zu Agaun viel Wunderbares gehört und man rieth ihm, den Heiligen zu rufen. Er that es und der heilige Severin folgte dem Rufe des kranken Monarchen. Vor seiner Abreise ordnete er die wichtigsten Angelegenheiten, und ernannte, damit sein begonnenes Werk fortbestehe, einen Stellvertreter in der Person des heiligen Marin, der als Abt das Kloster Lerin leitete. Marin war ein inniger Freund des heiligen Severin, ein kluger und heiliger Mann und darum berief der Abt von St. Moritz bei seiner Abreise diesen Prälaten. Der heilige Honorat, nachher Bischof von Arles, errichtete 410 das Kloster an der Südküste Galliens auf der Insel Lerin. Nachdem er sich als Jüngling gegen den Willen seiner Eltern hatte taufen lassen, begann er ein sehr strenges Leben zu führen; sein Bruder Venantius schloß sich an ihn an: sie theilten ihr Vermögen unter die Armen aus und übergaben sich zur Unterweisung dem heiligen Einsiedler Caprasius, der die Insel bei Marseille bewohnte und in dessen Gesellschaft sie einige Zeit zu Achaja sich aufhielten. Auf der Rückreise nach Gallien starb Venantius zu Moudon. Honorat kehrte in die Provence zurück, wählte die kleine, verlassene und mit Schlangen erfüllte Insel Lerin zum Aufenhalte und erbaute daselbst das Kloster, welches bald eine Niederlassung von Mönchen aus allen Nationen, das Muster aller fränkischen Klöster und eine Schule wurde, aus der viele Heilige, Gelehrte und Bischöfe hervorgingen. Der heilige Marin war in der Reihenfolge der Aebte von Lerin der Achte, als er die Leitung Agauns übernahm. Hier hatte er viel zu schaffen und zu ordnen; die Mönche hatten noch keine vollkommen in sich abgeschlossene Regel und es war eine Umgestaltung der Verhältnisse in äußerlicher und innerlicher Beziehung nothwendig. Wie anderwärts mußte auch hier auf eine schärfere Trennung der verschiedenen Geschlechter gedrungen werden. Ganze Familien, Männer und Frauen, scheinen sich dort aufgehalten und der Klosterordnung wenig gefügt zu haben. Ein anderer Punkt betraf das zu Mißbräuchen mancherlei Art Anlaß gebende Zellenleben. In diesem machte Jeder, was er wollte; nur

der Abt hatte Zutritt. Waren nun schon früher die zerstreut bei Agaun lebenden Pilger näher an einander gerückt und in eine Wohnung unter Beibehaltung besonderer Zellen vereinigt worden, so sollte auch jetzt noch diese Scheidewand aufgehoben, und ein offeneres und innigeres Zusammenleben und Wirken begründet werden. — Anfangs machten sich auch noch viele Privatmeinungen geltend. Die zu Agaun niedergelassenen, in Gemeinschaft getretenen Anwohner trieben die gewöhnliche Hand- und Feldarbeit fort und vereinigten sich nur in bestimmten Stunden zu dem gemeinschaftlichen Gebete. Bei dieser Ungebundenheit konnte es begreiflich ohne gänzlichen Zerfall des Klosterlebens nicht bleiben. Eine gewisse Einförmigkeit und Gebundenheit wurde unabweisbares Zeitbedürfniß. Vor Allem dachte der heilige Marin an die Abfassung einer bestimmten Regel; er forderte einen ungenannten Mönch auf, das Leben des heiligen Roman, Lupicins und Eugendus zu schreiben und eine bestimmte Regel abzufassen. Der Mönch übernahm das Werk; er empfiehlt am Schlusse seiner Biographien das Lesen der ausgearbeiteten Regel den beiden Mönchen Johann und Armentar von Agaun, für die er dieselben abgefaßt hatte; eben so wegen ihres innern Gehaltes, als wegen des Ansehens des Mannes, auf dessen Geheiß er sie aufgesetzt habe. Marin wirkte einige Jahre in St. Moritz sehr segensvoll; da kam der Mönch Faustus, der den heiligen Severin nach Paris begleitet hatte, wieder zurück und meldete den Tod des geliebten Vaters. Der heilige Marin legte sein Amt nieder, bestimmte mit Einwilligung der Brüder den Faustus zum Abte und kehrte nach Lerin zurück. Zwischen Lerin und Agaun herrschte von nun an eine innige Vereinigung und als am letztern Orte einige Jahre darauf der Psalmengesang eingeführt wurde, sandte Lerin hundert Mönche dahin. Wahrscheinlich war damals Marin noch am Leben, wir wissen aber nicht, in welchem Jahre er starb. Die Bollandisten erwähnen des Heiligen am ersten Jänner und melden ebenfalls, daß er in St. Moritz war, berichten aber nichts aus seinem Leben. Seinen Namen findet man bei Bucelin und in dem Martyrologium von Saussajus. Ein altes Heiligen-Lexikon sagt: „Der heilige Marin, Abt von Lerin, wird von den Mönchen am 1. Jänner gefeiert.“ (Vergl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Art. Lerinum; Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, Bd. I.

S. 113 — 114; Rivaz, Eclaircissements sur le Martyre de la Légion Thébeenne; meine Schrift: Die Heiligen des Walliserlandes u. s. w.

Marcus von Aviano, Kapuciner, war Guardian eines Klosters der Provinz Venedig. Als hl. Mann und vorzüglicher Prediger erlangte der einfache Ordensmann einen europäischen Ruf. Der Churfürst von Baiern, die Erzbischöfe von Cöln, Mainz und Trier, so wie der Erzbischof von Salzburg luden ihn wiederholt nach Deutschland ein. In den Jahren 1680 und 1681 durchreiste er predigend ihre Länder, gesegnet von den Regenten und ihren Unterthanen und wirkte so viele Wunder, daß ein ganzes Büchlein auf Befehl des Bischofs von Augsburg, von seinem Rath und Fiscalen Franz Wilhelm Aymair in Constanz bei David Haut (1681) gedruckt wurde, welches die wichtigsten Wunder enthält, die durch diesen frommen Mann gewirkt wurden. Besonders liebte ihn Kaiser Leopold. Er rief ihn oft nach Wien, fragte ihn bei jedem wichtigen Geschäfte um seinen Rath, empfahl Land und Leute seinem Gebet und seiner Predigt und entließ ihn jedes Mal ungern. Als 1683 Wien durch die Türken belagert wurde, und Leopold die Stadt verlassen hatte, befand sich P. Markus bei dem Heere des Polenkönigs und des Churfürsten von Baiern. Er war ein apostolischer Gesandter, feuerte den Muth der Krieger durch sein Wort an und nützte den Heerführern durch seinen klugen Rath und seine Zuversicht auf den Sieg der guten Sache. Nachdem Wien entsetzt war, dankte ihm der Polenkönig Sobiesky in einem sehr schmeichelhaften Schreiben für seine ausgezeichnete Haltung, wodurch er wesentlich zum Siege beigetragen habe. Er reiste auch durch die Schweiz und wirkte darin Wundervolles namentlich zu Lucern im Kloster Bruch, dessen Chronik Folgendes enthält: „Als im Weinmonat der gottselige Vater Marcus von Aviano durch Lucern reiste und mit gewöhnlicher Abbetung der Reu und Leid und Ertheilung seines Segens viele Wunder wirkte und zugleich beim Volke sehr großen Nutzen schaffte, brannten die Schwestern vor Begierde, dieses großen Dieners Gottes ansichtig und seines heiligen Segens theilhaftig zu werden. Maria Susanna Amrhyn, der Zeit Frau Mutter, ließ ihn wiederholt bitten, er möchte gefälligst ihr Kloster mit einem Besuche beehren. Der fromme Mann, der stets die Wünsche der Menschen zu befriedigen trachtete, kehrte am 25. Weinmonat

1686, gegen 10 Uhr Morgens, bei den harrenden Frauen im Bruch ein, die, um ihre Freude zu bezeigen, ihn unter Glockengeläute empfingen. Nach dem Eintritte in die Kirche, öffnete die Oberin die Chorthüre; der gottselige Pater trat hinein, hielt eine kurze Anrede, worin er die Frauen zur treuen Beobachtung der Regel und zur gegenseitigen Liebe ermahnte; darauf sprach er wie gewöhnlich die Reu und Leid und segnete die im Chor knieenden Nonnen. Mit welch einer Andacht, Glaube und Zerknirschung der Herzen, Weinen und Seufzen die Schwestern selben empfingen, kann keine Feder bezeichnen, weil es fast einem Charfreitag gleich schien. Jede Schwester empfand einen innerlichen Trost und eine derselben erlangte dabei ihre leibliche Gesundheit. Die 69 jährige Laienschwester Maria Margaretha Egli litt zwanzig Jahre hindurch am rechten Fuße große Schmerzen, die je nach der Witterung sich mehrten oder verminderten. Nach Erklärung der Aerzte war ihre Heilung unmöglich. Eben in diesem Sommer hatte sie mehr als je gelitten, konnte die Füße kaum bewegen, kümmerlich stehen und ihr Zustand war bejammernswerth. Bei der Ankunft des gottseligen P. Markus begab sich die genannte Schwester schleppend in den Chor und empfing mit den übrigen Nonnen seinen Segen. Beim Aufstehen fühlte sie sich geheilt und konnte zur Verwunderung der Schwestern aufrecht gehen; sie war vor Freude außer sich und wußte sich nicht zu fassen. Gott sei in seinem Diener gelobt in Ewigkeit!" (Klosterannalen von St. Anna im Bruch, mst.) — Im Jahre 1699 fand die Hochzeit des römischen Königs Joseph I. mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Hannover statt. Der Kaiser Leopold ließ den P. Markus ehrenvoll einladen und der Capuciner in seiner rauhen Kutte nahm die Einsegnung der Ehe vor. Bald darauf fiel der Greis in eine Krankheit, von der er nicht wieder genas. Der Kaiser besuchte ihn mit seiner ganzen Familie und war an seinem Krankenbette, als er am 13. August 1699 in einem Alter von 67 Jahren, wovon er 51 Jahre im Orden verlebt hatte, im Geruche der Heiligkeit verschied. Kaiser Leopold war über seinen Hingang tief betrübt und wollte ihn noch im Tode ehren. Er ließ den Leichnam einbalsamiren, in einen Sarg von Cypressenholz legen und prachtvoll begraben. Die kaiserliche Familie und der ganze Hofstaat war bei der Beerdigung zugegen. Der Kaiser verfaßte selbst die Grab-

schrift, die er auf das Denkmal setzen ließ. Sie lautet: „Dem Pater Markus von Aviano, Kapuciner, dem mit evangelischen Tugenden geschmückten Prediger, der zu Wien in Oesterreich in der Umarmung seines Herrn sanft verschied, haben Kaiser Leopold, die Kaiserin und seine Kinder in Trauer dieß Grabmal gesetzt. Dem Pater Marcus von Aviano, dem wahren Diener Jesu, sei Friede und ewiges Licht." Sein Mantel wird annoch zu Lucern im Bruch aufbewahrt, und man trifft in der Schweiz noch verschiedene Bilder an, die den seligen Gottesmann vorstellen. (Moufang, der Katholik, sechsunddreißigster Jahrgang, 1856.)

Martha Genier, Nonne von Collombey (Wallis.) Der Himmel leitet oft die Seinigen auf verschiedenen Wegen durch das Leben, versetzt sie zuweilen von einem Stande in den andern und läßt sie durch mancherlei Prüfungen zu ihrer Herrlichkeit gelangen. So ging es auch der Martha Genier. Sie ward zu Chöex im Bezirke Monthey geboren, trat in den Ehestand und gebar ihrem Mann zwei Töchter. Als ihr dieser bald darauf durch den Tod entrissen wurde, ertrug sie den harten Schlag in stiller Ergebung in Gottes Willen und wollte von einer zweiten Verbindung nichts wissen, obwohl sie noch in der Blüthe der Jahre stand und ihr die lockendsten Anträge gestellt wurden. Sie verwendete die möglichste Sorge auf die Erziehung ihrer lieben Töchter, die sich zu ihrem Troste an Geist und Herz vortrefflich entwickelten. Sie folgten von Kindheit an dem schönen Beispiele ihrer frommen Mutter und erhoben ihre Hände im Gebete zum Vater im Himmel. Es waren seit dem Tode des Mannes neun Jahre verflossen, da faßte Martha, die erst 32 Jahre zählte, den Entschluß, sich Gott allein zu widmen. Sie ordnete ihr Hauswesen, nahm ihre zwei Töchter mit sich und eilte mit ihnen in das Kloster Collombey, wo sie die liebvollste Aufnahme fand. Martha sprach bei dem Eintritt in das Gotteshaus: „Wir kommen hieher, uns für immer Gott zu weihen; nehmet mich und meine Töchter auf und empfanget mit mir zugleich mein ganzes Vermögen." Die Töchter theilten den Entschluß ihrer theuern Mutter, erfreuten sie, durch heldenmüthige Aufopferung und nahmen, als sie das gehörige Alter erreicht hatten, das Kleid des heiligen Bernard. Sie wurden eine wahre Zierde des Gotteshauses, legten einen gro-

ßen Eifer an den Tag in der Beobachtung der Regel und starben beide daselbst eines frommen und erbaulichen Todes. Martha war in ihrem neuen Stande ein Muster klösterlicher Vollkommenheit und lebte noch fünfzehn Jahre als eine gottselige und eifrige Klosterfrau. Einige Züge aus ihrem Tugendleben sind im Todtenbuche verzeichnet. — Am 15. Jänner 1665 rief sie der himmlische Bräutigam zur ewigen Vereinigung ein. Ihr Hinschied war ein feierlicher und ergreifender Augenblick; mit verklärtem Blicke schaute sie nach Oben; um das Bett knieeten ihre Töchter, deren Anblick ihr den Todeskampf erleichterte, indem sie dieselben gegen die Verderbnisse der Welt geborgen sah. Wir dürfen aber auch nicht übergehen, was die Klosterbücher noch weiter über ihr Ende erzählen. Um die Zeit, wo Schwester Martha in den Zügen lag, betete eine fromme Person in der Kapelle zu Vérolley, an dem nämlichen Ort, wo die thebäische Legion die unverwelkliche Siegespalme errungen hatte. Auf einmal hörte sie außer der Kapelle einen lieblich klingenden Gesang von mehrern Stimmen; sie eilte hinaus und sah eine Prozession vorüberziehen. Es waren lauter Frauengestalten in weißen Kleidern, welche brennende Kerzen in der Hand trugen. Eine derselben rief mit lauter Stimme: „Machet Platz der Frau Martha und lasset sie vorbei!“ Erstaunt blickte die Zuschauende hin und sah die Genannte in der Mitte der heiligen Schaar von himmlischem Lichte umstrahlt und vernahm aus ihrem Munde die Worte: „Ich gehe in den Himmel,“ und die Erscheinung verschwand. Des andern Tages in der Frühe eilte die erwähnte Person nach Collombey, zog die Klosterglocke an und erkundigte sich, ob die Schwester Martha gestorben wäre und um welche Stunde. Tag und Stunde trafen pünktlich zusammen mit der erwähnten Erscheinung. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Martin Schmid, Jesuit. Aus dem Kanton Zug, so klein er im Umfange ist, sind von jeher ausgezeichnete und religiöse Männer hervorgegangen, welche Staat und Kirche gedient haben und deren Namen ehrenvoll in die Schweizergeschichte eingetragen sind. Herr Professor Andermatt in Baar, welcher die Geschichte seines Landes genau kennt, fand einen kurzen Lebensumriß von dem seligen Pater Martin Schmid, und übermachte diesen dem Herrn von Mülinen, um denselben in seine

Helvetia S. einzureihen. Er ward den 29. Herbstmonat 1694 in Baar geboren, trat den 5. Herbstmonat 1717 in den Orden der Gesellschaft Jesu und wirkte darin zum Heile der Menschen. Er war ein guter Redner, ein tüchtiger Volksmann, verstund namentlich die Kunst, mit dem gemeinen Volke sich abzugeben und wurde darum als apostolischer Missionär zu den Heiden nach Amerika gesendet. Er folgte bereitwillig dem Willen der Oberen, ergriff den Wanderstab und zog nach Paraguay, wo er 41 Jahre unermüdet zur Ehre Gottes arbeitete. Paraguay bildete eine spanische Provinz und der Hof von Madrid hatte am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts selbe den P. P. Jesuiten zur Bekehrung der Heiden eingeräumt. Aus den rohen, gleich ihren übrigen Stammverwandten nur an Nichtsthun und an eine herumschweifende Lebensweise gewöhnten Indianern bildeten die Jesuiten mit der Zeit die geschicktesten Handwerker und Künstler, sowie die regelmäßigsten Truppen, die ihnen den pünktlichsten Gehorsam leisteten, einer geregelten Thätigkeit sich widmeten, das ganze Land durch ihren Anbau in einen wahren Garten umschufen und glücklich und zufrieden lebten. Dieß Alles nahm ein Ende, als die Väter 1767 durch einen willkührlichen Akt der spanischen Regierung aus dem Lande vertrieben wurden. Bei der Ausweisung kam P. Martin Schmid wieder nach Europa. Er hatte sich um die Bekehrung der Wilden hohe Verdienste erworben, mußte aber, so lange er in den unermeßlichen Wäldern und Steppen von Südamerika wirkte, viele Verfolgungen ausstehen. Er starb in Lucern, mit vielen Verdiensten gekrönt, den 10. März 1772 in gottseligem Rufe.

Mathilde (Metzi), zwei gottselige Nonnen von Töß:

1) Mathilde von Klingenberg. Schwester Mathilde von Klingenberg war eine fromme und gebildete Person, die im Schreiben wohl geübt war und mehrere deutsche Bücher verfaßte. Mehrere Schwestern waren vortreffliche Sängerinnen, die ihrem himmlischen Bräutigam Lob-, Bitt- und Danklieder sangen; unter diese gehörte auch unsere Mathilde, sie sang oft, und kam dabei zuweilen in himmlische Verzückungen, die längere Zeit andauerten. Ihrer vortrefflichen schönen Stimme wegen mußte sie den Gesang in der Kirche leiten und wurde zur Obersängerin bestimmt. Von ihr schreibt Elisabeth Staglin: „Schwester

Metzi [1]) von Klingenberg war Obersängerin und hatte so große Gnaden, so sie den Meßgesang anfing, daß ihr die Thränen reichlich über die Wangen herabrannen. Der Chorgesang war von ihr auf das Beste geordnet, auch in ihrer Krankheit sang sie oftmal Lieder und sang bis an ihren Tod." Zur Zeit, als Schwester Mathilde lebte, herrschte in Töß ein heiliges Leben und die Verfasserin erzählt weiter: „Wie manigfaltig der gnädige Gott mit seinen Gnaden in jeglichem Convent des Predigerordens gewirkt hat, so hat er doch besondere Liebe gegen den Convent zu Töß von Anbeginn seiner Stiftung an bewiesen und wird es ferner thun, wenn wir es mit unserm Verschulden nicht verlieren. Wie seliglich unsere alten Schwestern gelebt hatten, wäre gut und köstlich zu hören, aber es ist nicht möglich alles zu sagen; ihr Herz brannte und ihr Leben leuchtete so erbaulich, daß es sich wie offenbar zeigte, wie das Wort in ihrem Herzen fruchtbar war, welches da sagt: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist." Und weil sie wohl erkannten, daß sie niemals vollkommen mochten werden ohne die drei Stücke, darauf unser Orden und ein jegliches vollkommenes Leben gesetzt ist — freiwillige Armuth, vollkommener Gehorsam und rechte Lauterkeit, darum hatten sie den allergrößten Fleiß zu diesen Dingen und besonders auch zur freiwilligen Armuth, die sie so begierlich lieb hatten, daß sie sich hüteten mit allem Fleiß, nichts überflüssiges an Gewand oder an andern Dingen zu haben. So auch Eine von ihren Freunden Etwas bekam, so blieb es Allen gemein und Regel und Gesetz und was sie sonst im Gehorsam thun mußten, wurde von ihnen so genau gehalten, daß sie sich in diesem Stücke nie verfehlten. Sie hielten das Wort, das der heilige Augustin in der Regel schreibt: „Ihr sollt die irdischen Dinge verlassen und sollt euer Herz und Ge-

[1]) Einige Namen, welche die Schwestern in Töß führten, sind schwer zu verstehen und nach der jetzigen Schreibart zu geben, indessen hat der geschichtskundige Staatsschreiber Moriz von Stürler einige entziffert: Man schrieb Metzi für Mathilde, Elsi für Elisabeth, Elli für Adelheid, Gerti für Margaretha, Beli für Barbara, Margeli und Mia für Maria, Nesi für Agnes, Stasli für Anastasia, Dori für Dorothea, Trütli für Gertrud, Bolni für Apollonia, Jützi für Jonatha. (Gefällige Mittheilung von Herrn Egbert Friedrich von Mülinen in Bern.)

müth zu himmlischen Dingen erheben. Sie übten sich eifrig in Wachen und Gebet, und vereinigten damit in Liebe und Buße ihre Thränen. Sie waren auch sanft und gelassen im Reden und Arbeiten, daß den Tag über eine andächtige Stille im ganzen Kloster herrschte. Sie erwiesen sich demüthig im Gewand und in allen Dingen und solche, welche die vornehmsten in der Welt gewesen waren, befließen sich, die niedrigsten Dienste zu thun. Der Herr, der alles gewirkt hat und dem zu Lob es geschehen ist, der weiß alles und hat es in das lebendige Buch eingetragen, wo es nimmer vertilgt wird. Darum sei er immer und ewig gelobt und geehret." — Auf dem Grunde dieses heiligen Lebens mußten auch die Erscheinungen des Wunderbaren oder Mystischen zu Tage treten, die uns die Verfasserin im Leben ihrer Mitschwestern schildert. „Weil Gott, sagt die Verfasserin, in seiner großen Güte, sich seinen Freunden in verschiedener Weise offenbaret, um sie an sich zu ziehen, so hat er sich unsern Schwestern in vielen und wunderbaren Offenbarungen mitgetheilt, wovon uns leider das Meiste verloren ging, dafür aber das Wenige, was wir noch haben, allen Glauben zu verdienen scheint." (Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

2) Mathilde Sidwibri, war schon bei Jahren, als sie den Schleier nahm. Sie saß voll Andacht und von heiligen Gefühlen begeistert bei ihrem Spinnrade und sprach zuweilen: „Herr, ich bitte Dich, daß Du für jeden Faden, den ich spinne, eine Seele erlösen mögest!" Ihr Mund redete nur süße Worte und ihre Augen zerflossen in reichliche Liebesthränen. „Herr," pflegte sie zuweilen zu sagen; „wärest du Mathilde Sidwibri, und wäre ich Gott, so wollte ich Dich doch Gott sein lassen und ich wollte Mathilde Sidwibri sein." Sie sang auch in der Arbeitsstube oft Lieder, besonders das Lied von der falschen Liebe. (s. d. A. Heinrich Suso, Dominikaner.) Unsere Schwester war Obersängerin, richtete den Chorgesang vortrefflich ein und behielt ihre helle Stimme bis in den Tod. War sie betrübt oder niedergeschlagen, so ging sie in den Chor, sang die Mette, und wurde wieder beruhigt. Eben im Chor erfaßte sie der Tod, als sie dem Gebete oblag. — Mathilde Sidwibri hörte sehr gerne predigen; sie schaute nicht auf den äußern Vortrag des Predigers, sondern auf den Inhalt seiner Worte und wurde bei An-

hörung des Wortes Gottes oft so hingerissen, daß sie dabei ihre Fassung verlor. Einst predigte während der Adventzeit der P, Provinzial über die Worte: „Siehe, unser Gott wird kommen!" Der Sinn jener Worte wirkte nachhaltig auf ihr Herz und fort und fort wiederholte sie den heiligen Text: „Siehe, unser Gott wird kommen." — Es gab in Töß viele eifrige Dienerinnen Mariens, aber Mathilde zeichnete sich vor allen Andern in diesem Dienste aus. Oft fand man sie im Chor vor dem Bilde der himmlischen Gnadenmutter knieen oder stehen, sie hielt ihre Augen auf das Bild gerichtet und schien nie zu achten, was um sie herum vorging. Gefragt, ob Maria auch mit ihr sich unterhalte, antwortete sie: „Ja wohl, sie redet oft mit mir und lächelt mich an." Bisweilen lief sie, als wäre sie außer sich, im Chor herum, und eilte, wenn der Gesang: „Sei gegrüßt o Königin!" begann, zu den Schwestern und rief: „Singet, singet, die Mutter Gottes ist hier!" Bisweilen verbreitete sich im Chor ein lieblicher Geruch und die Frauen hielten selbst dafür, die Mutter des Herrn sei anwesend. (Vergl. Greith, Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Mauritius Fabian Roten, Bischof von Sitten, wurde zu Raron den 8. April 1783 geboren. Seine Mutter Maria Josephine Bräm, gebürtig von Besançon und sein Vater Nikolaus Roten, gehörten einer vornehmen Familie an; namentlich seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bekleideten mehrere Glieder der Familie Roten die ansehnlichsten Stellen in Kirche und Staat, und waren sehr geachtet. Der neugeborne Sohn wurde unter den Namen Mauritz Joseph Fabian aus der Taufe gehoben und hatte zu Pathen den Landeshauptmann Fabian Wegener und die Dame Maria Magdalena Roten. Herr Pfarrer Riedin, der den Taufakt vollzog, sprach in prophetischem Geiste: „Heute habe ich einen Bischof getauft." Schon als Knabe benahm sich Mauriz Fabian sehr sittsam, studirte in Brieg unter den Piaristen die Rhetorik, wo er sich durch seine Liebe zu den Studien sowohl, als durch seinen lieblichen, stillen, frommen und einnehmenden Charakter hervorthat; die höhern Klassen aber vollendete er in Sitten, wo sie die Domherren nach der Auflösung der Jesuiten rühmlichst leiteten. Hier bildete er sich zum wissenschaftlichen Manne aus, sammelte sich schöne

Kenntnisse und studirte Theologie. Der apostolische Nuntius Mgr. Fabrizius Testaferrata, Erzbischof von Berytus, ertheilte ihm zu Lucern im Herbstmonat 1807 die geistlichen Weihen, zu deren Empfang er unter Gebet und Betrachtung sich möglichst vorbereitet hatte. So geistig gekräftigt, kehrte er wieder in's Rhonethal zurück und wurde als Kaplan zu St. German, Pfarrei Raron angestellt. Das Domkapitel von Sitten wählte ihn den 7. Herbstmonat 1809 zu seinem Titulardomherrn und am 11. März 1812 trat er in dessen Verband. Bald wurde er eine Leuchte desselben, bekleidete darin verschiedene Stellen und war eben Großkantor, als er den Bischofsstuhl besteigen sollte. Das Jahr 1829 schloß sich mit dem Tode des allgemein verehrten Bischofs Augustin Sulpiz Zenruffinen. Es mußte die fühlbare Lücke wieder ausgefüllt, und der bischöfliche Sitz zum Heil des Vaterlandes mit einem würdigen Manne bestellt werden. Das Domkapitel von Sitten setzte den allbeliebten Domherrn Fabian Maurit Roten auf die Liste der Candidaten und der Landrath wählte ihn den 17. März 1830 zum Bischofe. Hat seine Wahl den Kirchensprengel erfreut, so hat sie aber das Herz des Neugewählten betrübt, denn von diesem Tage an schwamm sein Auge stets in Thränen und er klagte, daß er Bischof sei, eine Wahrheit, die landeskund ist. Der heilige Vater Pius VIII. erkannte am 6. Heumonat desselben Jahres im Consistorium seine Wahl an und sein Geschäftsträger in der Schweiz, de Angelis, Erzbischof von Carthago, weihte ihn in Sitten, den 24. August zum Bischofe. Sogleich trat er die Pastoralreisen an und ließ sich von ihren Beschwerden nicht abhalten. Er eilte von Ort zu Ort, hielt Unterredungen im Kreise der Seelsorger, forschte nach, ob der Glaube, das köstliche Erbtheil der Väter, rein und lebendig erhalten werde, prüfte die Sitten der Hirten und Heerden, brachte die Einkünfte der Pfründen und ihre Verbindlichkeiten in Ordnung und schlichtete die vorliegenden Zwistigkeiten. Er versammelte nach dem Beispiele Jesu auf seinen Hirtenbesuchen die Jugend um sich und firmte sie, nachdem er die größern Kinder in eigener Person geprüft hatte. Er drang beim Clerus auf Sittlichkeit und Wissenschaft, auf geziemenden Charakter und anständiges Verhalten; ohne jedoch dabei zu vergessen, wie viel man der menschlichen Schwachheit vergeben und auf nachfolgende Vervollkommnung vertrauen dürfe. Bei Ertheilung

der heiligen Weihen strahlte sein Angesicht von Würde und Ernst, aber auch Züge der Freude malten sich darauf über den Zuwachs der Priester. Er gab den Neugeweihten heilsame Lehren und entließ sie mit Worten des Trostes. Er trachtete immer, die leeren Posten mit guten Priestern zu besetzen, hatte aber deßhalb manchen Kampf. Mit dankbarer Rührung gedenken wir seiner vielen Hirtenbriefe, die mit vielem Fleiße ausgearbeitet, mit Weisheit und heiliger Salbung erfüllt waren, worin er frei den Hirten und Heerden ihre Pflichten an's Herz legte. — Es verflossen wenige Tage, daß er seinen Geist nicht durch Studium nährte und stärkte. Er zog aller Wissenschaft die hl. Schrift und die Schriften der hl. Väter vor und erwarb sich eine tiefe Kenntniß in denselben. Mit rührender Frömmigkeit verrichtete er die bischöflichen und priesterlichen Handlungen, weil er wirklich vom Heiligen erfüllt und durchdrungen war. — Auch seinen Untergebenen jedes Standes und Alters wandte er seine oberhirtliche Wachsamkeit zu, sann auf Mittel, den einreißenden Uebeln zu steuern, und wenn er auch nicht Allem abhelfen konnte, so tröstete er sich mit dem Ausspruche Jesu: „Es müssen zwar Aergernisse kommen; aber wehe jenem Menschen, durch den Aergerniß kommt." — Kein Uebel schmerzte den hohen Prälaten mehr, als wenn er seine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn straucheln sah; er bat und drohte, rügte und züchtigte und besserte Vieles. — Nicht nur seine Diöcese allein schätzte ihn, er war auch im Auslande bekannt und geachtet. Papst Gregor XVI. hat ihm, um seine Zufriedenheit an Tag zu legen, die Ehrentitel eines Grafen, Hausprälaten, Thronassistenten des heiligen Stuhles ertheilt. Diese Ehrenbezeugungen überraschten ihn um so mehr, weil er wiederholt die Entlassung von seinem Hirtenamte nachgesucht hatte. Doch der heilige Stuhl nahm ihm seine Bürde nicht ab und er fügte sich geduldig in den Willen des heiligen Vaters der Christenheit. — Mauriz Fabian war ein Muster aller Tugenden, an ihm strahlten die christliche Herzensgüte und Selbstbeherrschung, er war überaus herablassend, das Kind auf der Gasse, der gemeine Mann erfreuten sich seines freundlichen Grußes. Wer ihn Geschäfts halber besuchte, den redete er zuerst freundlich an und hob so seine Scheu und Furcht. Er war sehr demüthig und dachte gering von sich. Nie hörte man von ihm ein anmaßendes Wort; seine

Meinung schien ihm durchgehends die ungegründeteste, die wenigst ausführbare zu sein, wenn auch seine Räthe diese als die vorzüglichste erachteten. Zu seiner Demuth gesellte sich die Sanftmuth in seinem edeln Herzen, welches Niemand wehthat. Mochte er noch so tief erschüttert sein, der Beleidiger fand immer Verzeihung. Sein Wahlspruch war: „Ich will mich nicht rächen, das wäre schlecht von mir.“ So herzensgut der hohe Prälat gegen seine Untergebenen war, eben so streng handelte er gegen sich selbst. Seine Würde und Freundlichkeit machten seinen Umgang angenehm und wünschbar, aber er wußte, wie wenig dadurch der Geist eines musterhaften Bischofes gewinnen würde, und eben darum trennte er sich von den weltlich Gesinnten, lebte in seinem Hause zurückgezogen, unterdrückte die Lust zu Reisen, wozu es ihm keineswegs an den nöthigen Mitteln, gebrach. Sittsamkeit und Stille herrschten auch unter seinen Hausgenossen und die Dienerschaft war wie ihr Herr. — Außerdem suchte er sich stets abzutödten und übte sich in strengem Fasten. Alle, die ihn umgaben, erbauten sich an ihm, und öfters hörte man sie sagen, durch diese Strenge werde seine Gesundheit sich wohl verschlimmern. Mit Fasten und Beten stärkte er seine Seele, verrichtete die priesterlichen Tagzeiten andächtig, und widmete nebstdem alle Wochen einige Stunden dem besondern Gebete und der Betrachtung. Und wie geduldig war der Gottesmann in seinen Leiden und Schmerzen, die er dreißig Jahre hindurch verheimlicht hatte, und die der Arzt erst nach seinem Tode entdeckte! Nachdem am 24. Mai 1788 die Stadt Sitten durch eine entsetzliche Feuersbrunst heimgesucht worden war, wobei 230 Häuser sammt dem bischöflichen Palaste abbrannten, mußten die Bischöfe in einem gemietheten Hause wohnen. Man sprach zwar öfters über den Wiederaufbau eines bischöflichen Palastes, aber die Beschlüsse wurden nicht ausgeführt, bis Mgr. Roten die Kirche leitete. Durch seine Sorgfalt und Beiträge wurde der bischöfliche Hof erstellt, der gegenwärtig Stadt und Kirche ziert. Der edle Bischof wollte auch noch ein theologisches Seminar erbauen, weil ihm daran gelegen war, die Erziehungsanstalt der jungen Geistlichen zu heben und zugleich ein Priesterhaus für Altersschwache oder Fehlende damit zu verbinden. Es läßt sich nicht zweifeln, daß sein kräftiger Wille die Hindernisse gehoben hätte, wäre nicht der uner-

bittliche Tod dazwischen gekommen, der ihn am 11. August 1843 hinwegraffte. Heilig war sein Leben, und eben so erbaulich und fromm sein Scheiden aus dieser Welt. Am Vorabende seines Hinscheidens ließ er sich die Sterbsakramente reichen, wobei der Klerus der Kathedrale sich einfand. Wenn auch sehr schwach, sammelte er seine Kräfte und sprach: „Nun ist es an dem, daß ich von dieser Welt scheiden muß; ich bin bereit, gerne bringe ich Gott das Opfer meines Lebens; ich hoffe auf Ihn und bitte Ihn, daß diesem Stuhle bald wieder ein würdiger Mann zu meinem Nachfolger gegeben werde, der im Stande sei, dem Amte vorzustehen und meine Fehler zu verbessern". Sein Tod setzte die Stadt Sitten in tiefe Trauer und die Armen klagten, sie hätten den besten Wohlthäter verloren. In Blitzesschnelle wanderte die Trauerkunde durch das ganze Land, und kündete den Tod des lieben Oberhirten an. Bei dieser Nachricht flossen viele Thränen und selbst seine Gegner zeigten sich bewegt. Billig dürfen wir hoffen, er lebe in den Regionen der Verklärung und sei ein treuer Fürbitter für uns. (Gefällige Mittheilung von der Familie Roten; Barande, Abbé, Notice nécrologique sur sa Grandeur, Feu Monseigneur Fabien Joseph Maurice Roten etc., Paris, 1846; Bürcher, A., Leichenrede auf den hochwürdigsten Bischof von Sitten, Moritz Fabian Roten, Sitten, 1843.)

Maximus, der heilige, Martyrer, war ein Soldat der thebaischen Legion und errang zu Mailand die Marterpalme. Ob er in Italien zurückgeblieben sei, oder ob er sich zu St. Moritz bei der Niedermetzelung seiner Waffenbrüder entfernt habe, darüber liegen keine nähern Angaben vor. Die letztere Meinung ist die wahrscheinlichere, weil Abbé Migne sagt: „Er ward einige Tage nach dem Martertode des hl. Mauritius zu Mailand hingerichtet." Sein Todesjahr fällt also auf 302. Die Christen begruben den heiligen Blutzeugen, in der Länge der Zeit gerieth er jedoch in gänzliche Vergessenheit und damit hörte auch seine Verehrung und Anrufung auf. Gott, der seine Heiligen schon hier verherrlicht, wollte nicht, daß das Andenken seines Bekenners aus der Welt verschwände; er erwählte zu seiner Erhebung aus der bisherigen Grabstätte ein auserlesenes Werkzeug, nämlich den heiligen Karl Borromäus. Der hl. Kardinal ließ 1578 seine Gebeine der Erde entheben, selbe feierlich in seinen Dom übertragen und in einer unterirdischen Kapelle, in einem Reli-

quienkästchen der Verehrung der Gläubigen aussetzen. Seitdem begeht Mailand am 24. April sein Fest. Herr Blavignac erwähnt ebenfalls seines Namens in der „Histoire de L' Architecture sacrée." (Cf Migne, Abbé, T. 41, p. 464.)

Mechtilde, Nonnen von Töß. Wie aus dem Kloster St. Catharinenthal sind auch aus jenem von Töß unter diesem Namen mehrere gottselige Frauen bekannt, nämlich:

1) Mechtilde von Stans. „Wer Alles," spricht der Herr, „um meines Namens willen läßt, der soll es hundertfältig wieder erhalten und dazu das ewige Leben gewinnen." Dieß hat sich vollkommen bewährt an der heiligen und alten Schwester Mechtilde von Stans, die in ihrem ganzen Thun und Lassen vollständig bewies, daß ihre Seele allem Trost dieser Welt entsagt hatte. Darum kam ihr auch Gott in so reichlicher Weise entgegen. Als diese auserwählte Schwester zuerst in das Kloster kam, hatte sie Niemanden, der ihr besonders tröstlich und behülflich war, und weil sie ein fröhliches Herz hatte (s. d. A. Bd. II. S. 83), that ihr das weh, und sie kehrte sich zum Herrn und begehrte, daß Er sie tröste, was Er auch vollkommen that. Sie beobachtete den Gehorsam in den kleinsten Dingen, unterließ nie den Chor, fand sich fleißig bei der Arbeit ein und benahm sich gegen Alle mit Liebe. Viele Jahre stand sie dem Dienst am Sprachgitter vor, sobald sie aber von demselben zurückkam, hatte sie schon wieder vergessen, was sie dort gesehen oder gehört hatte. Sie hatte ein mildes Herz, weinte mit den Betrübten und freute sich mit den Fröhlichen. Sie brachte die Sonn- und Festtage im Chor zu, und erhob sich, wenn sie nicht krank war, immer vor der Mette und Prim von ihrem Lager. Mechtilde beobachtete strenges Stillschweigen, übte sich besonders an den Tagen ihrer heiligen Kommunion in der Betrachtung des Leidens unsers Herrn und gerieth dabei nicht selten in Verzückung. Dann flossen reichliche Thränen über ihre Wangen und sie erhielt die reichlichsten Gnaden. Der Herr wirkte viel Uebernatürliches in ihr. Als sie in's Kloster trat, sprach sie zu dem göttlichen Erlöser: „O Herr, mein Gott, um deiner Liebe willen habe ich die Welt und Alles, was mir theuer war, verlassen, ich bitte Dich durch deine göttliche Erbarmung und deine unbegreifliche Güte, daß Du mein Trost sein wollest, weil ich auf Erden keinen andern Trost habe!" Dem Herrn ge-

fiel das Opfer und in einem Gesichte sprach Er zu ihr: „Meine Tochter! Weil du keinen andern Trost begehrest als den meinigen, so will Ich dich selbst mit meinem Leibe und Blute, mit meiner Seele, mit meiner Gott- und Menschheit trösten, und Ich will dir jenen Trost geben, den Ich meinen Jüngern am hohen Donnerstag gab, und Ich will deine Seele und Leib selbst pflegen; denn Niemand ist Mir so lieb, dem Ich dich anvertrauen werde. An meinem Troste soll es dir nicht fehlen, und widerfährt dir etwas Widriges, so kehre nur in dein Herz, da findest du Mich mit allem Trost und Freuden. Meine Liebe und Selige! Wisse, der Himmel ist dir zugesichert, wenn du von hier scheidest. Ich gebe dir meinen ewigen Segen!" Diesen empfing sie in seliger Wonne. — Beim Beginne der heiligen Fastenzeit erkrankte sie schwer und ward in das Krankenzimmer gebracht. In dieser heiligen Gnadenzeit offenbarte ihr unser Herr alle seine überstandenen Marter; sie sah Ihn so entstaltet, daß Er nicht mehr einem Menschen glich. Ihr Herz befiel ein gewaltiger Schmerz und sie hätte ihn nicht übertragen, wenn Er ihr nicht in einem lieblichern Gesichte gezeigt, wie Er von dem Kreuze genommen und in seiner Mutter Schooß gelegt wurde. Sie sah auch, daß der Schmerz der Gottesmutter groß und überschwänglich war und begehrte von unserm Herrn, einen Theil dieser Schmerzen mitzuempfinden. Darnach wurde Mechtilde so krank, daß man glaubte, sie werde sterben und ihr die heilige Oelung ertheilte; sie konnte weder essen noch trinken, genoß nur ein wenig Wasser oder Milch, was ihr Magen ebenfalls nicht ertrug. Dieser Zustand der übernatürlichen Gnade dauerte ein Jahr und dreizehn Wochen, trat bei der Non ein und endete bei der Vesper. Während sie verzückt war, lag sie unbeweglich da und nur am Athmen sah man, daß sie lebte. Wenn sie dann wieder zu sich kam, geschah es mit einem herzlichen Weinen. Darüber wunderten sich die Schwestern und die Gelehrten, und wußten nicht zu unterscheiden, ob die Krankheit von der Gnade herrühre oder nicht. Inzwischen wurde ein erfahrner Arzt berufen, den man über den Zustand der Schwester in Kenntniß setzte; er berührte die Pulsadern und erklärte, sie habe keine leibliche Krankheit, sondern es sei eine große Sehnsucht nach einem unbegreiflichen Dinge, welches ihre Natur dermaßen ergreife, daß all ihr Blut um das Herz sich sammle. Er sagte

hiebei: „Gleichwie ich nicht begreife, daß das Gras grün wird, eben so wenig wird sie Jenes erfassen, wornach ihr Herz sich sehnt.“ Bald kam der P. Provinzial Wolfram nach Töß und befahl ihr, sie solle ihren Anstrengungen Einhalt thun; sie unterzog sich dem Befehle des Obern, wurde aber so krank, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Jedoch wurde sie am hohen Auffahrtstage des Herrn gesund und lebte noch viele Jahre. — Späterhin frug sie die Priorin, wie ihr zur Zeit der Verzückung gewesen sei. Da sprach sie: „Ich war in großen und hohen Freuden, die kein menschlicher Sinn erfassen kann; ich weinte, wenn ich wieder zu mir selbst kam, weil ich mich von so erhabenen Dingen trennen mußte; hätte man mir nicht unter dem Gehorsam befohlen, mich der Gnaden zu erwehren, so hätte Gott Zweifels ohne noch Vieles in mir gewirkt.“ Es geschah ihr aber nicht nur zu dieser Zeit, sondern gar oft vorher und darnach, wenn sie in ihrem Gebete und in ihrer Verborgenheit war, daß man sie zuweilen ohne alle äußere Bewegung daliegend fand. Einmal kam eine Schwester zu ihr, die ihren Zustand nicht erkannte; begoß sie wiederholt mit Wasser, weil sie glaubte, sie wäre in Ohnmacht gefallen; und da sie zu sich kam, sprach sie freundlich: „Das sollet ihr mir nicht mehr thun!“ Mechtilde hatte ihres Bruders Tochter in Töß; als sie für diese nach ihrem Tode inbrünstig bat, da dünkte sie, sie würde auf eine schöne Haide geführt. Dort war ein Kreis von schönen Jungfrauen und in diesem ein Stuhl, auf diesen Stuhl wurde sie ehrenvoll gesetzt, und dann ging Schwester Hemma, ihre Tante, aus dem Kreise, stund vor sie hin und sprach: „Nun sieh' mich an und schaue, welche Freuden ich von dir habe. Freue aber auch du dich; denn wüßtest du, welche Freuden und Ehren dir in der Ewigkeit bereitet sind, du freutest dich im Leben immer mehr.“ Endlich kam die ersehnte Zeit ihres seligen Scheidens. Die Priorin bat sie, wenn ihr unser Herr eine Gnade erwiese, so solle sie es ihr zu erkennen geben. Als man ihr das Zeichen zur Tafel gab, bedeutete sie, Jesus und Maria, die heilige Catharina, die heilige Ursula und viele Andere wären anwesend. Während diesem Gesichte wurde ihr ganzer Leib erschüttert; sie segnete sich gar oft und hob dann die Hände zum Himmel, als wenn sie Gott lobte. Bald kam sie wieder zu sich und erzählte ihr Gesicht. Von da an lebte sie nur einige

Tage mehr und verschied im Geruche der Heiligkeit. Das Andenken an die hochbegnadigte Schwester Mechtilde von Stans ward im Kloster Töß heilig gehalten; man zählte sie zu den Seligen Gottes, rief sie in Nöthen um ihre Fürbitte bei Gott an und die Schwestern und das Klostergesinde, wie auch die Landleute von Feldheim und Bülach wußten von vielen Gnaden und Heilungen zu erzählen, die ihnen durch die Fürbitte der gottseligen Schwester Mechtilde von Stans verliehen worden.

2) **Mechtilde von Hof** war eine fromme Nonne, heiligte sich im Leben und machte sich zum Besitze des göttlichen Reiches würdig. Während sie im Sterben lag, wurde der herrlichste Gesang vernommen; die Engel trugen ihre Seele in den Himmel.

3) **Mechtilde von Wädischwyl** hatte schwere Kopfschmerzen vor ihrem Tode zu bestehen; der Kopf mußte ihr wegen der unsäglichen Schmerzen immer gehalten werden Einmal von überhandnehmenden Peinen überwältigt, bat sie den Herrn, daß Er sie doch nicht alles Trostes entbehren lasse. Da sah sie vor sich in einem Gesichte, wie Er mit der Dornenkrone gekrönt war. Er zeigte ihr sein verwundetes Haupt und sprach gar liebevoll zu ihr: „Nun schaue, wie mir mein Haupt von der Liebe verwundet war, die Ich zu dir hatte und erwäge, ob Ich nicht mehr gelitten habe, als du jetzt leidest." Durch dieses Gesicht gestärkt, empfand sie großen Trost und litt geduldig bis an ihr Ende. (Vergl. Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Mechtilde, Dominikanerin in Thüringen oder Sachsen. Diese gottselige Schwester, die wahrscheinlich aus der Schweiz stammte, lebte nach Außen ganz unbekannt, aber ihre Offenbarungen, die 1250 ein Bruder des Predigerordens sammelte und schrieb, geben die Heiligkeit ihres Innern kund. Sie war eine reine Jungfrau an Leib und Seele und diente Gott in demüthiger Einfalt und hoher Beschauung mehr als vierzig Jahre. Sie folgte beharrlich den Lehren des Prediger-Ordens und nahm an Tugenden von Tag zu Tag zu. In ihrem Buche läßt sich die hochbegabte Schwester vernehmen, wie folgt: „Ich war, ehe ich das Buch begann und bevor von Gott ein einziges Wort in meine Seele kam, einer der einfältigsten Menschen,

der je ein geistliches Leben führte. Von des Teufels Bosheit wußte ich nichts, die Krankheit der Welt kannte ich nicht und der Falschheit geistlicher Leute war ich ganz unkundig. Ich muß sprechen Gott zu Ehren und auch um der Lehre des Buches willen. Von Gott wußte ich nicht mehr, als der Christenglaube lehrt; ich bemühte mich aber, daß mein Herz rein bliebe. Gott soll dessen mein Zeuge sein, daß ich Ihn nie bat, daß Er mir diese Dinge gebe, die in diesem Buche geschrieben sind. Ich dachte auch nicht daran, daß solches einem Menschen wiederfahren könnte, denn damals verstand ich nichts hievon." Ihr Buch enthält einen bedeutenden Schatz für die Kenntniß der deutschen Mystik. Merkwürdig ist darin das schöne Bild, welches die gotterleuchtete Mechtilde um das Jahr 1260 von einem Klosterprior Predigerordens entwarf: „Neben der Gewalt, die man übernimmt, soll man große Furcht hegen; denn wenn man zu dir spricht: Du bist unser Prior! oder: Du bist unsere Priorin! weiß Gott, mein Freund, damit ist große Versuchung verbunden. Darum sollst du mit großer Demuth dein Amt antreten; gehe sogleich an dein Gebet und suche in Gott deinen Trost. Mit der Würde sollst du auch dein Herz in der heiligen Gottesliebe entbrennen lassen, so daß du jeden Bruder, jede Schwester, die dir anvertraut sind, in allen ihren *Nöthen* mit Liebe umfassest. Mit deinen Untergebenen und deinen Brüdern sollst du heiter und ernst sein, über alle ihre Arbeiten Aufsicht halten und sie mit väterlichen Worten aussenden, kräftig zu predigen und Beicht zu hören; denn Gott hat sie hiefür in diese Welt gesendet, daß sie für die Sünder Erlöser und Helfer seien, wie Christus aller Welt Erlöser war und in das Elend dieser Welt herabstieg." — Das Todesjahr der Schwester Mechtilde ist nicht angegeben, sie starb aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Ihre Offenbarungen befinden sich in einer Pergamenthandschrift Nro. 277 der Bibliothek des Stifts Einsiedeln. Wie hoch das Buch gehalten ward, zeigt eine Beilage aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts: „An die Schwestern in der vordern Au. Ihr sollt wissen, daß das Buch, das Euch geschenkt ward von der Schwester „zum goldenen Ring," das da heißt, „das Licht der Gottheit," das sollt ihr wohl benützen, so daß es dienen soll in allen Häusern des Waldes, und soll aus dem Walde nimmer kommen und je einen Monat

in einem Hause sein, also daß es umgehen soll von einem in das andere, wenn man seiner bedarf, und sollt Ihr sonderlich behut sein, weil sie, (jene Schwester) besondere Treue zu Euch hatte; betet auch für mich, der ihr Beichtiger war, wiewohl unwürdig; von mir H. Heinrich von Rumerschein von Basel zu St. Peter." Sonach diente das Buch noch im fünfzehnten Jahrhundert den Waldschwestern oder Beguinen in und um Einsiedeln zur Erbauung. (Vergl. Greith, K., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Minaurus, Mönch von Condat im Juragebirge, s. Lupicin u. s. w.

N.

Nazar von Relate, Capuciner, kam mit den ersten Vätern Italien's in die Schweiz, um da eine Provinz zu errichten. Er war als Laie in den Orden getreten und zierte denselben durch seine Tugenden, besonders leuchteten an ihm seine Sitteneinfalt, seine Liebe zu den Mitbrüdern und seine Beobachtung der Regel hervor. Er liebte das stille, religiöse Leben, mied den Umgang der Weltleute, sogar auch jenen der Brüder, vereinigte sich jedoch mit ihnen, wo es die Satzungen des Ordens erfordern, z. B. am Tische, bei der Betrachtung und dem Gottesdienste im Chor, bei der Arbeit u. s. w. Nie hatte er lange Weile, weil er die Zeit in Gebet und Arbeit genau nach den Stunden des Tages und der Nacht einrichtete. Nazar hatte den Klostergarten zur Obsorge, und bewährte sich als ein wundervoller Gärtner. Er pflegte den Garten mit allem Fleiße, der dafür reichlichen Segen trug und nicht nur die Bewohner des Klosters, sondern auch noch viele Arme nährte, die oft gefüllte Körbe davon trugen und damit die Ihrigen speisten. — Als ein jüngerer Bruder mit diesem Amte betraut wurde, bat er den Bruder Nazar, er möchte ihm die Anleitung zur Gartenpflege geben, damit seine Arbeit bestens gedeihe und der Garten ergiebige Früchte spende. Der Diener Gottes erwiederte: „Ich

will dich die Kunst lehren: Meide gänzlich den Umgang mit Weltleuten und verkehre wenig mit den Mitbrüdern; erwarte von Niemanden Hülfe; kehre allein und in Beobachtung des Stillschweigens die Erde um, pflanze, begieße und reute das Unkraut aus. Befolgest du diese Vorschriften, so wird dir Alles bestens gedeihen." — Stillschweigen und Gebet in Verrichtung der Arbeit ist Gott sehr genehm. In diesen Uebungen arbeitete der fromme Gärtner Nazar, und der Himmel bezeugte darüber auffallender Weise sein Wohlgefallen. Als er zu Baden den Klostergarten besorgte, flogen aus dem Walde mehrere Vögel in den Garten; einige setzten sich ihm auf den Kopf, andere auf die Schultern und die Hände; andere hüpften auf dem Boden um ihn her und wieder andere ergötzten ihn mit fröhlichem Gesange. Dieß geschah zu wiederholten Malen und das Wunder wurde von mehrern Personen bezeugt. Bruder Nazar ahmte die Schwestern des Lazarus nach; des Tages war er mit Martha beschäftigt, des Nachts saß er mit Maria zu den Füßen des Herrn, betrachtete das Himmlische und hatte mit ihr den besten Theil erwählt, der von ihm nicht genommen wurde. Er befolgte diese Weise so lange er lebte; er wohnte fleißig den Betrachtungsstunden an, fügte diesen noch andere bei und ging nach der Matutin niemals zu Bette, sondern blieb bis am Morgen in der Kirche, seufzte und weinte, wenn er das bittere Leiden des Herrn erwog und hielt mit ihm Gespräche, als wenn er sichtbar zugegen wäre. Dort beweinte er seine Sünden, erinnerte den Herrn an seine Güte und Barmherzigkeit und ging nicht von dannen, bis die aufgehende Morgenröthe ihn an seine Geschäfte rief. Obschon er emsig arbeitete und seinen Körper oft sehr ermattete, beobachtete er im Essen und Trinken eine außergewöhnliche Enthaltsamkeit. Zehn Jahre lang nahm er einmal des Tages etwas Nahrung zu sich, und eben so viele Jahre ging er baarfuß, wenn auch der Boden gefroren oder mit Schnee bedeckt war. Er hatte nur Ein Kleid, welches, sehr abgetragen, ihn weder gegen Kälte noch Hitze schützte. Siebenundvierzig Jahre hatte Nazar auf diese Weise im Orden zugebracht, als seine Seele zu Altdorf, den 21. Heumonat 1619, von den Engeln des Herrn in dessen Reich geleitet wurde. (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 186—187; Annal, Prov. Helv. Lucernæ; Catalogus defunctorum Prov. Helv.)

Nikolaus von Büren, s. Agnes von Büren u. s. w.

Nikolaus von Flüe, der selige Einsiedler im Ranft (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 102 ff.) Und als er geboren war, sollte an ihm die heilige Taufe vollzogen werden; der Pfarrer in Saxeln seiner Vatergemeinde war gestorben, und die dortige Kirche selbst durch das seltene Unglück eines in derselben verübten Todtschlags entweiht. Es konnte also die hl. Taufhandlung nicht in derselben an diesem außerordentlichen Kinde vollzogen werden, und es wurde darum in die nachbarliche Pfarrkirche von Kerns zur hl. Taufe getragen. Eine dem Taufstein später eingegrabene Inschrift gab davon Zeugniß; sie konnte bis 1813 gelesen werden, in welchem Jahre leider genannter Taufstein beim Brande der Kirche zertrümmert wurde. Die Aufschrift war nach der Aussage vieler Zeugen in den verschiedenen Prozeßakten auf dem Deckel des Taufsteines; sie ist auch erwähnt im Prozesse von 1648. Schon als Knabe war er ein Muster aller Kinder. Es war nichts Kindisches an ihm, als jene unschuldige Fröhlichkeit, die diesem Alter eigen ist. Er sah auf jeden Wink seiner Eltern, und behielt die Ermahnungen in frischem Andenken, als wären sie ihm in's Herz geprägt worden. Niemals hörte man von ihm eine Lüge. Er war gegen Alle freundlich, gefällig, ehrerbietig, dabei aber so aufgeräumt, daß ihn Jedermann lieb gewann. Muthwillen und Ausgelassenheit waren ihm nicht nur fremd, sondern auch verhaßt. Unter den Hausgenossen und Geschwisterten war er nur auf Liebe und Eintracht bedacht. Er war Niemanden, als etwa Jenen, die sich schlecht aufführten, lästig (Zeugniß von Wölflin.) Seine Freude war das Gebet, und man konnte nie ohne Rührung sehen, wie andächtig er sich betrug und die zarten Händlein erhob. Als ein irdischer Engel war er nicht damit zufrieden, jene Unschuld, die er in der heiligen Taufe erlangt hatte, zu erhalten; er zierte sie auch noch mit den schönsten Tugenden dieses Alters. (Weißenbach S. 12.) Wie Nikolaus dem Leibe nach wuchs, ebenso nahm er an der Seele an Tugend und Heiligkeit zu. Seine Beschäftigung in den Jünglingsjahren läßt sich mit den zwei Worten: „Beten, arbeiten“ ausdrücken; er fühlte einen besondern Drang zur Einsamkeit und zum Fasten. Er fastete zuerst alle Freitage, hierauf in der Woche zwei- drei- und zuletzt viermal, nämlich alle Montage, Mittwochen, Freitage und Samstage. Noch viel strenger

war seine Enthaltsamkeit in der vierzigtägigen Fastenzeit. Während derselben genoß er nie gekochte oder warme Speisen, sondern alle Tage nur einmal einige gedörrte Birnen oder ein Stücklein Brod (gedruckte Prozeßackten, S. 2.) Einigen seiner Freunde gefiel diese Enthaltsamkeit nicht, weil sie dafür hielten, er möchte dadurch seine Gesundheit untergraben, daher wollten sie ihn gutmeinend davon abbringen. Sie wendeten ihm ein, der Mensch bedürfe der Nahrung, um sein Leben und seine Gesundheit zu erhalten, er aber kürze sich auf diese Weise das Leben ab und mache sich untauglich sowohl für die Arbeit als zum Dienste Gottes. Nikolaus erwiederte: sie sollten seinetwegen ohne Sorge sein, Gott wisse mit diesem Wenigen ihn zu stärken; es sei der göttliche Wille, daß er faste. — Vom stillen Elternhause trat Nikolaus in's öffentliche Leben über. Hier sehen wir ihn als liebevollen Vater und Haushälter, umgeben von einer theuern Gemahlin und hoffnungsvollen Kindern, dort als Wehrmann im Felde; hier sitzt er im Rathe des Vaterlandes, sorgt für dessen Unabhängigkeit nach Außen und stiftet Frieden unter den entzweiten Eidgenossen, dort bewährt er sich als weisen Staatsmann. Doch sollte Nikolaus nicht bloß ein Vorbild werden — den Kindern, durch seine zarte frühe Gottesfurcht, seinen Gehorsam und seine Liebe zu den Eltern, — den Jünglingen und Jungfrauen durch seinen reinen stillen Wandel, sein Beten, Arbeiten und Fasten und in seinem Flehen zu Gott, in seiner Berufswahl, — den Eheleuten in gottgefälliger Liebe und Treue gegen einander, in weiser, christlicher Kindererziehung, in gewissenhafter Besorgung der Haushaltungsgeschäfte, — als Bürger und Freund des Vaterlandes, im Soldatenleben, in der Verwaltung öffentlicher Aemter, als Friedensstifter, weiser Rathgeber und unermüdeter Beförderer des öffentlichen Wohles; nein, der fromme und gottselige Mann war noch zu Höherm berufen; er sollte ein neues Vorbild werden für alle Stände, für den Priester, den Einsiedler, den Ordensmanne und überhaupt alle Christen. Zugleich stimmte mit dem höheren Berufe auch seine innere Lebensrichtung vollkommen überein. „Ein so tiefsinniges Leben in Gott," sagt Herr Domdekan Greith, „mußte die Verbindung mit der Welt allmälig lösen." Allein die Frucht reift nicht plötzlich; die Knospe bringt zuerst Blüthen, der Blüthe folgt die Frucht nur nach langer Zeit. Mit ihm trugen sich durch's

ganze Leben seltsame Dinge zu, die immer mehr sein frommes Gemüth zum höchsten Verlangen nach Gott, nach der innigsten Vereinigung mit ihm erhoben und sein Herz mit der glühendsten Liebe erfüllten. Gott führte ihn zu höherm Beruf durch himmlische Gesichte und Ansprachen. — Einst, als er auf eine Wiese ging, wo sein Vieh weidete, setzte er sich in dessen Nähe nieder und fing in seiner gewohnten Weise zu beten an, vertiefte sich dabei in Gott und göttliche Dinge, und vergaß die Erde, auf der er ruhte. In dieser Erhebung des Gemüthes war es ihm, wie wenn aus seinem Munde eine weiße Lilie, die seinem Herzen entsproß, bis zum Himmel emporwachse und den lieblichsten Wohlgeruch ringsumher verbreitete. Die Schönheit der Lilie entzückte ihn und ihr Wohlgeruch erfüllte ihn mit ungemeiner Süßigkeit; die Betrachtung aber, daß sie aus seinem Munde und Herzen emporwachse mit seltsamer Verwunderung.— Während dieser Entzückung näherte sich ihm allmählig das weidende Vieh, und unter diesem ein Pferd von besonderer Schönheit. Als seine Augen und seine Gedanken auf dasselbe fielen, so bog sich auch die Lilie — das schönste Sinnbild seines zum Himmel emporgerichteten reinen Herzens und Sinnes — in einem Bogen zur Erde nieder. Und sieh, das Pferd faßt die Lilie mit den Zähnen, reißt sie aus seinem Munde und verschlingt sie gleich saftigem Gras. Darob erschrack er; erkannte aber in dem Bilde die himmlische Lehre, daß auch die geringste irdische Neigung zu einem Geschöpfe dem göttlichen Leben zuwider sei, daß diese Neigungen die höhern Begierden ertödten und verzehren (Wölflin bei Eichhorn). — Wieder einmal wird er im Geiste in eine einsame, von den menschlichen Wohnungen weit entfernte Gegend geführt. Wie er diese Gegend durchwandert, kommt ihm ein Greis entgegen in Silberhaaren von ehrwürdigem, wunderbarem Aussehen und Anzug, der einen entzückenden Gesang erhebt Noch mehr als die Erscheinung setzt ihn diese himmlische Stimme in Erstaunen, die zwar nur Eine war, aber dennoch in dreifacher Weise erklang oder sich in drei verschiedene Stimmen auflöste, die zusammen eine wunderbare Harmonie bildeten. Nikolaus erkannte in dieser himmlischen Stimme ein schönes Gleichniß der heiligsten Dreieinigkeit, der einen, ungetheilten Gottheit in der Dreiheit der Personen, die, obgleich drei, wie diese Stimmen in unaussprechlicher Harmonie wieder Eines sind. —

Hierauf nähert sich ihm der Greis, entblößt das Haupt und bittet knieend um ein Almosen. Freundlich reichte ihm Nikolaus ein solches und der ehrwürdige Alte dankte und verschwand. Nikolaus aber ward davon im Geiste mit himmlischer Süßigkeit erfüllt und verstund jetzt, wer dieser singende Bettler gewesen und welch' großen Werth unter den Werken der Frömmigkeit das Almosen hätte, daß aber die vollkommenste Weise, Almosen zu geben, nicht die sei, Andern zur Ehre Gottes bloß von dem Seinen etwas darzureichen, sondern sich zugleich mit Allem, was man hat und besitzt, gänzlich Gott hinzugeben. Er mußte darin eine neue Mahnung sehen, daß Gott von ihm diese gänzliche Hingabe verlange, und zwar nicht bloß das Seine, sondern ihn selbst, und bedauert nun, Gott nur eine Gabe, und nicht sich selbst hingegeben zu haben. In tiefster Dankbarkeit und Anbetung sinkt er auf die Kniee nieder (gedruckte Prozeßakten). — Als er wieder einmal häuslichen Geschäften oblag, erschienen ihm drei Männer, ehrwürdigen Aussehens, von gleicher Gestalt und gleicher Kleidung, einer von denen sprach: „Nikolaus, willst du dich mit Leib und Seele in unsere Gewalt übergeben?“ Er antwortete: „Ich übergebe mich Niemanden als dem allmächtigen Gott, und diesem eigen zu sein, habe ich schon längst mit ganzer Seele verlangt.“ Dieser Antwort gaben sie durch freundliches Lächeln Beifall, und der Erste redete zu ihm tröstlich und liebreich folgende weissagende Worte: „So thue, was du vorhast und wandle den schmalen Weg. Weihe dich dem ewigen Gott allein. Im siebenzigsten Jahre deines Alters wirst du von allem Elende des Erdenlebens erlöst in den Himmel eingehen und den Lohn für deine Arbeit empfangen. Unterdessen wirst du viele Kämpfe, vieles zu ertragen und mit Anstrengung zu überwinden haben. Sei ein muthiger Kämpfer, du wirst siegen, du wirst, was sich auch Feindseliges dir widersetzen mag, darüber triumphiren, und dein Beispiel wird Viele zur Nachfolge erwecken. Zum Andenken an uns, legen wir dir ein Kreuz auf die Schulter; aber in der Herrlichkeit wirst du es mit einem weißen Panier, eine Bärentatze führend, zum Zeichen deiner Beharrlichkeit, vertauschen, und den Deinigen vorantragen.“ Da verschwanden die Männer, und verließen ihn, neu gestärkt, dem allein zu dienen, welcher ihm so oft seinen Willen auf wunderbare Weise kund gegeben (gedruckte Prozeßakten). Wiederum kam es ihm

im Geiste vor, als wandle er durch ein Dorf, wo in Mitte weniger Häuser ein herrlicher Palast sich erhob. Das Thor stund offen und er trat durch dasselbe hinein. Da sah er eine weite Treppe mit zehn Stufen. Unter diesen floß eine Quelle von Wein, Oel und Honig. Auf der obersten Stufe aber stand ein Geschirr mit dem Inhalte der Quelle gefüllt. Dann rief eine Stimme: „Wenn Jemand dürstet, der komme zu mir und trinke.“ Nur Wenige kamen; er aber eilte, trank und sättigte sich mit unbeschreiblicher Lust. Hernach verwunderte er sich, warum nur so Wenige zu diesem köstlichen Quell kommen und dieser lieblichen Einladung folgen. Als er aber wieder in's Freie heraustrat, sollte ihm das Räthsel gelöst werden. Er erblickte da eine zahllose Menge Menschen, welche sehr beschäftigt waren, und sich nur um Erwerb des Irdischen bemühten. Nikolaus erkannte durch himmlische Erleuchtung, der herrliche Palast sei die Kirche; die köstliche Quelle aber ein Sinnbild des dreieinigen Gottes, der die Quelle alles Guten und aller Gnaden ist; die zehn Stufen der Stiege bedeuten die zehn Gebote Gottes. Jene, welche diese halten, d. h. die Stufen der Gebote Gottes heransteigen, würden zum Genusse der ewigen Güter des dreieinigen Gottes gelangen, aber nur Wenige streben darnach und gelangen dazu, weil sie der Einladung zu diesem himmlischen Gastmahle nicht Folge leisten, sondern gleich spielenden Kindern sich nur mit dem Irdischen beschäftigen. Nikolaus flehte einmal um eine himmlische Ansprache und ging in diesem Sinne mit den Seinen nach einer Wiese, Heu zu sammeln. Da umglänzte ihn eine lichte Wolke, aus welcher eine Stimme sprach: „Nikolaus, du bekümmerst dich vergebens in einer so hohen und wichtigen Sache, die den Stand deines künftigen Lebens betrifft, wenn du dafür hältst, du könnest aus eigener Einsicht und eigenen Kräften so etwas erreichen oder vollbringen. Warum wirfst du nicht alle Sorgen mit den zeitlichen Dingen von dir? Warum ergibst du dich nicht freiwillig in den Willen Gottes, wie du dir schon oft vorgenommen? Weißt du nicht, daß es Gott am angenehmsten ist, sich ihm ganz frei und willig zum Opfer darzubringen? So wirf denn alle Sorgen auf ihn, übergib dich dem Herrn und nimm von ganzem Herzen an, was er deinethalben anordnen wird.“ — Jetzt verstand er klar, worin die Vollkommenheit bestehe, nämlich, daß er Gott mit jener Rein-

heit und Hingebung des Willens suchen, dienen und sich ihm überlassen müsse, wie die ersten Jünger des Herrn gethan, die Weib, Kinder, Habe und alle Genüsse der Welt verließen und dem Erlöser nachfolgten. Er sah jetzt deutlich ein, daß er Gott zu lieb auch Weib und Kinder und alles Irdische verlassen müsse und konnte kaum den Zeitpunkt abwarten, sein Vorhaben in's Werk zu setzen (gedruckte Prozeßakten). Seine Sehnsucht erfüllte sich bald und die Vorsehung führte ihn als Einsiedler in den Ranft, wo er sein künftiges, wundervolles Leben zubrachte. Hier lebte er beinahe zwanzig Jahre in so seltener Strenge und Abgeschiedenheit, ohne alle menschliche Nahrung; hier entfaltete er ein so reiches Gnadenleben, erschwang sich im Gebete bis in die Geheimnisse der Gottheit, wurde ein Tröster der Betrübten und Hülfsuchenden, ein ernster Bußprediger für die Sünder, ein Helfer in Noth und Gefahr durch Wunder und Gebet, ein weissagender Herold der Zukunft, eine so mächtige Stütze des heiligen Glaubens, ein Vater, Beschirmer, Rathgeber und Retter des Vaterlandes, ein Besieger der finstern Mächte der Hölle, ein Vorbild hoher Tugend und Heiligkeit für alle künftige Zeiten und ein beständiger Fürbitter am Throne Gottes. —

Nothburge, die heilige, Wittwe, s. Yrta, die heilige, Jungfrau.

O.

Odilia, die heilige, Aebtissin, s. Deodat u. s. w.

Odilia Leser, s. Joseph Stephan Motschi u. s. w.

Olympius, Abt von Condat im Juragebirge, war ein würdiger Nachfolger des gottseligen Antidiolus (s. d. A.) Er suchte im Sinne und Geiste desselben das Kloster von Innen und Außen zu heben und ließ in der Nähe einige Gebäude aufführen. Aus allen Gegenden kamen Leute zu dieser klösterlichen Innung, wo sie eine Zufluchtsstätte, zeitgemäße Bildung und ihre Freiheit fanden. Die Bischöfe und die Aebte führten damals in väterlicher Huld den Krummstab, sie drückten das Volk

nicht wie die Adeligen und Könige, darum mehrte sich bald die Zahl der Ankommenden. „Im sechsten Jahrhunderte," sagt Egenod, „war Condat ein Zufluchtsort der Freiheit; man betrachtete jene Gegend als eine öde und unwirthliche Wildniß und bekümmerte sich wenig um jenes Volk." Die Anwohner um das Kloster erkannten den Abt als ihren Oberherrn, und genossen alle mögliche Rechte und Freiheiten. Während Olympius mit Umsicht die Zügel des Klosters führte, wüthete im Innern Burgund's der Bürgerkrieg, die Söhne Gundobald's und ihre Anhänger verwüsteten das Land; wohlhabende Familien verloren ihre Güter, oder gingen zu Grunde und fanden sich genöthigt, das Kloster Condat um wohlthätge Spenden zu bitten. Der edle Vorsteher erbarmte sich des hungernden Volkes, nahm die um Hülfe Bittenden auf und verschaffte ihnen Arbeit.— Anderseits schaarte sich eine Menge frommer Pilger um das Grab des heiligen Eugendus und wuchs zu einer solchen Anzahl heran, daß die für Fremde aufgeführten Gebäude bald nicht mehr hinreichten. In jener bedrängten Lage baten mehrere Anwohner den hl. Abt Olympius, die Aufführung neuer Gebäude zu bewilligen; er willfuhr ihrer Bitte und forderte von ihnen jährlich nur eine kleine Abgabe an sein Kloster. Nach und nach entstunden kleine Dörfer, welche, da sie unter der Obhut Condat's stunden, den Namen von St. Eugendus führten. Der vorsichtige Abt wollte jedoch nicht, daß sein Kloster durch das häufige Zusammenströmen der Völker gestört würde; deßhalb ließ er in einiger Entfernung von diesem eine Kapelle, zum Gebrauch der Laien aufführen. Schon war der Bau der Vollendung nahe und der Abt traf Anstalten, dieselbe einweihen zu lassen; allein diese Ehre sollte dem heiligen Sapied (s d. A.) seinem Nachfolger, aufbewahrt bleiben; denn Gott war mit seiner Amtsführung zufrieden und nahm ihn gegen das Jahr 575 zu sich. Noch erwähnen wir, daß er kurz vor seinem Tode der Einweihung des Klosters von St. Moritz im Wallliserlande anwohnte. Sein Körper fand die letzte Ruhe in der Todtengruft der Aebte. Auf dem Kalender ist er als ein Heiliger aufgeschrieben (Annales Catholiques de Genève.)

Othmar, der heilige, Abt von St. Gallen (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 147 ff.). Nach der ersten Uebertragung der Reliquien des heiligen Othmars, durch Bischof Salomon

von Constanz, geschahen zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gründen noch nachstehende Versetzungen. Im Jahre 1529 bei der berüchtigten Bilderstürmung durch die vom katholischen Glauben abgefallenen Bewohner der Stadt St. Gallen wurden die Gebeine des heiligen Othmars in der Nacht aus dem verborgenen Ort in der Kirche herausgenommen und zuerst in die Hofkapelle in Wyl, und bald nachher, der bessern Sicherheit wegen, in das von den acht alten Orten beschützte fürstliche Gotteshaus Einsiedeln gebracht, wo sie neun Jahre blieben und endlich 1538 unter dem Fürstabte Diethelm Blaarer von Wartensee wieder nach St. Gallen gebracht und da gut und sicher verwahrt wurden. Bereits hundert Jahre später, nämlich 1629, wurden die heiligen Gebeine Othmars aus dem Orte ihrer Verwahrung erhoben und während acht Tagen der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt, und am Schlusse dieser in einer feierlichen Prozession wieder in einen dazu bereiteten Ort in der Kirche beigelegt. Eine ähnliche Erhebung und Beisetzung fand statt unter dem Fürstabte und späteren Kardinal Sfondrati am 17. Herbstmonat 1692. Die letzte feierliche Erhebung der heiligen Gebeine wurde von dem allbekannten und beliebten Fürsten Beda vorgenommen. Im Laufe der Jahrhunderte und im Drange der sehr ungünstigen Ereignisse kam hie und da ein Theil des heiligen Leibes hinweg, so daß der Leib nicht mehr vollkommen ist, sondern mehrere Theile davon mangeln. So wurde namentlich einmal das heilige Haupt selbst in die kaiserliche Hauptstadt Prag in Böhmen gegeben, wo es noch gegenwärtig hoch verehrt wird. Spätere Bemühungen, dieselben wieder zurückzuerhalten, blieben ohne Erfolg. — Die noch übrigen Gebeine wurden seit der letzten feierlichen Beisetzung 1743 in einem kleinern Sarge in der Sakristei der Stiftskirche zu St. Gallen aufbewahrt, und alle Jahre am Feste des Heiligen und während dessen Octav auf seinem Altare der Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Theils um diese Verehrung besser zu fördern und theils auch um diese ehrwürdigen und köstlichen Reliquien eines so ehrwürdigen Mannes würdiger und anständiger zu behandeln, wurden im Herbste des Jahres 1849 auf den Anlaß des Namensfestes des Heiligen einige Arm- und Fußgebeine auf einer reich gestickten Tafel befestigt, auf dem Altare desselben in der St. Galluskirche an dem schon bei der Zubereitung des Altares hiefür eingerich-

teten Platze bleibend angebracht. — Wem müssen nicht diese Gebeine ehrwürdig sein! Wer sollte durch ihren Anblick nicht erbaut werden! Wer möchte nicht dadurch zur Anrufung des Schutzheiligen Othmars ermuntert werden, daß er bei ihrem Anblick vertrauensvoll rufe: „Heiliger Othmar, bitte für uns!“

P.

Pacificus von Lauis, Capuziner. Geboren zu Lauis (Lugano), einem der Hauptorte des Cantons Tessin, ging er vom Geiste Gottes geleitet nach Mailand und trat in den Orden des heiligen Franziskus. Er war ein ausgezeichneter Kanzelredner und rührte durch seine Predigten auch die verstocktesten Sünder, die er, wie einst unser Erlöser, liebreich aufsuchte. Pacificus lebte äußerst dürftig, selbst zur Zeit, wenn er öfter predigte, tauchte er nur einige Bohnen in's Wasser und stillte mit denselben seinen Hunger. Diese Lebensart beobachtete er die ganze Fasten hindurch, und wenn er bei Andern speisen mußte, so ließ er jene Gerichte, die seinem Gaumen schmeckten, stehen. „So,“ sprach er, „überwinde ich die natürliche Begierlichkeit und Sinnenlust; denn nur durch Bekämpfung dieser angebornen Leidenschaften kann der Ordensmann auf der Bahn des Heiles vorangehen.“ Pacificus war ein ernsthafter, strenger Mönch, ein Eiferer für die heilige Armuth und die Ordensregel und duldete nichts, was diesen Eintrag thun konnte. Obschon vielfach mit Predigten und andern geistlichen Verrichtungen in Anspruch genommen, lag er doch häufig dem Betrachten und dem Gebete ob. In frommem Gespräche mit Gott und seinen Auserwählten sah man zuweilen sein Antlitz wie das eines Seraph's strahlen. Wir erwähnen folgenden Vorfall. Als er zu Pigorio in Betrachtung vor dem hochheiligsten Altarssakramente kniete, sahen die Bürger der Stadt in der Capucinerkirche eine Feuerflamme aus dem Dache der Kirche emporflammen; Alle vermutheten, daselbst wäre Feuer ausgebrochen und eilten

hülfeleistend herbei. Aber wie erstaunten sie, da sie in der Kirche nur eine brennende Lampe und den P. Pacificus vor dem heiligsten Altarssakramente in Betrachtung versunken trafen. Vor seinem Ende prüfte ihn der liebe Gott durch eine schmerzliche und langwierige Krankheit; er bestand die Prüfung mit christlichem Muthe und ging geläutert aus der Trübsal wie das Gold aus dem Schmelztiegel hervor, reif für das Reich der Herrlichkeit, in welche er zu Pigorio, wie wir billig hoffen, im Jahre 1568 einging. Der Himmel verherrlichte ihn nach dem Tode durch mehrere Wunderwerke und Gebetserhörungen (Massaus Annanniens, Seraphischer Paradiesgarten, Bd. I. S. 707—708.

Perfektus Ruosch von Constanz, Capuziner. Als der gottselige P. Johann Chrisostom Schenk (s. d. A. Bd. I. S. 304 ff.) die Novizen leitete, besuchte ihn eines Tages der Student Ruosch, zu dem er in prophetischem Geiste sprach: „Du mein lieber Sohn, wirst bald die Zahl meiner Zöglinge mehren.“ Dieser, mit einem ganz anderen Plane beschäftigt, lächelte, erwiederte nichts darauf und entfernte sich; jedoch blieben die Worte des Paters tief in seinem Herzen eingeprägt, und kaum waren einige Monate verflossen, so stellte er sich ein, mit der Bitte um Aufnahme in den Orden, die ihm sofort bewilligt wurde. Man reichte ihm das Ordenskleid unter dem schönen Namen Perfektus, d. h. der Vollkommene. Der junge Noviz betrachtete seinen Namen als Mahnungszeichen, die Vollkommenheit fortan eifrig anzustreben; er erreichte sie theilweise im Probjahre und diente seinen Mitbrüdern zu einem nachahmungswürdigen Muster. Nachdem er die heiligen Gelübde entrichtet hatte, wurde er zur Fortsetzung seiner Studien in einen andern Convent versetzt. Sein geistlicher Führer, P. Johann Chrisostom entließ ihn mit den Worten: „Geh' mein Sohn, und wandelst du auf der Bahn, auf der du begonnen, mit Eifer fort, so wirst du einst der ganzen Provinz zum Vorbilde der Vollkommenheit dienen.“ Wie wahr hat sein geistlicher Vater gesprochen, und wie wunderbar haben sich diese Worte erfüllt! Pater Perfektus begann das Werk seiner Selbstheiligung mit dem Gebete, und befliß sich, mit der Art und Weise der Gebets- und Betrachtungsstunden, wie diese im Orden gehalten wurden, näher bekannt zu werden. Zu diesem Behufe lernte er die Vorschriften auswendig und prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Daraus zog

er großen Nutzen und sein Geist erstarkte im Guten. Er wohnte dem Gottesdienste mit der größten Erbauung bei; während der Betrachtung sah man zuweilen sein Angesicht von einem himmlischen Lichte umstrahlt, und seinen Leib von dem Boden erhoben. Er fürchtete sehr, sein erster Eifer möchte erkalten und darum verfuhr er mit seinem Körper in aller Strenge, brachte ihn unter die Herrschaft des Geistes, versagte ihm jede Annehmlichkeit und züchtigte ihn bei Tag und Nacht. Er ließ sich keine Ruhe, brachte viele Stunden des Nachts im Wachen und Beten zu, floh den Umgang der Menschen, zog sich in einsame Winkel zurück, vergaß gänzlich die Welt und war fest entschlossen, seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen, ohne jedoch dem Willen seiner Obern entgegen handeln zu wollen, denn den heiligen Gehorsam achtete er über Alles. Die Vorsteher der Provinz schätzten den frommen und gelehrten Mann und waren nicht gewilligt, ein so großes Licht unter den Scheffel zu stellen, sie ernannten ihn sofort zum Novizenmeister. Niemand war damals zu diesem Amte tauglicher als dieser Gottesmann; er hatte die dazu nöthigen Eigenschaften, war klug, bescheiden, väterlich und demüthig, und darum wirkten seine Lehren und Ermahnungen um so mehr, weil er Alles, was er den Zöglingen beibrachte, selbst erfüllte und übte. Er bildete die größten Männer, die in der Folge auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette und durch ihren heiligen Wandel Großes leisteten und die Kirche Jesu verherrlichten. Ihr Amtseifer ist wie ein Erbgut auf die Schweizerprovinz übergegangen, welches annoch selbe nährt und erhält. — Einen Novizen ermahnte er ernstlich, von seinem Austritte abzustehen und sprach zu ihm: „Wagest du diesen Schritt, so ist es um dein Heil geschehen.“ Seine Worte bekräftigte er durch ein Wunder, worauf der Frater fußfällig um Verzeihung bat und seine Gesinnung änderte. Als er in Zug das gleiche Amt bekleidete, prüfte er einen andern auf folgende Weise: es war kalter Winter und er betete mit den Klerikern die marianischen Tagzeiten im Convente. Einer derselben sah ein Vögelein im Garten und schaute durch das Fenster demselben zu. Nach Vollendung des Gebetes wandte sich P. Perfektus an ihn, hielt ihm seine Zerstreuung vor und befahl ihm, er solle sogleich mit bloßen Füßen in den Garten gehen, den Baum besteigen und ihm das Vögelein fangen und bringen; der Novize gehorchte,

ging zum Baume, stieg hinauf, das Vögelein hüpfte ihm entgegen, flog auf seine Hand und er brachte es seinem geistlichen Führer. Alle geriethen in Verwunderung, erkannten die Tugend des Gehorsams und die Heiligkeit ihres Meisters. — Ueber 30 Jahre war er Guardian, Definitor und einige Male Provinzial. Er bewährte sich in seiner Stellung als ein Mann, der sich selbst und sein Amt erfaßte, der liebevoll und väterlich regierte, der aber auch die Uebertreter der Regel und Ordenssatzungen zu strafen wußte. Wie früher lag er, soviel ihm seine Würde und Bürde erlaubten, dem Gebete, der Betrachtung und den religiösen Uebungen ob und schritt ruhmvoll auf dem Wege der Tugend voran; er brannte vor Liebe zu Gott und empfing seltsame Offenbarungen, die ihm kommende Dinge, welche ihn selbst und Andere betrafen, erschloßen. Als er Guardian in Ueberlingen war, studirte da ein Jüngling, der durch die Heiligkeit des Gottesmannes angezogen, sich entschloß, in den Orden zu treten; er ging zum P. Perfektus und bat ihn, daß er ihm die Aufnahme vermittle. Der Guardian schaute ihn an und sprach: „Mein Sohn, ändere dein Vorhaben, gehe nach Salem, ziehe das Kleid des heiligen Bernards an, dort wirst du zum Abte erwählt werden.“ Der Student gehorchte, wurde Bernhardiner und unter dem Namen Stephan Abt von Salem. Unser P. Perfektus wurde zum Generalkapitel nach Rom beordert; auf der Heimreise besuchte er in Bologna seinen ehemaligen Freund, den päpstlichen Gardehauptmann Kaspar von Brandenberg. Sie begrüßten einander mit einem warmen Handschlag und darauf sagte der Pater: „Heute, mein lieber Herr, ist ihr Oheim, Karl von Brandenberg, in ein besseres Leben hinübergegangen.“ Der Hauptmann erfuhr nachgehends aus Zug, daß sein Freund die Wahrheit gesprochen habe. Auf gleiche Weise kündigte er zu Ueberlingen einer Nonne den Tod ihrer Schwester in Zug an, wobei ebenfalls Tag und Stunde eintrafen. — Nicht nur Andern, sondern auch sich selbst sagte er den Tag seines Hintrittes voraus, und verkündete im prophetischen Geiste, daß er am Todestage des heiligen Joseph, des Nährvaters unseres Herrn, von hinnen scheiden werde. Da nun der gottselige Mann am 20. Brachmonat starb, so hielten Einige seine Aussage für unwahr. Das Fest des heiligen Joseph wird am 19. März gefeiert; wir wissen aber nicht wann und an welchem Tage der Hei-

lige gestorben ist, indem die Evangelisten darüber nichts verzeichnet haben; aber gelehrte Männer, wie Isolan und Johann von Carthagena behaupten, er sei am 20. Brachmonat entschlafen (T. I. L. IV. Hom. 3.). — Er ist auch berühmt durch außerordentliche Krankenheilungen; er hatte schöne Kenntnisse in der Arzneikunst und verstund die verschiedenen Heilkräuter und Arzneien nützlich anzuwenden. Nebstdem nahm er seine Zuflucht zum Gebete und den kirchlichen Segnungen, legte den Kranken und Presthaften die Hände auf und heilte sehr Viele, welche die Aerzte für unheilbar und rettungslos erklärt hatten. Mehr als 500 Heilungen werden aufgezählt. — Wir dürfen auch nicht übergehen, was Herr Balthasar Sailer, der von der Regierung zu Bregenz angestellt war, erzählt: „Pater Perfektus,“ sagte er, „trug die heilige Wegzehrung zu einem Kranken; ich schloß mich dem Zuge an und begleitete das hochwürdigste Gut. Auf einmal sah ich in meinem Hause Feuer aufgehen und war im Begriffe nach Hause zu eilen, dem gefährlichen Elemente Einhalt zu thun. Der ehrwürdige Pater hieß mich bleiben, machte das Kreuzzeichen gegen das Feuer und mein Haus blieb verschont. — Die Wunder, die er wirkte, breiteten sich überall aus und das Volk verehrte ihn wie einen Heiligen; die Leute brachten zu ihm die Kinder, Kranken und Presthaften; Einige berührten seinen Mantel, Gürtel und Habit; Andere knieten nieder und flehten um seinen Segen. Je mehr man ihn pries, desto mehr demüthigte er sich vor Gott und dachte an seine Schwäche und Gebrechlichkeit. Er war ein hoher Verehrer des göttlichen Sohnes und seiner heiligsten Mutter. Einst als er vor einem Bilde Mariens das göttliche Opfer darbrachte, sah das adelige und tugendreiche Fräulein Maria Klara von Prasberg, wie sich das Bild zu ihm hinneigte, und ihn liebvoll umfaßte. Segenreich hat P. Perfektus in unsern Gauen gewirkt, doch sollte er seine Tage nicht in der Schweiz beschließen. Pater Placidus aus Freiburg im Breisgau betrieb die Trennung der Provinz zwischen der Schweiz und Deutschland, und nachdem diese zu Stande gekommen, ging P. Perfektus zu der deutschen Provinz über. Daselbst bekleidete er noch mehrere Jahre die ersten Würden des Ordens, und legte dann selbe nieder, um seine letzten Jahre dem Heile zu widmen. Zu Wangen, wo er sich aufhielt, besuchte er täglich eine Einsiedelei, in der eine Muttergotteskapelle war.

Dort lag er auf den Knieen und bat die Himmelskönigin um ein seliges Ende. Als er einst von diesem Gnadenorte zurückkehrte, frugen ihn die Leute, woher er käme? Die Antwort war: „Ich habe Maria, meine Mutter besucht.“ Von Jahren gebeugt, sah er freudenvoll sein Ende kommen. Er starb zu Wangen im Rufe der Heiligkeit den 20. Brachmonat 1704, war 92 Jahre alt und hat von ihnen 67 im Orden zugebracht. Beim Tode umgab ihn der sämmtliche Convent; seine Leiche gab einen lieblichen Geruch von sich und der Verblichene schien noch zu leben. Tausende und Tausende schaarten sich um seine sterbliche Hülle, wohnten seiner Beerdigung bei und verehrten ihn wie einen Heiligen. — Pater Perfektus war gelehrt, und auch Schriftsteller; zu erwähnen ist sein „kirchliches, regularisches und ökonomisches Ritual zum Gebrauche der Schweizerprovinz.“ — Beim Uebertritt zur deutschen Provinz, klagt P. Michael Angelus von Zug, in seinem Bullarium (T. IV. p. 51.), habe er das Originalaktenstück Facultates missionariæ mitgenommen. Es hielt schwer, gleiche Begünstigungen neuerdings für die Schweizerprovinz zu erhalten. Uebrigens spendet er ihm das herrliche Lob in nachstehenden Zeilen: „Frater Perfektus aus Constanz, zu vier Malen Provinzial, zeigte den Namen, den er führte, im Werke und war ein seltener Verehrer Gottes und Mariens. Im Umgange glich er einem Lamme oder einem Löwen, je nachdem die Umstände es erforderten. Zur Zeit der Trübsale und Bedrängnisse half er sehr Vielen durch sein Gebet; Mehrern prophezeite er künftige Dinge, ihm selbst seinen Tod, der mit seinem vollkommenen Leben im Einklange stund.“ (Cf. P. Michael Angelus, Tugiensis, Dullarium, T. IV. p. 64; P. Romualdi Stockacensi Ord. Cap. Hist. Prov. anterioris Austriæ FF. Capuc. p. 303—306; Protocollum majus Prov. Helv., Lucernæ; Catalogus Defunctorum Prov. Helv.; von Mülinen, Helv. S., Bern 1861.)

Peter Hug, Jesuit. Schon im Jahre 1567 wollten mehrere Mitglieder des Raths zu Lucern ein Collegium dieses Ordens errichten, die Sache kam aber nicht zu Stande. Ebenso zerschlugen sich die Unterhandlungen des Jahres 1568, welche die Gründung eines gemeinsamen Seminars für die katholischen Kantone in Rapperschwyl, Freiburg oder gar in Locarno bezweckten und zwar vorzüglich des Kostenpunktes wegen. Als nun nichts Gemeinsames zu Stande kommen wollte, beschloß Schult-

heiß Ludwig Pfyffer, Herr zu Altishofen, für Lucern allein eine höhere Lehranstalt zu errichten und sie den VV. der Gesellschaft Jesu zu übergeben. Am 25. Herbstmonat. 1573 brachte er zuerst die Sache im Rath vor, und am 10. Hornung 1574 erging ein förmliches Gesuch an Papst Gregor XIII. mit der Bitte, um Sendung einiger Jesuiten nach Lucern. Jost Segesser, päpstlicher Gardehauptmann, damals in Lucern, trug das Schreiben nach Rom, und überreichte es eigenhändig dem heiligen Vater, der das Gesuch dem Jesuitengeneral mittheilte; dieser schrieb an den Provinzial zu Ingolstadt, P. Paulus Hoffäus, welcher von dort den 7. August 1574, die ersten Jesuiten nach Lucern schickte, nämlich die Väter Laubenstein aus Oberdorf im Allgäu, und Vitus Liner aus Brixen mit dem Laienbruder Bartholomäus Brüllisauer aus Appenzell. Diese drei Männer nahmen ihre Wohnung im Wirthshaus zum Schlüssel auf dem Barfüsser- oder Franciskanerplatze, hielten ihre Schulen daselbst und ihren Gotttsdienst in der St. Antoniuskapelle. Am 1. Mai 1577 erschien dann, von der Obrigkeit eingeladen, der P. Provinzial mit andern Jesuiten in Lucern, am 4. und 6. Mai wurden hierauf zwischen ihnen und den Abgeordneten des Raths alle Punkte über Errichtung eines eigentlichen Collegiums berathen und festgesetzt, und diese Uebereinkunft von Rath und Hundert der Stadt förmlich genehmigt. (Dieser Stiftungsbrief vom 10. Mai 1577 ist noch im Original im Stadtarchiv im Wasserthurm zu Lucern.) Die Jesuiten gewannen in Lucern bleibenden Aufenthalt, und wirkten thätig und segensreich. Der oben genannte P. Paulus Hoffäus wurde erster Rektor des Collegiums, versah 30 Jahre lang bis zu seinem Tode diese Stelle und setzte sein Kloster in blühenden Zustand. Unter den vielen ausgezeichneten Gottesmännern, die dieses Kloster beherbergte, ragte auch P. Peter Hug hervor. Er war ein Sprößling vom Geschlecht des gefeierten Lucerner Schultheißen Johannes Hug, der wesentlich zur Erhaltung der katholischen Religion in Lucern in der Reformationsepoche beigetragen hatte. Nach Vollendung seiner Studien weihte sich Peter dem geistlichen Stande. Schon war ihm eine Präbende (1604) an dem Chorherrenstift Beromünster zugesichert und er wartete die Zeit ab, eine erledigte Stelle einzunehmen. Während dieser Frist wehte ihn der Geist Gottes an, mit der Welt zu brechen und sich dem klösterlichen Leben zu weihen; er verzichtete sofort auf

seine Chorherrenpfründe, trat in die Gesellschaft Jesu und ehrte selbe sowohl durch seine Gelehrtheit als durch seinen Tugendwandel. In Freiburg im Uechtlande war er deutscher Prediger (1630—1637), in freien Stunden verfaßte er nützliche Schriften, beschrieb das Leben des seligen Nikolaus von Flüe, das er aus gründlichen Quellen zog. Seine Arbeit ist als eine der gründlichsten und gediegensten anerkannt worden, indem die Verfasser späterer Zeit sich auf diese stützten. Der Selige sagt selbst: Ich habe meine Arbeit nicht aus jeder vorliegenden Cisterne, sondern selbst aus den reinsten Quellen geschöpft." Der fromme Pater arbeitete viel zu seinem und Anderer Heil und starb plötzlich den 19. Christmonat 1657 an einem Schlagfluß. Sein Andenken blieb bei der Nachwelt im Segen. — Nach ihm zeichneten sich noch mehrere Lucerner Jesuiten aus, die in den Annalen einen rühmlichen Platz einnehmen, z. B. Laurenz Forer (s. d. A. Bd. II. S. 484 ff.), Heinrich Lamparter, Nikolaus Wüssing, Leodegar von Hertenstein, Walther von Sonnenberg, Beat und Franz Xaver Amrhyn, Dominik Rüttiman, Johann Wilhelm Beusch (aus einem aus dem Wallis nach Lucern gekommenen Geschlechte), Franz Xaver Pfyffer von Altishofen, Philipp Segesser, Anton Balthasar, Augustin Schindler und Andere mehr. Die Jesuiten haben sich in Lucern große Verdienste erworben, und von ihnen sagt Herr Segesser in seiner Rechtsgeschichte von Lucern: „Die ganze Zeit ihres Bestandes hindurch blieb die Schule der Jesuiten in Lucern die erste und vorzüglichste Bildungsanstalt in der katholischen Eidgenossenschaft, ihre Frequenz war außerordentlich stark und ihr Ruf weit herum verbreitet." (Bd. IV. S. 577). — Papst Clemens XIV. hatte den 21. Heumonat 1773 den Orden der Jesuiten in der ganzen Welt aufgehoben, aber dieses Breve kam erst den 27. Wintermonat 1773 nach Lucern zur amtlich geltenden Kunde, und am 17. Jänner 1774 erfolgte die Auflösung des Collegiums, worauf die Väter ihren Ordenshabit ablegten und dann als Weltgeistliche wieder das Collegium bezogen, um wie zuvor ihre Verrichtungen in Kirche und Schule fortzusetzen. Somit hatte die Gesellschaft Jesu gerade zwei volle Jahrhunderte in Lucern gewirkt. Die Väter, nun Professoren am Lyceum und Gymnasium, wohnten im ganzen ehemaligen Collegiumgebäude bis zum Jahre 1804, wo den Regierungsbehörden der untere Seitenflügel desselben eingeräumt wurde, und

den Professoren nur noch der obere Seitenflügel überlassen blieb. — Durch den Beschluß des großen Rathes von Lucern (24. Weinmonat 1844) wurden die Jesuiten wieder in's Land gerufen, aber nach dem Sonderbundskrieg auf's Neue vertrieben.

Peter von Lodi, Capuciner. In der Nähe der Stadt Lodi (Lombardei) befindet sich Alt-Lodi. Dort stand die Wiege des frommen Dieners Gottes, welcher sich von frühester Jugend an berufen fühlte, die Welt und ihre Freuden zu verlassen und ein abgetödtetes Leben zu führen. Er zog in der Mailänderprovinz das demüthige Gewand des heiligen Franciskus an, und wanderte dann mit Zustimmung seiner Ordensobern in die Schweiz. In der Schule des Gekreuzigten gebildet, hatte er sich das heilige Stillschweigen so angewöhnt, daß ihn seine Mitbrüder nie zum Reden brachten, außer wenn man von himmlischen Dingen sprach. Stets hörte er auf die innere Stimme des göttlichen Erlösers, die jedes äußere Geräusch übertönte. Nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, wurde ihm eine außerordentliche Gnade erwiesen, derer sich wenige Menschen erfreuen; sein Gemüth verwandelte sich in göttliches Schauen und er konnte sagen: „Herr! rede, dein Diener hört." Er fiel oft im Gebete und kindlichem Umgang mit seinem Schöpfer in Verzückungen, von denen wir nur eine erwähnen. — Als er sich im Kloster zu Stans aufhielt, gerieth er am Feste des heiligen Antonius bei der Lesung über Tisch in eine Verzückung; er stund längere Zeit unbeweglich und gab kein Lebenszeichen. Endlich kam er wieder zu sich und die Brüder fragten ihn, was er gesehen habe? Der demüthige Mann schwieg, wollte seine Gesichte nicht offenbaren und sagte endlich: „Das Geheimniß des Königs zu verheimlichen ist gut." Mehr und mehr wurde er ein Freund der Einsamkeit und widmete sich dem beschaulichen Leben. Nie ging er aus dem Kloster ohne Noth, erbaute Jedermann im Umgange und bewährte sich als einen vollkommenen Klostermann. Er beschäftigte sich auch mit Handarbeit und unterließ kein Berufsgeschäft. Niemand konnte die Niedergeschlagenen und Kranken besser trösten, als er; er theilte ihnen aus dem Ueberflusse der himmlischen Offenbarungen mit und goß Balsam in ihre Wunden. Pater Petrus war ein treuer Anhänger der Kirche, vertheidigte eifrig die alte katholische Lehre gegen die Protestanten, wenn sie selbe angriffen und wirkte sogar bei solchen An-

lässen Wunder, wovon nachstehende Begebenheiten zeugen, die noch in den Archiven aufbewahrt sind. Als er dem Kloster Baden vorstund, war über die dasige Stadt ein gewisser Herr von Bern Landvogt; gemäß seines Amtes ging P. Peter zu dem Herrn an seinem Namenstage auf das Schloß, um ihn zu beglückwünschen; in dessen Abwesenheit empfing ihn die Frau sehr höflich. Bald lenkte diese das Gespräch auf die katholische Lehre und als eifrige Protestantin nannte sie die Katholiken Fanatiker und bediente sich sehr unpassender Ausdrücke; er wollte sie bescheiden belehren, aber sie schäumte vor Wuth und stieß abscheuliche Reden gegen die römische Kirche aus. „Wollen Sie," frug der Pater, „daß ich Ihnen die Wahrheit meiner Worte durch ein Wunder beweise?" „Dieß möchte ich sehen," war die Antwort. Nun nahm er feurige und brennende Kohlen in die Hand und sagte: „Habe ich die Wahrheit gesprochen in Betreff des katholischen und orthodoxen Glaubens, so sollen sie meinen Händen nicht schaden; sind aber Ihre Behauptungen wahr, so werden Sie gleich die Wirkungen des Feuers in den Händen sehen." Pater Peter hielt die feurigen Kohlen auf den Händen und die Dame schaute staunend zu, wie die Hände unverletzt blieben; sie ließ jedoch durch das Wunder sich nicht rühren, sondern blieb in der Verblendung, beschuldigte den Gottesmann, er treibe zauberische Künste und habe sie durch Verblendung überzeugen wollen. — Ein ähnliches Wunder wirkte er im Aargau. Als er durch Brugg reiste, begegnete er einigen Zwinglianern, die ihn sogleich mit Spottnamen begrüßten und die Capuciner Heuchler nannten. Sie griffen die katholische Lehre an, ohne sich in ein Religionsgespräch einzulassen; der gute Pater stund still, und hörte die Beschimpfungen geduldig an, bis sie ausgetobet hatten. Nun widerlegte er die ketzerischen Einwürfe, erörterte mit vieler Gewandtheit die Glaubenslehre der Kirche; aber auf Alles, was er sagte, erwiederten sie, das sei nicht wahr. Pater Peter stund an einer Schmiede, nahm ein feuriges Eisen in die Hand und sagte: „Sehet, meine Freunde! dieses feurige Element bezeuget den Glauben, den ich bekenne; ich trage das glühende Eisen, wie ihr sehet, auf bloßen Händen und ich bleibe unbeschädigt; bitte, berühret auch ihr dasselbe und erprobet, ob euer Glaube der wahre sei." Keiner wagte das feurige Eisen anzurühren; sie stunden zwar verwundert da,

aber das Wunder änderte sie nicht. – Er widmete den Katholiken alle Aufmerksamkeit, unterrichtete die Unwissenden, trieb die Lauen und Trägen zum Guten an und stärkte die Schwankenden. Den Krankendienst versah er mit lobenswerthem Eifer und sorgte eifrigst für Leib und Seele der Sterbenden. Zu Rheinfelden erreichte auch der fromme Mönch das Ziel seiner frommen Wanderschaft. Von einem hitzigen Fieber befallen, verlangte er sogleich nach dem Empfang der heiligen Sakramente. Er starb den 30. Wintermonat 1613 im Rufe der Heiligkeit, bei Gott und den Menschen beliebt. (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III.; Catalogus Prov. Helv.; Annal. Prov. Helv., Lucernæ, mst.).

Photin, der heilige, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w.

Pius Reher, Fürstabt von St. Gallen, war ein Schwabe und 1597 in dem bei Weingarten gelegenen Dorfe Bleyried geboren. Er studierte wahrscheinlich in St. Gallen, gewann die würdigen Söhne des heiligen Gallus lieb, trat in deren Verband und entrichtete da am Feste des heiligen Martyrers Laurentius 1614 die heiligen Ordensgelübde. Der junge Kleriker entwickelte seltene Fähigkeiten, machte glänzende Fortschritte in den theologischen Fächern, so daß man mit Recht von ihm erwartete, er werde einst Großes und Erfreuliches leisten. Bald nach Vollendung seiner Studien wurde er zum Suprior befördert, welchem Amte er befriedigend vorstund. Als der Fürstabt Bernhard II. Müller 1630 das Zeitliche segnete, [1]) wurde Pius zu seinem Nachfolger erwählt, in einer Zeit, in welcher sich die Protestanten in die katholischen Rechte St. Gallens einmischten und die Flammen des Krieges in Deutschland emporloderten. Pius bewährte sich als der Mann der Zeit und suchte, soviel möglich, mit Beiziehung der Urkantone, die katholischen Rechte zu wahren, was die 1630 zu Frauenfeld gehaltene Tagsatzung beurkundet. In Stürmen und wo die Ueber-

[1]) Bernhard II. Müller, geboren 1557 in Ochsenhausen, war zuerst Dekan des Stiftes St. Gallen; er half 1602 die „Congregatio Helveto Benedictina" gründen, kaufte den 14. Weinmonat 1621 die Herrschaft Ebringen im Breisgau, erbaute 1629 das Kloster Neu St. Johann, regierte ruhmvoll 36 Jahre lang, entsagte den 13. April 1630 seiner Würde und starb im gleichen Jahre zu Rorschach.

macht das Recht verletzte, mahnte er die Katholiken immer zur weisen Mäßigung, hielt sie von Angriffen auf die Protestanten zurück und verhinderte dadurch manches Unglück. Im Jahre 1633 rückten die Schweden an die Schweizergrenzen, ja sogar auf schweizerischen Boden selbst, belagerten die Stadt Constanz und erfüllten das Land St. Gallen mit nicht geringer Furcht. Mit allem Werthvollen flüchteten die Herren und Bauern auf die Berge und suchten ihre Habseligkeiten zu retten. Fürst Pius sandte die Archive und das ganze Kirchengeräth nach Einsiedeln, die Klostergeistlichen aber nach Toggenburg. Er erneuerte auch alle seit zwei Jahren verordneten Musterungen, ließ die Schlösser ausbessern, eine Kriegsauflage erheben, Wachen aufstellen, und alle zur Sicherheit des Landes nöthige Vorkehrungen treffen. — Der dreißigjährige Krieg brachte viel Elend und Noth über Deutschland, namentlich über die Kirchen und die religiösen Stifte; die Prälaten und die Conventualen derselben mußten sich auf schweizerischen Boden flüchten und suchten in St. Gallen ihre Sicherheit. Der hochherzige Abt Reher nahm Alle, die zu ihm kamen, gastfreundlich auf und linderte ihr Elend. Die Prälaten und Mönche von Fulda, Kempten, Weingarten, Ochsenhausen, Ettenheimmünster u. s. w. kamen zur fürstlichen Abtei; er schätzte sich glücklich die Verfolgten zu beherbergen, sprach zu ihnen Worte des Trostes und des Gottvertrauens und tröstete sie auf eine bessere Zukunft, obschon der politische Himmel mit düstern Wolken überzogen war. — Ueberhaupt war Pius ein warmer Vater der Armen, stillte im Geheimen manche Noth, unterstützte die Hausarmen, ließ Kleider und Lebensmittel unter sie austheilen und bewährte sich sehr wohlthätig. Er war ein frommer Ordensmann, liebte das Gebet, die Betrachtung, wohnte mit Erbauung dem Gottesdienste bei, den er ohne dringende Ursache niemals versäumte. Im wahren Sinne des Wortes war er der beste Vater seiner Untergebenen, sorgte für ihre Bedürfnisse in kranken und gesunden Tagen, mahnte liebreich die Fehlenden, ermunterte die Pflichtgetreuen, und suchte in Allem zuerst das selbst zu erfüllen, was er Andern an's Herz legte. Auf die Beobachtung der klösterlichen Vorschriften drang er strenge, schaffte eingeschlichene Mißbräuche ab und duldete die Uebertretung der Regel nicht. Nicht weniger war er für die Einkünfte des Gotteshauses besorgt, suchte selbe zu sichern, soviel

er vermochte. Obschon der große Mann von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, fand er dennoch Zeit ein schönes Erbauungsbuch, betitelt: „Trigesimus Virtutum“ zu schreiben, welches 1690, also lange nach seinem Hinscheiden, in St. Gallen gedruckt wurde. Es ist ein Buch, in welchem seine Tugend und Frömmigkeit hervorstrahlen und welches sein Andenken bei der Nachwelt verewigte. Die vielen Arbeiten und Mühen schwächten seine Gesundheit, und wie wohl noch in den besten Mannesjahren, fühlte er den Tod in seinem Innern. Als sein Ende nahte, kam der sämmtliche Convent zu seinem Bette, um den Segen des geliebten Vaters zu erbitten; er tröstete sie gar liebevoll, und mahnte mit sterbender Stimme die Stiftsherren zur ausdauernden Beobachtung der klösterlichen Zucht und sprach: „Haltet fest an der Zucht, so wird diese euch erhalten.“ Er übergab seine schöne Seele am 9. Christmonat 1654 in die Hände seines Schöpfers. Sein Hintritt erschütterte nicht nur die Klosterbewohner, sondern die katholische Schweiz überhaupt; das Volk eilte in Masse herbei, den Verblichenen wie einen Heiligen zu behandeln, schnitt von seinen Kleidern, Haaren und Bart und Jedermann wollte von ihm ein Andenken haben. Wegen des Volksgedränges konnte die Leiche erst nach fünf Tagen begraben werden (Schenk, H., Epitome Historiæ S. Galli; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. IV. S. 287; von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. III. S. 160–175; von Mülinen, Helvetia S., Bd I.)

Pontan, s. Balthasar Cavat, Jesuit.

Pontian, s. Hermagoras, Bischof u. s. w.

Q.

Quiteria, die heilige, Martyrin, s. Yrta, die heilige, Jungfrau.

R.

Remigius, Abt von Condat im Juragebirge. Remigius war Erzkanzler bei Kaiser Lothar I. und wurde, nachdem sein Vorfahrer Angilmund zum Erzbischof von Vienne erhoben worden, zum Abte erwählt Er leitete das Kloster Condat im Sinne und Geiste seiner Vorfahrer, drang auf die Beobachtung der klösterlichen Ordnung und pflegte sorgfältig die Wissenschaften. Die Schulen von Condat hatten gefeierten Ruf und aus ihnen gingen ausgezeichnete Männer hervor. Ludwig, der Stammler, berief Mönche aus dem Jura, um ihnen die königliche Schule anzuvertrauen. Nachdem Remigius zehn Jahre die Abtei sehr weise geführt und diese auf den höchsten Glanzpunkt gehoben, wurde er auf den bischöflichen Sitz von Lyon erhoben. Die Wahl versetzte das Kloster in die tiefste Trauer, allein er tröstete seine Brüder mit der Versicherung, ihrer in Huld eingedenk zu sein. Er hielt auch treu sein Versprechen und leistete ihnen in verschiedenen Angelegenheiten wesentliche Dienste. Noch in gleichem Jahre seiner Erhebung gerieth das Kloster in Streit mit dem Grafen Malfred, der dessen Rechte und einzelne Besitzungen schmälern wollte. Die Mönche von Condat wandten sich an den heiligen Remigius, und klagten ihm die Uebergriffe des Grafen in ihr Eigenthum. Der heilige Prälat verfügte sich an den Hof, um den wichtigen Handel auf dem rechtlichen Wege zu schlichten. Lothar I. ließ beide Partheien vor sich kommen, um sie anzuhören. Remigius führte selbst für sein Kloster das Wort, wies die ältesten Urkunden vor und überzeugte den Fürsten dermassen, daß er das Unrecht Malfred's anerkannte und nachstehende Erklärung ausstellte: „Wir nehmen die Mönche von Condat, ihre Güter, und was sonst ihnen zugehört, in unsern Schutz und bestätigen mit unserm Ansehen ihre Rechte; und dieß thun wir deßwegen, damit Niemand es wage, weder jetzt noch in Zukunft, sie in ihren Rechten zu beschränken." — Remigius schmückte den bischöflichen Sitz von Lyon mit allen Tugenden, sorgte väterlich für seine Heerde, weckte

den Geist der Wissenschaften in dem Klerus, wandte besonders sein Augenmerk auf die Klöster und stiftete mehrere derselben. Allein nicht nur in seinem Sprengel, sondern auch in Kirchenversammlungen, deren Seele er war, wirkte er zum Besten der Kirche. Nachdem der hl. Bischof 24 Jahre seiner Diöcese mit Ruhm vorgestanden und sich und Andere geheiligt hatte, entschlummerte er den 28. Weinmonat 875 selig im Herrn. Er ward in der Kirche des heiligen Justus beigesetzt und später in die Kathedrale übertragen. Ferrarius hat seinen Namen in das römische Martyrologium aufgenommen und auch die Martyrologien von Frankreich und Saussayus melden von ihm; „jedoch" sagt Abbé Migne, „wurde er nie, nicht einmal in Lyon, öffentlich verehrt." — Mit ihm schließt die Reihenfolge der hhl. Aebte von Condat; von seinen Nachfolgern ist wenig bekannt, oft nur der Name verzeichnet. Wir erwähnen daher noch der verschiedenen Ereignisse, welche die Abtei bis zu ihrer Aufhebung zu bestehen hatte. Im Anfange des Jahres 1536 zog der Säckelmeister Nägeli mit 6000 Bernern nach der Waadt, Genf und Chablais, um mit den Waffen die katholische Religion zu unterdrücken. Die Berner waren nach den Klöstern lüstern, und wohin sie kamen, plünderten und zerstörten sie dieselben. In Orbe und Ifferten raubten sie nach Willkühr und machten eine beträchtliche Beute. Hierdurch ermuthigt und angelockt, richteten sie ihren Blick auf die Abtei von Condat, wo sie große Schätze zu erbeuten hofften. Fünfhundert Berner brachen nach dem Jura auf und schlugen den Weg nach dem Dorfe Jougne ein. Schon waren sie bis Tour-du-Plane vorgerückt, als man in der Umgebung von ihrem Anmarsche Kunde erhielt. Da faßte der wackere Mann, Claudius Blanchot mit Namen, den Entschluß, das Kloster zu retten, eilte in die benachbarten Dörfer und sammelte einen großen Theil der Einwohner von Moirons-Villard und Rexouse um sich, die mit ihm auszogen und im Stillen die Räuberbande erwarteten. Die Berner, die an keinen Widerstand dachten, waren auf das seltenste überrascht, als sie von einem Kugelregen empfangen wurden; sie verbargen sich hinter die Bäume, Viele fanden in den Schlünden des Jura's den Tod. — Im Jahre 1579 wagten die Neuerer abermal einen Auszug auf das Kloster. Martene erzählt, daß 120 Protestanten sich aufmachten zur Plünderung der Abtei. Zur Ausführung ihres Planes wählten sie

den 9. Christmonat, zogen in der Nacht wohlgeordnet auf Condat und rückten, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, vor das Kloster. Da ertönten die Glocken, welche den Mönchen das Zeichen zur Matutin gaben, die zur Nachtszeit abgehalten wurde. Zugleich schlug die Trommel. Der Tambour zeigte an, daß beim angehenden Tage eine Versammlung statthaben werde. Die Bande ahnte Verrath und ergriff eilends die Flucht. — Im Jahre 1579 zerstörte eine Feuersbrunst die Kirche des heiligen Claudius, wobei man das Kästchen, in welchem sich die Reliquien des heiligen Claudius befanden, glücklich rettete. Hernach entschloß man sich zu Ehren des heiligen Petrus eine Kirche zu erbauen. Herr Ferdinand von Ryn, der schon früher mit diesem Gedanken umging, benützte diese Gelegenheit ihn auszuführen. Die Mönche stimmten bei, jedoch verlangten sie, daß die Reliquien des Heiligen in die neue Kirche übertragen und in einer Kapelle aufbewahrt werden und ihnen die Aufsicht darüber verbleiben solle. Damals wurde der Grund zu dem herrlichen Gebäude gelegt, welches die heutige Kathedrale bildet. — Eine neue Gefahr drohte dem Kloster 1639, als die Schweden unter Anführung Weymar's Burgund verwüsteten. Am 16. Mai kamen sie nach Condat und machten da Halt. Mehrere Soldaten drangen in die Kirche, stahlen an der Mauer die Votivtafeln und schickten sich an, den Reliquienkasten zu erbrechen. Plötzlich bemächtigte sich ihrer ein gewaltiger Schrecken; sie flohen aus der Kirche, ohne den Sarg des heiligen Claudius zu erbrechen. Der Krieg dauerte zehn Jahre, die Religiosen schmolzen zusammen und lösten sich gänzlich auf, um nie mehr sich zu vereinigen. Papst Benedikt XIV. hob 1742 die Abtei auf und errichtete ein Bisthum. (Annales historiques de Genève.)

Richard, Abt von Condat, s. Hippolyt, Abt u. s. w.

Richard, zweiter Propst auf dem großen St. Bernhard. Die Legende von Chamouny, welche, wie mehrere Geschichtsforscher dafür halten, der gelehrte Azolin verfaßte, berichtet, daß Richard aus dem edlen Geschlechte Centron, nämlich von den Herren de Festi im Iserethale, der Diöcese Tarantaise, abstammte. Sowohl die Kirche von Aosta, als das Gotteshaus von St. Bernhard bestätigen, daß er unmittelbar dem heiligen Bernhard, dem Stifter der Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhardsberge, als Archidiakon und General-

vikar von Aosta und als Propst auf dem großen St. Bernhard im Amte gefolgt sei. Nach dem Tode des seligen Stifters unternahm er eine Pilgerreise nach Jerusalem zu der Leidensstätte und dem Grabe unseres göttlichen Erlösers, wo er einige Wochen sich aufhielt und der Andacht pflog. Auf der Heimreise nach Europa erhob sich auf dem Meere ein gewaltiger Sturm, der das schwache Fahrzeug sammt den Reisenden zu verschlingen drohte. Richard erhob sich im Schiffe, rief voll Vertrauen den heiligen Bernhard von Menthon an, empfahl sich selbst und die Mitreisenden seiner Fürsprache und Hülfe bei Gott und augenblicklich legten sich die wilden Elemente zur Ruhe. Er besuchte auf dieser Reise die ewige Stadt, verehrte die Gräber der hl. Apostel und Martyrer und erkundigte sich bei diesem Anlaß über die nähern Lebensverhältnisse des heiligen Bernhard's, indem er eine vollständige Biographie dieses Heiligen der Nachwelt überliefern wollte. Zwar hatte er ihn persönlich gekannt und einige Geschichtsschreiber machen die Ansicht geltend, er sei des heiligen Stifters Jünger gewesen; allein er bestrebte sich alle Umstände aufzuzeichnen, die ihm entgangen waren. Was das Leben des Heiligen betrifft, hat er dasselbe nicht nur anziehend, sondern umständlich und wahrheitsgetreu beschrieben und sagt: „Ich Richard, Archidiakon von Aosta und Chorherr daselbst, war mit dem heiligen Bernhard bekannt und stund mit ihm in freundlicher Verbindung, und da ich die außergewöhnlichen Dinge und die vielen Wunder, die er wirkte, sah, setzte ich mein volles Vertrauen auf Gott und entschloß mich in ferne Gegenden zu reisen. Bei meiner Heimkehr besuchte ich Rom; und suchte in den Chroniken, die sich auf Menthon beziehen; und unterließ auch nicht in Aosta, Novara und andern umliegenden Orten und Städten der Diöcese, wo sich der Heilige aufhielt, Kunden einzuziehen: ich durchging, soviel ich konnte und wo ich es für nothwendig erachtete, die Chroniken selbst, habe mir überdieß eine Menge Schriften verschafft und selbe meinem Gedächtniß eingeprägt. Zur Steuer der Wahrheit bezeuge ich dieß in Gegenwart meines Herrn, welcher herrschet von Jahrhundert zu Jahrhundert, Amen.“ (Bolland., Acta SS. T. II. Junii p. 1072.) Die Verfasser der Acta SS. halten dafür, Richard habe eine zweite Reise nach Rom unternommen, um das Leben des heiligen Bernhard's niederzuschreiben, und Domherr de Rivaz be-

merkt: „Alle Biographen des vierzehnten Jahrhunderts halten den seligen Richard für den ersten Lebensbeschreiber des heiligen Bernhard's von Menthon, des Gründers oder besser gesagt, des Herstellers des klösterlichen Spitals auf dem Jupitersberg! Die Bollandisten meinen, er habe die Legende nach seiner Rückkehr von Rom aufgezeichnet. Die gelehrten Verfasser, die dieses Leben mittheilten, waren der Ansicht, Richard habe zwei Pilgerreisen unternommen, die eine nach Rom und die andere in's heilige Land; allein diese Voraussetzung war nicht nothwendig; denn bei der Rückkehr von Jerusalem konnte er füglich Rom besuchen." Andere Notizen, wie auch das Todesjahr Richard's sind unbekannt. Domherr de Rivaz hat selbst den großen St. Bernhard besucht und fand in dem geschichtlichen Catalog der Pröpste von St. Bernhardsberg nur die schon erwähnten Quellen. In mehrern Verzeichnissen wird Richard „selig" genannt. Gemäß älteren Angaben berichtet Herr von Mülinen in seiner Helvetia S.; der heilige Bernhard sei 1008 gestorben und setzt unsern Richard zu dessen unmittelbaren Nachfolger, von dem er sagt: „Er war ein frommer und kluger Ordensmann." (de Rivaz. A. J., Domherr, T. XVII., mst.)

Richenza, Gründerin des Klosters Maigrauge. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts blühte in Freiburg die Familie Rich (Riche, Dives.) Richenza, eine Zierde desselben, vermuthlich eine Anverwandte des in Urkunden nicht selten genannten Peters Rich (1259—1270), verzichtete auf die Freuden der Welt und die Vorrechte ihres hohen Standes, sammelte um sich einige fromme Jungfrauen und ließ sich mit ihnen in einer Einöde bei einem Felsen am rechten Ufer der Saane, oberhalb der Stadt Freiburg nieder, um dort ein beschauliches Leben zu führen. Der Ort, wo sie sich sammelten, hieß die magere Au (Augia macva, B. M. V.) und gehörte, obschon nahe an Freiburg gelegen, zur Pfarre Tafers. Hier legte Richenza den Grund zu dem heute noch im Rufe der Tugend und Frömmigkeit stehenden Gotteshause. Die neue Ansiedelung stand bald in allgemeiner Achtung und Herr Burkard, damals Pfarrer von Tafers, freute sich über das Aufkommen dieses Klosters. Weit entfernt, den frommen Jungfrauen Hindernisse in den Weg zu legen, beförderte er vielmehr das heilige Vorhaben der Frau Richenza und ihrer heiligen Töchter, und erklärte deßhalb in

einer Urkunde vom 3. Heumonat 1255, daß er vollkommen in die Gründung des neuen Gotteshauses einwillige, auf daß sie auch nach seinem Tode dem Herrn in Ruhe und Frieden dienen können. Einer Urkunde vom 24. Jänner 1259 zufolge, schenkte Graf Hartmann, der jüngere von Kyburg, mit Zustimmung der Bürger von Freiburg den Jungfrauen, die magere Au auf ewige Zeiten zu freiem Eigenthum. Aus dieser geht hervor, daß die Frauen zuerst die Regel des heiligen Benedikt befolgten. Doch bald wünschte der gottselige Convent in den Verband von Cisterz aufgenommen zu werden; und wandte sich in dieser Absicht an Johann I. von Cossonay, Bischof von Lausanne. Der Oberhirt willigte in das Begehren des Conventes ein und übergab ihn sammt seinen bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Gütern dem Cistercienserorden, entband ihn von den zustehenden Rechten der Bischöfe von Lausanne, in sofern diese gegen die Freiheiten und Privilegien des genannten Ordens sein möchten, und ließ hierüber den 30. Heumonat 1261 eine Urkunde ausstellen. Wirklich wurde das Kloster dem Cistercienserorden im Generalkapitel (1262) einverleibt, und stand von dieser Zeit an unter den Aebten von Altenryf. Allem Anschein nach erlebte Frau Richenza diese Aenderung nicht mehr, indem wir 1258 schon Clemenza von Bufflens als Oberin antreffen. Die Angabe ihres Todesjahrs fehlt in den Annalen, und sie scheint nicht lange gelebt zu haben; sie hat aber während ihrer Amtszeit den Geist der Gottseligkeit unter ihre Töchter gepflanzt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebte. Immer herrschten in Maigrauge Frömmigkeit, pünktliche Beobachtung der heiligen Regel, Wohlthätigkeitssinn gegen Arme, „und noch in neuerer Zeit," sagt ein Schriftsteller der Gegenwart, „hat es sich besonders in Unterstützung armer Studenten ausgezeichnet." Das hinderte jedoch die freisinnige Regierung im Jahre 1848 nicht, das Kloster unter einen weltlichen Verwalter zu stellen, demselben die fernere Aufnahme der Novizinnen zu untersagen und es zum Aussterben zu verurtheilen. Allein eine billigere Regierung hat diese zwangsweisen Verordnungen blinder Parteiwuth wieder aufgehoben und das Kloster in seine frühern Rechte eingesetzt. — Mehrere Urkunden, die sich auf dieses Kloster beziehen, findet man im Mémorial de Fribourg (T. II., p. 47—52.)

Roman von Cäsarna, der heilige, Martyrer, s. Rustikus, Abt, u. s. w.

Rudolf von Habsburg, Kaiser, Stammvater des österreichischen Hauses, geboren 1218, war der älteste Sohn des tapfern Ritters Graf Albrecht's, der im Jahre 1240 auf einer Wallfahrt nach Jerusalem starb, als Rudolf eben 22 Jahre zählte. Seine Mutter hieß Hedwig und stammte aus dem Geschlechte der Kyburger bei Winterthur. Sie war selbst fromm und gottesfürchtig und erzog ihre Kinder in den Grundsätzen der heiligen Religion. [1]) Rudolf hatte schöne Naturanlagen, lebte einfach, genoß nie köstliche Speisen und war mäßig im Essen und Trinken. In erster Ehe (er hatte drei Frauen) war er mit Frau Gertrud von Froburg und Hohenberg vermählt (1245—1274,) die ihm zehn Kinder gebar. Aus dem Waldstättersee, eine Stunde von Lucern und Küßnacht, steigt die Ramenflue und trägt auf ihrem Rücken Neuhabsburg, längst schon habsburgisches Lehen. In freundlicher Gegend wohl gelegen, im Angesicht des herrlichsten Alpengebirges, eignete es sich vorzüglich zu Rudolf's Sommeraufenthalt. Hier in ländlicher Abgeschiedenheit pflegte er der heiligen Religion, erholte sich von den vielen Strapazen, die ihm der Krieg bereitete, stärkte seine Gesundheit im Umgang mit Freunden, beim Fischfang im nahen See oder auf den Firnen des Alpengebirges, wenn er die Gemse und den Geier verfolgte. So ritt er auch eines Tages von seiner Burg herab, und als er nahe am Dorfe Meggen sich in einen Wald vertieft hatte, hörte er ein Glöcklein und folgte seinem Ton. Kurz vorher hatte es heftig geregnet und die Bäche waren angeschwollen. Da kam Rudolf in eine Au und erblickte einen Priester, der einem Sterbenden die heilige Wegzehrung bringen wollte. Er stieg vom Pferde, knieete nieder und betete

---

[1]) Von Rudolfs Geschwistern ist rühmlichst bekannt, seine Schwester Cunigunde, die als Dominikanerin im Kloster Adelhausen bei Freiburg im Breisgau lebte. Durch ihre hohe Bildung des Geistes und die Heiligkeit der Sitten, die sie zierten, wußte sie ein neues Leben unter den Schwestern anzufachen, so daß ihr Lob über alle deutschen Lande erschallte und von ihrem Convente viele andere Klöster mit Ordensschwestern versehen wurden, welche die Uebungen des beschaulichen Lebens überall hin verpflanzten (s. Greith, C., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden S. 293—294.)

das Sakrament in aller Ehrfurcht an. Eben zog der Priester seine Fußkleidung aus, um den Bach zu durchwaten; weil die wilden Elemente den Steg fortgerißen, als ihm Rudolph sein Pferd anbot, den Bach zu durchreiten, was der Priester dankbar annahm. Als er jedoch das Pferd dem Grafen wieder zustellen wollte, sprach dieser: „Davor behüte mich Gott, daß ich das Pferd je wieder besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Wollet ihr es nicht behalten, so schenket es der Kirche; denn ich habe es demjenigen gegeben, von dem ich Seele und Leib, Ehre und Gut zu Lehen trage." Dieser schöne Zug aus Rudolfs Leben war die Veranlassung zu seiner Kaiserwahl.— Im Jahre 1263 ward Richard, der schwache und unthätige römische König, in England erschlagen. Nach ihm blieb das Reich zehn Jahre lang ohne Oberhaupt. Nun forderte Papst Gregor X., die sieben Curfürsten des römischen Reiches zur Kaiserwahl auf, dem Unwesen ein Ende zu machen. Diese traten sofort in Mainz zusammen, beriethen diese so wichtige Angelegenheit und der Erzbischof Werner von Mainz sprach zu der Versammlung: „Das Reich ist zerrüttet, die öffentlichen Angelegenheiten sind vernachläßigt, die Sicherheit ist verschwunden; es bedarf eines klugen, verständigen, tapfern und unerschrockenen Mannes, um Alles wieder in's Geleise zu bringen. Nun sage ich euch, wählet den Grafen von Habsburg; er ist ein Held, bei Gott und den Menschen beliebt." Darauf ging die Wahl einhellig vor sich. Papst Gregor X. bestätigte sie auf dem Kirchenrathe zu Lyon (1274), da der Gewählte Achtung der Rechte der Kirche eidlich zusagen ließ. Der heilige Vater trug um so weniger Bedenken, die Bestätigung auszufertigen, da ihm noch kurz vorher der Erzbischof von Köln berichtet hatte: Rudolf sei ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und großer Frömmigkeit, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich. Bei seiner Krönung zu Aachen weigerten sich mehrere Fürsten ihm zu huldigen, seine Wahl anzuerkennen und Lehen von ihm zu empfangen, wenn er nicht, wie seine Vorgänger, auf das Scepter Karl's des Großen den Eid ablege. Weil dasselbe aber in den langen Reihen des Zwischenreichs verschwunden und also nicht mehr herbeizuschaffen war, ergriff Rudolf das Kreuz des Altares, hob es in die Höhe und sprach: „Sehet, hier ist das Zeichen, wodurch

wir und die ganze Welt erlöst worden. Was soll uns hindern, dieses anstatt des Scepters zu gebrauchen?" Allgemein erbaute dieses Benehmen und Niemand that mehr Einrede. Er hielt es nun für seine Pflicht, den heiligen Vater Gregor X. auf seiner Rückkehr vom Concil von Lyon (1275) mit seiner Familie in Lausanne zu besuchen und gebührend zu empfangen; darum verwendete er dieses Mal eine bedeutende Summe, um sich und die Seinigen köstlich zu kleiden. Rudolf nahm sammt seiner Gemahlin und vielen Herren vom Papste das heilige Kreuz, fest entschlossen, um das heilige Land, wo sein Vater begraben lag, zu kämpfen; aber die Zeitumstände und sein Tod hemmten die Ausführung dieses edlen Planes. Als Kaiser erwies er sich des erhaltenen Zutrauens im höchsten Grade würdig; vor ihm war eine herrenlose schreckliche Zeit; die öffentlichen Angelegenheiten des Reiches waren vernachlässigt, der zahlreiche Adel handelte nach Willkühr; der Stärkere war Meister und Freiheit und Recht des wehrlosen Bürgers verschwanden. Keiner fühlte sich mächtig und kriegserfahren genug, dem allgemein um sich greifenden Verderbnisse Schranken zu setzen; nur die Städte, durch Gewerbfleiß und Sparsamkeit reich und durch Eintracht und bessere Einsicht stark, konnten sich allenfalls vor Gewaltthat schützen. Die Strassen waren überall unsicher und Raubzüge verheerten das Land, als Rudolf die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand ergriff, die Unterdrückten gegen das Unrecht der Großen schirmte, dem Raubwesen des Adels bei Strafe an Leib und Gut ein Ziel setzte, die Rheinlande, Schwaben und Franken durchzog, eine Menge Raubnester zerstörte und viele Burgen niederriß. — Ueberall, wo er als Richter oder Vermittler zum Frieden helfen konnte, erfüllte er seine Pflicht. Ruhe und Ordnung in seinem Reiche lagen ihm vor Allem innig am Herzen; mit Ernst und Einsicht stellte er beide her und erhielt sie durch Milde. Bald nach seiner Erhebung auf den Thron reiste er selbst in ganz Deutschland herum und schrieb an die Zolleinnehmer: „Das Geschrei der Armen ist vor meine Ohren gekommen; ich höre, daß ihr die Reisenden zu Abgaben zwinget, die sie nicht bezahlen müssen, daß ihr denselben Lasten aufleget, die sie nicht entrichten können. Haltet eure Hände zurück vom ungerechten Gute und nehmet, was euch zukömmt; denn ihr sollet wissen, daß ich mit aller meiner Macht mich bestreben werde, Friede und

Recht zu handhaben, welche unter allen Gaben des Himmels die köstlichsten sind." — Mit dem Abte Berchtold von St. Gallen lebte er in heftiger Fehde, wegen den St. gallischen Landen, und dieser war nicht geneigt, die durch Urkunden zugesicherten Besitzungen so leicht fahren zu lassen, darum rüstete sich Berchtold gegen Rudolf zum Kriege. Als sich der Abt in dieser Angelegenheit in Wyl aufhielt, kam Rudolf selbst dahin und meldete sich bei der Thorwache zur Abendmahlszeit. Ein Diener kam zum Abte und sprach: „Herr! Jener von Habsburg steht vor dem Thore, soll ich ihn hereinlassen?" Der Abt verwunderte sich sehr, hieß ihn hereinkommen und empfing ihn ehrenvoll. „Herr!" hub Rudolf an, „wir hattend ein Stoß, darumb bin ich herkomen. Was Jr durs recht han sont, daz ich üch gern lassen wil." (von Arx., Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I. S. 395.) Sie speisten zusammen, verglichen sich gegenseitig, gaben sich den Friedenskuß und Rudolf gelobte ein treuer Lehnsmann von St. Gallen zu sein. — Er war großmüthig und kannte keine Rache. Einst an einem kalten Morgen kam er, leicht und schlicht gekleidet, nach Mainz und trat in eine Bäckerbude, sich am Ofen zu wärmen. Die Bäckerin schrie: „Geh fort zu deinem Bettelkönig, der mit seinen Leuten das Land aushungert; geschieht's nicht sogleich, so gieße ich dir den Kübel voll Wasser über den Kopf." Rudolf blieb stehen und bald floß das Wasser eiskalt über seinen Rücken. Er entfernte sich unwillig, ging zurück in's Lager, kleidete sich um, erzählte bei Tische mit der ihm eigenen Munterkeit diesen Vorfall, erkundigte sich nach dem Namen der Bäckerin, schickte ihr eine Flasche des besten Weines sammt einer Schüssel auserlesener Speisen zum Gruß und ließ ihr sagen: Der Landsknecht, den sie heute, als er sich hatte wärmen wollen, mit einem Kübel voll Wasser übergossen habe, schicke ihr dieses zum Dank für das erhaltene frische Bad. Die Frau erschrack, als sie vernahm, wen sie beleidigt habe, eilte in's Lager, ihre Härte und Grobheit beim Kaiser fußfällig abzubitten. „Ich verzeihe dir," sprach er, „aber du mußt vor den versammelten Gästen Alles wiederholen, was du gesagt hast." Sie that es, und wo sie ein Wort vergessen, half er ihr treulich nach. Er war überhaupt von Herzen gut, leutselig und menschenfreundlich, behandelte seine Soldaten und andere Menschen mit großer Schonung. Dieß

warfen ihm seine Leute manchmal vor; er erwiederte ihnen aber immer: „Es hat mich schon oft gereut, daß ich zu strenge war; nie aber wird es mich reuen, wenn ich zu gut gewesen bin.“— Gegen Kirchen und Klöster bewährte er sich großmüthig! den Augustinern in Zürich, nachdem diese 1270 vom Rath die Bewilligung, sich ein Kloster erbauen zu dürfen, erhalten hatten, machte er reichliche Vergabungen; den Dominikanern von Bern bestätigte er (17. Herbstmonat 1274) die von den Bürgern ihnen zugesicherten Rechte. Ebenso erneuerte er dem Fraumünster in Zürich (2. Wintermonat 1273 und 25. Jänner 1274) alle Privilegien und Vergabungen, mit denen seine Vorfahrer das Kloster bedacht hatten, (von Mülinen Helv. S. Bd I. II.). — Ein Jahr vor seinem Tode kränkelte er; seine Kräfte schwanden immer mehr, und er bereitete sich auf die kommende Ewigkeit vor. Die Aerzte verkündeten ihm sein nahendes Ende, als er eben am Brettspiel saß. „Wohlauf denn, nach Speyer zu meinen Vätern,“ sprach er entschlossen und trat den Weg dahin an. Fünf Tage nachher starb er zu Germersheim (nach Joerg zu Speyer) den 15. Heumonat 1291 im 73. Jahre seines Alters und im 18. seiner Regierung. Rudolf war ein ausgezeichneter Fürst; Tugend und Verstand, Ruhm, Ansehen und Macht erhoben ihn zum größten Manne seiner Zeit und wenn bis auf den heutigen Tag seine Enkel nicht ununterbrochen des höchsten Glückes genossen, so geschah es aus Mangel weiser Mäßigung — der Kunst Rudolfs. Indessen hatte der österreiche Hof, mit Ausnahme Einzelner, immer große, fromme und gottselige Personen gezeigt, die an Tugend und Frömmigkeit leuchteten, und die in dieser Beziehung mit allen Höfen Europa's sich messen durften. (Vergl. Meyer F., Erzählungen aus der Schweizergeschichte, St. Gallen 1838. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, I. Theil, Wien 1836; Ottmar Schönheitsgeschichte Rudolfs von Habsburg, Leipzig, 1844. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, König Rudolf und seine Zeit, Bd. I. u. s. w.

Rufus, Bischof von Sitten. Bischof Rufus war ein Mann, der den Bischofsstab würdig trug, indem ihn Eifer, Klugheit und ein unbescholtener, heiliger Wandel zierten. Er war ein thätiger Prälat, der bald im Lande, bald außer demselben, überall nur Gutes fordernd, thätig war. Im Jahre 541 wohnte er dem Concil von Orleans an. Man verfaßte

auf demselben 38 Canones, welche auch Rufus unterzeichnete. Abermal sammelte sich 549, den 29. Weinmonat zu Orleans ein Kirchenrath, bei welchem sich auch unser Bischof einstellte. Der Frankenkönig Childebert hatte diesen einberufen und die versammelten Bischöfe verdammten die Irrlehren des Eutyches und Nestorius (Hefele, Concilienlexikon, Bd. II.). Rufus trat somit, gleich wie der Bischof von Genf, Pappulus I., gegen die in den politischen und sittlichen Zuständen der Zeit so tief wurzelnden Mißbräuche und Uebelstände, gegen die rohe Leidenschaft, ferner für die so nothwendige Einheit in Religionssachen und für ein festeres Zusammenhalten in der Kirche überhaupt auf und half auf dem National-Concil von Orleans, die Wirren des Landes zu ordnen. Er mußte, als der Vertreter eines bisher so angesehenen und einflußreichen Bisthums, an diesen Lebensfragen den größten Antheil nehmen, und so finden wir ihn auch wirklich noch auf einem dritten Concil, nämlich auf dem zweiten Concil zu Auvergne, das die Beschlüsse des National-Concils bestätigte und ebenfalls die bischöflichen Verhältnisse, die freie Bischofswahl zum bevorzugten Gegenstande seiner Gesetzgebung machte. In dem zu Orleans 549 gehaltenen Kirchenrathe hatte Rufus den heiligen Nicetius, Erzbischof von Trier (5. Christmonat) kennen gelernt und trug von nun an eine überaus große Achtung zu demselben. Er schrieb einen Brief an denselben und sagte: „Ich habe von durchreisenden, aus Italien herbeigeholten Künstlern vernommen, wie Du in Trier die zerstörten Kirchen wieder aufbauest und Dich durch herrliche Neubauten verdient machest. Ich habe ein inniges Verlangen, trotz der Länge der Reise, der hoch angeschwollenen Gewässer und der Stürme in meiner noch wilden, ungebändigten Volksmasse, Dich zu sehen." Von diesem Briefe sagt Herr Gelpke (Bd. II. S. 77—78): „Er bezeugt, daß Rufus in der rechten Demuth fremde Größe zu würdigen und alle die Tugenden hochzuachten wußte, die einen christlichen Seelenhirten zieren. Er wünscht sich Glück, ihn (Nicetius) kennen gelernt zu haben, ihn, die Zierde und den Schmuck der Kirche, ihn, den in Heiligkeit durch und durch Geweihten, in Liebe Wohlthätigen, in Demuth Ausgezeichneten, in Sittenreinheit gemüthlich Heitern, in freundlicher Hingebung reichlich Gebenden, in Frömmigkeit und Wissenschaft Hochwürdigen." Wahrscheinlich hat Rufus die Reise zu seinem heiligen

Freunde nach Trier unternommen. — Sein Todesjahr und andere Umstände seines Lebens sind nicht ermittelt.

Rustikus, Abt von Condat im Juragebirge. Er war der Schüler und Nachfolger des heiligen Claudius, und der geeignete Mann, das große Werk seines Meisters fortzusetzen und zum Ziele zu führen; er that es auch, indem er sich bemühte, sein Kloster nach Außen und Innen zu heben und den Geist der Frömmigkeit unter seinen Brüdern zu bewahren. Freilich war dieses eine schwere Aufgabe, weil in jener Zeit die Klöster von ihrem ersten Eifer abließen und ihre Bewohner dem Zeitgeist huldigten. Das war eben das Mittel, dessen er sich bediente, um seine Religiosen zum Festhalten an der Ordensregel zu ermahnen. Die Bemühungen des Gottesmannes gediehen herrlich, das Kloster im Juragebirge diente allen religiösen Genossenschaften zum Muster. Nicht zufrieden mit diesem Bestreben, richtete er sein Augenmerk auf das zerfallene Kloster von Romain-Moutier, welches der heilige Roman gegründet haben soll. Die neuern Geschichtsforscher der Waadt, wie Gingius, Charriere und Andere bekämpfen die frühern Schriftsteller, nämlich die Herren Ruchat, Sinner, Ballaigues, die doch ihre Angaben mit sehr triftigen Gründen unterstützt haben. Wenn wir nach dem Grunde fragen, der den Abt Rustikus bewogen hat, das Kloster Romain-Moutier vor allen andern herzustellen, so finden wir ihn in der nähern Beziehung, in welcher seine Vorfahrer und der Stifter von Condat selbst zu diesem gestanden ist. Pernier nennt ihn „den Wiederhersteller des zerfallenen Gotteshauses von Romain-Moutier.“ Er sandte eine Kolonie aus seinen Mitbrüdern an den genannten Ort, welche auf den Ruinen des ehemaligen Klosters einen neuen Bau begannen. Die vornehmen Familien der Waadt bewunderten die musterhaften Religiosen und ihr heiliger Wandel flößte ihnen Ehrfurcht ein; sie unterstützten die Mönche und machten dem Kloster großartige Gaben. Rustikus war ein gottseliger und verständiger Abt, und während seiner langen Verwaltung, die 35 Jahre währte, war das Kloster Condat in schönster Blüthe. Auf dem Verzeichnisse der Aebte ist er als ein Heiliger angeschrieben (Annales Catholiques de Genève.)

S.

Sabinian, der heilige, Mönch von Condat im Juragebirge. Die Stadt Nyon, am Genfersee, war ehemals eine bedeutende und volksreiche Stadt, auch deßwegen berühmt, weil daselbst viele Christen beim Beginne des IV. Jahrhunderts im Bekenntnisse des Namens Jesu ihr Blut vergossen. Das Blut der Martyrer war der Samen der Christen, und Nyon wurde schon im fünften Jahrhunderte eine christliche Stadt, in welcher kirchliche Stiftungen Aufnahme fanden. An einem derselben finden wir zwei junge Kleriker, Sabinian und Palladius, die ein heiliges Leben führten und die Christen erbauten. Beide strebten nach Vollkommenheit und wünschten, fern von der Welt zu leben. Als sie von dem heiligen Leben Roman's und Lupicin's auf dem Juragebirge hörten, beschlossen sie, die heiligen Einsiedler aufzusuchen und in ihren Verband zu treten. Sie machten sich auf, durchwanderten die steilen und unwegbaren Gegenden des Jura's und suchten das heilige Bruderpaar. In einem Gesichte zeigte Gott dem heiligen Roman ihre Ankunft und er sprach zu seinem Bruder: „Morgens werden zwei Jünglinge zu uns kommen, die unsere Lebensart nachahmen wollen; der Aeltere hat sein Weib verloren und lebt seither enthaltsam; der Andere hat seine Keuschheit bewahrt und ist noch ein reiner Jüngling.“ Roman und Lupicin empfingen die Ankommenden in aller Liebe, gaben ihnen den Kuß des Friedens und hießen sie willkommen. Sabinian bewährte große Geschicklichkeit im Bauwesen und es scheint, daß er auch in diesem Fache sich reichliche Kenntnisse gesammelt hatte. Eben eines solchen Mannes bedurften die heiligen Mönche und Roman übertrug ihm das Baumeisteramt. Zuerst hieß er ihn für die Brüder Zellen bauen und bald stunden einige nach dem Geiste der Armuth, niedlich gebaut, vollendet da. Roman befahl ihm darauf eine Mühle anzulegen und einen Wasserbehälter für die Fische zu graben. Beides that er zur Zufriedenheit seines Meisters. Da sich die Zahl der Mönche mehrte, mußten auch mehr Lebensmittel herbeigeschafft werden, und da der Hauptartikel

ihrer Nahrung aus Mehlspeisen bestund, wurde Sabinian deßwegen mit der Mühle betraut. Obschon er dieses Geschäft bei Tag und Nacht betrieb, vergaß er das Geschäft seines Heiles nicht, sondern bemühte sich unabläßig, die Gnade in sich zu erwecken und zu unterhalten und stärkte sich oft mit der heiligen Kommunion. Das war aber auch nothwendig; denn die göttliche Vorsehung ließ es zu, daß er, wie das Gold im Feuer geläutert werden sollte. Der Widersacher des Heiles [1]) setzte ihm heftig zu und ließ ihm während der Nachtzeit, da er sein Geschäft besorgte, keine Ruhe. Bald machte er an der Wand ein großes Geräusch und gönnte ihm keinen Augenblick Schlaf; bald stürzte er ihm den Mühlstein um, so daß er ganze Tage brauchte, das Verdorbene zu ordnen und wieder in's Geleise zu bringen. Ein anderes Mal suchte er ihm die Zelle zu verbrennen, aber der wachsame Diener Gottes vereitelte dessen Bosheit. Von einer thätlichen Mißhandlung des bösen Feindes wurde er durch die Salbung mit gesegnetem Oele geheilt. Von nun an wagte der böse Feind keinen Angriff mehr auf den wackern Kämpfer, der nun ruhig seine Zelle bewohnte. — Eines Tages lud der heilige Sabinian die Mönche ein, ihm den Kanal, welcher das Wasser auf die Mühle führte, reinigen zu helfen; die Brüder erschienen mit Schaufeln und anderm Werkzeug; da kroch eine giftige Schlange hervor und verbarg sich wieder; sie erschracken und konnten ihre Arbeit weder fortsetzen noch vollenden. Der heilige Müller sprach: „Warum fürchtet ihr so sehr die alte Schlange? Komm," sagte er zu einem Bruder, „meine Hände und Füße sind mit dem Kreuzzeichen des Herrn bezeichnet." Darauf verrichtete er mit ihm ein kurzes Gebet, stellte sich in den Graben und rief der Bestie zu: „Komm hervor du arglistiges Thier, schade, wenn du es im Stande bist." Die Schlange zeigte sich nicht mehr und die umstehenden Mönche sprachen zu einander: Sabinian ist Einer aus denen, von welchen der Herr im Evangelium sagt: „Siehe, ich habe euch Macht

[1]) Der Teufel befeindet fort und fort die Auserwählten Gottes und die meisten Biographien der Heiligen erzählen uns von ihrem Kampfe mit der alten Schlange und es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß man jetzt vom Teufel nichts mehr wissen will; da er annoch herumgeht, wie ein brüllender Löwe, die Netze der Verführung überall ausspannt und die Auserwählten in seine Fallstricke einzufangen trachtet.

gegeben, auf Schlangen und Scorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes und Nichts wird euch schaden." Sabinian war Diakon, denn aus Demuth ließ er sich nie bewegen, sich zum Priester weihen zu lassen. Die Zeit seines Hintrittes ist unbekannt. Obschon ihn die Klosterannalen einen Heiligen nennen, scheint ihm doch nie eine kirchliche Verehrung zu Theil geworden zu sein. Die gleiche Ansicht theilen die Bollandisten (T. III. Febr. p. 717) und sagen: „Sabinian, Diakon des Klosters Condat auf dem Jura, blühte unter dem heiligen Abt Roman in großer Heiligkeit, Keuschheit und Gewalt wider die bösen Geister; Der Autor nennt ihn „heilig", wir fanden ihn jedoch in keinem Heiligenverzeichnisse als solchen eingetragen (Annales Catholiques de Genève.)

Salome Suter, s. Anna Größ u. s. w.

Sandrat, Mönch von Cöln. Als Burkard I. das Kloster St. Gallen leitete, befand sich das Vermögen desselben in keinem erfreulichen Zustande. Unter seiner Regierung kamen zu den alten Wunden, welche Kriege, Feldzüge und der Klosterbrand geschlagen hatten, auch noch Mißwachs und die Räubereien der Sarazenen hinzu, so daß der Haushalt von St. Gallen in eine große Zerrüttung gerieth, welche den Abt bewogen, seinen Geistlichen zu gestatten, sich selbst nach dem nöthigen Lebensunterhalt umzusehen, was Anlaß zu Unordnungen im Kloster und üblen Gerüchten gab. Kaiser Otto I. ließ daher durch einen aus Bischöfen und Aebten bestehenden Ausschuß das Kloster untersuchen, wodurch sich ergab, daß die Stiftsherren in Folge der zerrütteten Lage im Innern in vielen Stücken allerdings die Regel des heiligen Benedikt übertraten, im Uebrigen aber ganz tadellose und ausgezeichnete Männer waren. Um jedoch noch nähere Kenntnisse über St. Gallen einzuziehen, ernannte Otto I. den gottseligen Sandrat, den er seiner Gelehrtheit und Frömmigkeit wegen hochschätzte, zur Vollziehung dieses Geschäftes. Sandrat war Klostergeistlicher von St. Pantaleon bei Cöln, fügte sich in den Auftrag seines hohen Gönners, kam nach St. Gallen und wurde von den Mönchen sehr übel empfangen. Ildefons von Arx, ehemaliger Archivar von St. Gallen, stellt unsern Sandrat in einem sehr schiefen Lichte dar. Wir verwundern uns darüber nicht, da er oft andere tüchtige Männer, ja selbst Heilige von St. Gallen, nicht viel besser behan-

delt. Herr Schrödl hat im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte jene Anschuldigungen gegen Sandrat auch nachgeschrieben, jedoch nicht in so grellen Ausdrücken: „Otto I.", sagt er, „schickte den bei ihm im Geruche großer Heiligkeit stehenden Mönch Sandrat von Cöln zum Zwecke der Wiederherstellung der Klosterzucht nach St. Gallen, allein wider Willen gab gerade Sandrat dem Kloster das glänzendste Zeugniß, da er sich im Kapitel nur über das viele Beten und Singen, über die mit Schweinschmalz gekochten Speisen, über die kleine Portion Wein, über den immerwährenden Sonntag in der Kirche und den beständigen Freitag in dem Speisesaal beschwerte." — Wirklich trieben die Mönche mit Sandrat arges Spiel; er ward von ihnen verleumdet, verspottet, beschimpft und sie brachten die Sache so weit, daß sich sogar das herrschende Kaiserpaar gegen den frommen Mann erklärte. Der fromme Dulder begab sich auf das Grab des hl. Gallus, vergoß Thränen auf der heiligen Stätte und entfernte sich von St. Gallen. Kaum hatte Gero, Erzbischof von Cöln, von seiner schmählichen Behandlung gehört, so berief er ihn zu sich, um ihm die Ausführung eines längst schon gefaßten Vorhabens zu übertragen Es sollte nämlich, nach einer dem Erzbischofe im Gesichte gegebenen Weisung, auf einem waldigen Hügel, an einem Bache, ein Kloster erbaut werden. Gero durchwanderte mit Sandrat verschiedene Gegenden, sie kamen an den Ort Leigelingen, an der Weser gelegen, glaubten den bezeichneten Ort gefunden zu haben und machten daselbst den Anfang zur Erbauung eines Klosters; allein eingetretene Schwierigkeiten hinderten das begonnene Werk, daß sie den gewählten Platz aufgaben; sie gingen über den Rhein und fanden im Bisthume Lüttich einen Ort auf einem waldigem Berge, wo noch die Ruinen einer Kirche standen, die nach der Ueberlieferung ein gewisser Baldrich, Beamteter Karls des Großen, einst dort erbaut hatte. Die Hunnen hatten dieselbe zerstört. Hier nun ward das Kloster aufgeführt, und nach Erbauung desselben ein dreitägiges Fasten angekündigt, um die Reliquien der Heiligen, welche in dieser Kirche verborgen waren, zu entdecken. Man fand dieselben in einem ausgehöhlten Steine; es waren Gebeine der hhl. Blutzeugen Vitus, Cornelius, Cyprian, Chrysant und der heiligen Barbara. Gero weihte die Kirche und ernannte Sandrat zum Vorsteher des Klosters, welches von dem vorbei-

fließenden Bache den Namen Gladbach erhielt. Sandrat stund dem Gotteshause mit Würde, Weisheit und Eifer vor, mußte aber nach dem Tode Gero's (974) neue Verfolgungen ausstehen. Man hatte nämlich Warin, dessen Nachfolger, einberichtet, er sei mehr für den Bischof von Lüttich, als für ihn gestimmt; deßhalb entsetzte er ihn seines Amtes und übertrug die Abtswürde auf den Maginhard. Von da reiste Sandrat nach Selz (Unterelsaß), wo sich die Kaiserin Adelheid aufhielt. Die erlauchte Fürstin, obschon sie in St. Gallen gegen ihn mißstimmt worden war, wurde nachher eines Bessern belehrt, hatte sich von der Unschuld des frommen Ordensmannes überzeugt, schätzte ihn sehr hoch, wählte ihn zu ihrem Gewissensrath und ernannte ihn zum Abte des Klosters von Weissenburg. So blieb der Gottesmann in ihrer Nähe und sie unterhielt sich oft mit ihm. Sandrat leuchtete wie ein Stern mitten unter den Mönchen, alle Herzen schlugen für ihn, und er vergaß im Schooße der brüderlichen Eintracht die frühern Verfolgungen. Maginhard war nicht der Mann das Kloster Gladbach zu leiten; die Mönche entflohen, die Güter wurden veräußert und die Abtei gerieth in gänzlichen Verfall. In dieser mißlichen Lage rief der Bischof Warin Sandrat wieder nach Gladbach, um die zerstreuten Mönche zu sammeln und im Kloster Zucht und Ordnung herzustellen. Der Herr rief ihn bald nachher in ein besseres Leben; er endete zu Gladbach im Rufe der Heiligkeit den 24. August, nach Migne im Jahre 985. Jene, die ihn während seines Lebens mißkannten, vergossen häufige Thränen bei seinem Hinscheiden; und ihre Vorurtheile gegen ihn verwandelten sich in Verehrung. Auch die heilige Adelheid, als man ihr den Hintritt ihres geistlichen Führers und Freundes meldete, trauerte mehrere Tage und ließ für den Verstorbenen heilige Messen lesen. Der Name des gottseligen Abtes steht in verschiedenen Martyrologien, jedoch scheint ihm nie eine öffentliche Verehrung zu Theil geworden zu sein.

Sapiens, Abt von Condat im Juragebirge. Kaum hatte Olympius (s. d. A.) die Augen geschlossen, so sammelte sich der Convent zur Wahl eines neuen Vorstehers und erhoben Sapiens an die Stelle ihres Abtes. Er war der siebente Abt des Klosters, ein würdiger Nachfolger seiner Vorgänger und gab sich alle Mühe, seine neue Kolonie gehörig zu ordnen. Olympius hatte für die Fremden und Laien eine Kirche erbaut

und Sapiens wandte sich an den Bischof Celidon von Besançon, mit der Bitte, das Gotteshaus zum öffentlichen Gottesdienste einzuweihen. Der hohe Prälat entsprach gerne der Bitte des Heiligen, weihte die Kirche zu Ehren des heiligen Erzmartyrers Stephan und bestellte einige Priester an derselben, die den Gottesdienst und die würdige Verwaltung der heiligen Sakramente besorgten. Achtzehn Jahre führte Sapiens den Abtsstab, und unter seiner weisen Leitung blühten in Condat die Wissenschaften und die religiösen Sitten der Mönche im schönsten Glanze. Um das Jahr 593 vertauschte er die Erde mit dem Himmel. Herr Abbé Fleury, sein Biograph, nennt ihn nach dem Catalog seines Klosters einen Heiligen (Annales Catholiques de Genève.)

Sebastiana von Greierz, Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis. Zur Zeit der Reformation stand dem Kloster der Dominikanerinnen in Stäffis Catharina Villarzel eine Oberin vor, welche durch ihren erbaulichen Wandel und ihre weise und strenge Leitung nicht nur sehr Vieles zum Fortbestande und Gedeihen desselben beitrug, sondern auch ihre untergebenen Ordensschwestern auf eine ausgezeichnete Weise im wahren Glauben befestigte und belebte. Ihr muthvolles Betragen in jenen schwierigen Zeiten erregte so allgemeine Bewunderung, daß die edle Sebastiana, Tochter des Grafen Johann II. von Greierz den erhabenen Entschluß faßte, in jenem Kloster ihre Tage zu beschließen. Sie wandte sich an ihren erlauchten Vater und bat ihn um die Gnade, das weltliche Kleid mit dem einfachen Ordensschleier vertauschen zu dürfen. Er willigte gerne in ihre Bitte und führte sie selbst nach Stäffis. Am 13. Jänner 1529 langte er mit ihr daselbst an. Er wurde von Abgeordneten des Rathes feierlich empfangen und mit einer Anrede begrüßt; man brachte ihm Ehrenwein und ließ ihn unter dem Donner der Kanonen in feurigen Trinksprüchen hoch leben. Seine Tochter, die an seiner Seite stund, nahm an dieser Feier geringen Theil; denn schon hatte sie mit der Welt gebrochen und ihr Herz sehnte sich dort hin, wo sie ihre Tage beschließen wollte. Ihr Vater führte sie hierauf zu den Dominikanerinnen und verabschiedete sich von ihr. Gleich beim Beginne der Probezeit bewies sie sich ihres Berufes würdig und der Convent erkannte bald, welch' herrlichen Zuwachs ihm der Himmel in dieser edlen Tochter verliehen hatte; sie leuchtete an Tugend und Frömmigkeit, Demuth

und Herzensgüte hervor, und war deßwegen allen Frauen lieb und werth. Im Jahre 1546, den 17. Jänner, legte sich die Oberin Catharina von Villarzel zur ewigen Ruhe; man beeilte sich eine neue Oberin zu wählen und alle Stimmen fielen auf Sebastiana. Gottes Willen anerkennend fügte sie sich in die Wünsche ihrer Ordensschwestern und übernahm ihre Leitung. Als Priorin zeichnete sie sich durch Wohlthätigkeit aus, und half großmüthig einem armen adeligen Bürger aus der Noth. Während ihrer Amtsdauer dachte sie auf Mittel, die verlornen Güter und Kapitalien, die der Religionssturm verschlungen hatte, wieder zu erwerben und es gelang auch ihrem unermüdeten Eifer einen Theil derselben zu erringen, Manches jedoch war nicht mehr einzubringen. Sie erschien bei Tag und Nacht im Chor und bei der Betrachtung und unterließ niemals die frommen klösterlichen Gebetsstunden. Sebastiana war im wahren Sinne des Wortes eine zärtliche Mutter, welcher Name ihr mit Recht beigelegt wurde. Obschon das Kloster sich in dürftigen Umständen befand, suchte sie dennoch immer etwas zu ersparen, um damit den Hunger der Armen zu stillen. Indessen blühten ihr nicht immer Rosen, sie mußte auch die Dornen derselben schmerzlich empfinden und manchen Tropfen aus dem Becher der Bitterkeit kosten. Das erfahren früher oder später Alle, welche vorstehen müssen und verschiedene Angelegenheiten zu besorgen haben. Ein Uebelstand für den Convent war, daß er keinen geistlichen Führer hatte. Wie früher in Schissie, so waren auch zu Stäffis von Anfang her die VV. Dominikaner, die geistlichen Visitatoren und Beichtväter dieses Frauenstiftes, nämlich jene von Lausanne, bis zum Jahre 1536, wo die Reformation ihre Verheerungen über die Stadt ausdehnte. Nun mußten sie sich Weltpriester zur Hülfe erbitten, und die Klausur, die zwischen 1379 und 1388 eingeführt worden war, aufheben, was der Priorin Sebastiana viele Besorgnisse verursachte. Gerne hätte sie diesen Uebelständen abgeholfen; allein es war erst ihren Nachfolgerinnen Susanna Thomasselte und Sebastiana II. Berger von Stäffis vorbehalten, was sie umsonst gewünscht hatte in's Werk zu setzen; Erstere erhielt einen Beichtvater aus dem Dominikanerorden, und Letztere führte 1620 die Klausur wieder ein, welche seit 1531 zu beobachten unmöglich geworden war. Sebastiana starb den 18. Mai 1553, hinterließ ein gesegnetes Andenken, und

ward besonders von der großen Zahl der Armen betrauert, die jammerten und laut klagten: „Jetzt sind wir erst recht arm; denn wir haben unsere Nährmutter verloren!“ — Zur Zeit der Reformation trat Stäffis mit dem Frauenkloster unter den Stand Freiburg, bewahrte somit seinen alten Glauben und Letzteres sein Dasein bis auf den heutigen Tag. Die Priorinnen dieses Gotteshauses wurden von Anfang und bis lange nach der Reformationsepoche auf Lebenszeit gewählt, und erst mit der Priorin Maria Martha Berche (erwählt 1627) fing man an die Amtsdauer auf drei Jahre zu beschränken, was jetzt noch besteht, jedoch so, daß eine abtretende Priorin sofort wieder bestätigt oder nach Verfluß von drei Jahren wieder zur Vorsteherin erwählt werden kann. – (Cf. M. Rosa Tercier. Annales du Couvent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. mst.).

Sebastian Werro, Propst des Chorstiftes von St. Nikolaus in Freiburg. Geboren zu Freiburg in der Schweiz im Jahre 1555 war er ein auserwähltes Werkzeug, welches die Kirche Gottes zur Zeit der Trübsalen mächtig unterstützte und durch seinen Tugendglanz verherrlichte. Herr Rathsherr Franz Werro war sein Vater und Maria Wicht seine Mutter; er hatte einen Bruder, Franz mit Namen, der später Statthalter von Châtel-St.-Denis war, und eine Schwester Catharina, von der in den Familienschriften nichts verzeichnet vorliegt. Die Eltern waren nicht reich, hatten jedoch das gehörige Auskommen, das ihnen ermöglichte, die glücklichen Anlagen des jungen Sebastian zu pflegen und seinen Geist zur Wissenschaft und gleichzeitig das Herz zur Frömmigkeit heranzubilden. Die ersten Studien legte Sebastian in Freiburg selbst zurück und begab sich dann als siebenzehnjähriger Jüngling auf die Universität zu Freiburg im Breisgau, wo er zwei Jahre zubrachte und die Doktorwürde errang. Er studirte mit Auszeichnung Theologie und ließ sich in Besançon, erst 22 Jahre alt, zum Priester weihen. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, untersagte ihm der Propst Schneuwlin, Generalvikar der Diöcese, die Ausübung kirchlicher Verrichtungen, und ermahnte ihn, daß er von Rom die nöthige Dispense einhole, indem er die gesetzliche Fähigkeit zum Empfang der Priesterweihe noch nicht erreicht habe. Dieselbe war leicht erhältlich und am 9. Horn. 1578 brachte er in der Stiftskirche von St. Nikolaus die erste

heilige Messe dar. — Seine seltenen Fähigkeiten bahnten ihm rasch den Weg zu hohen Stellen; bald wurde er Schulinspektor, dann einstimmig Sekretär des Kapitels von St. Nikolaus und darauf Cantor. Gleichzeitig ernannte ihn der Generalvikar Schneuwlin, der eine besondere Zuneigung für ihn hatte, zum Sekretär seiner Pastoralvisitationen und im Jahre 1579 übertrug er ihm den Religionsunterricht, dem er mit solchem Eifer oblag, daß ihn das Kapitel im folgenden Jahre einstimmig auf die Pfarrei von Freiburg vorschlug, die er 1580 antrat. Zwei Monate vorher bekleidete er die Promotorwürde der Diöcesansynode unter dem Vorsitze des päpstlichen Geschäftsträgers Bonhomius und wurde mit dem Propst Schneuwlin als Vollzieher der Synodalbeschlüsse mit dem Titel eines apostolischen Legaten bestellt. Er wurde auch zum Prüfer der Beichtväter und der jungen Theologen, die sich dem Priesterstande widmen wollten, zugleich mit dem Karmeliten P. Johann Michael, befördert. — Alle Augenblicke, die seine Amtspflichten nicht in Anspruch nahmen, schenkte er dem Studium. Wohlbewandert in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache, hatte er sich eine sehr gewählte Bibliothek verschafft, wo neben den heiligen Schriften und Kirchenvätern, die Werke von Cicero, Plutarch, Plato, Aristoteles, Ovid und Virgil standen. — Für die Naturwissenschaften, die damals so übel verstanden und vernachlässigt waren, hatte unser Stadtpfarrer eine besondere Neigung. Als Frucht seiner Forschungen auf dem Gebiete der Natur ließ er im Jahre 1581 ein Werk erscheinen, unter dem Titel: „Physicorum libri X." welches seit seiner Erscheinung vielfach benützt wurde. — In Mitte seiner Amtsgeschäfte und seiner wissenschaftlichen Arbeiten, nährte er in seinem Innern einen Entschluß, der deutlich seinen lebhaften Glauben beurkundet, nämlich die Wiege und das Grab des göttlichen Erlösers zu besuchen. Schwierigkeiten und Gefahren ohne Zahl warteten seiner auf dieser Pilgerfahrt, aber seine heldenmüthige Frömmigkeit und sein Vertrauen auf den göttlichen Beistand überwanden alle diese Hemmnisse. Uebrigens begeisterte ihn die nicht geringe Zahl seiner Mitbürger, die zu seiner Zeit Pilgerreisen in's heilige Land unternommen hatten. Die religiösen Gefühle trieben ihn zur Wanderschaft und er suchte dabei zugleich sich reiche Kenntnisse zu verschaffen. Er hat zwei Reisebeschreibungen zurückgelassen: die erste in lateinischer

Sprache, ist ein einfaches Tagbuch, in welches er die erlebten Eindrücke erzählt; die andere in deutscher Sprache, in der mehr Ordnung und Sorgfalt sichtbar ist. Das Werklein führt den Titel: „Itinerarium von der saligen Reiß gun Rom und Hierusalem, waß daselbst gesehen auch waß uff dem Weg den Bilgern widerfurt, Kurz und warhafft beschriben durch Sebastian Werro, unwürdigen priester von Frÿburg uß Nuchstlanndt, in jar 1581.“ An seinen Posten zurückgekehrt, arbeitete der eifrige Seelsorger mit frischem Eifer, um die der Heerde entzogene Zeit wieder einzuholen, und die Freiburger Jugend zu unterrichten. Eine größere Kenntniß, namentlich in der Religion, schien ihm das geeigneteste Mittel die Jugend gegen die Angriffe der Protestanten zu schützen. Gegen die Neige des Jahres 1580, den 10. Christmonat, kam der ehrwürdige P. Canisius in Begleitung des P. Andrenus, eines Engländers, nach Freiburg, um daselbst im Auftrage des P. Generals Everard Mercurian ein Collegium zu gründen; Canisius nahm Wohnung bei Herr Sebastian Werro, wurde sein inniger Freund und Rathgeber. Als der fromme Jesuit auf dem Todbette lag, empfahl er Herrn Werro die Stadt Freiburg und streckte darauf seine Hände aus, als wären Engel anwesend, seine Seele in Empfang zu nehmen (Chronik des Collegiums in Freiburg). Der Propst hielt eine ausgezeichnete Leichenrede auf den Seligen, verfaßte eine Grabschrift, die in Kürze die Thaten desselben erzählt und die unter dem Porträt das Canisius, welches sich beim Gitter des Chors in der St. Nikolauskirche befindet, angebracht ist. Durch die Verwendung der Herren Schneuwlin und Werro wurden die Schwierigkeiten, welche sich der Gründung des Collegiums entgegensetzten, bald ausgeglichen. Sofort wurden die Gebäude, nämlich das Gymnasium und Collegium, aufgeführt, zehn Jahre später dem öffentlichen Unterrichte übergeben und Sebastian zum Dekan befördert; er befolgte die Vorschriften des Concils von Trient, welches die Anhäufung der Pfründen verbietet und legte gegen die Vereinigung der Dekanatswürde mit der Pfarrstelle Verwahr ein. Die hohe Regierung berichtete den Sachverhalt an Sixtus V. (1585—1590) und erklärte, Pfarrer Werro sei ein Mann von großer Frömmigkeit, in Erfüllung seiner seelsorglichen Pflichten wachsam und ausdauernd und es wäre für Freiburg nachtheilig, denselben der Pfarrei zu entheben. Der Papst prüfte

die angebrachten Gründe, und erklärte den 8. Heumonat 1589 in einer Antwort an den Staat, in diesem Falle sei die Dekanatswürde mit dem Pfarramt vereinbar und ernannte ihn somit zur Verwaltung beider Präbenden. Der apostolische Nuntius Paravicini übermittelte dem Herrn Stadtpfarrer den päpstlichen Entscheid, bei welchem er sich zufrieden stellte. Indessen bekleidete er sie nicht lange, weil andere Unbeliebigkeiten dazwischen kamen. Zwei Freiburger-Compagnien wurden aus dem französischen Dienste zurückberufen, die öffentliches Aergerniß gaben; der eifrige Pfarrer wandte sich wiederholt an die Behörden und flehte ihre Hülfe an, dem Uebel Einhalt zu thun, aber seine Schritte blieben ohne Erfolg. Nun entsagte er mit Bewilligung des päpstlichen Nuntius in der Schweiz seinen Pfründen, begab sich nach Rom und wiederholte im deutschen Collegium die theologischen Kurse. Während seines dreijährigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt wohnte er der Begräbnißfeier der drei Päpste: Gregors XIV., Innocenz IX. und Clemens VIII. bei, die schnell nacheinander starben. Im Jahre 1592 schrieben ihm die Herren von Freiburg, den letzt genannten Papst in ihrem Namen zu beglückwünschen, ihm ihre Dienste anzubieten und ihrer Ergebenheit zu versichern. Durch eine zweite Zuschrift drückten sie ihm ihren Dank aus, für die treffliche Erledigung des ihm übermachten Auftrages. Seine Geschicklichkeit in Führung der Geschäfte und sein Ansehen bewogen die Regierung und die Geistlichkeit von Freiburg, durch ihn verschiedene Geschäfte beim heiligen Stuhl zu besorgen. Er kehrte als Doktor der Theologie wieder nach Freiburg, wo er mit neuen Würden beehrt wurde; sein theuerer Freund, Peter Schneuwlin, hatte das Zeitliche gesegnet,und er wurde als Propst zu dessen Nachfolger ernannt; zugleich wurde er zum Generalvikar der Diöcese bestimmt. Letztere Stelle beängstigte ihn sehr und der Nuntius mußte ihn zur Annahme derselben bewegen. Sebastian zeigte sich in dem neuen Amte seines Vorfahrers würdig, beobachtete eine große Festigkeit, die vor keinem menschlichen Ansehen sich scheute und bewährte eine bewunderungswürdige Entschlossenheit in Entfernung der eingeschlichenen Mißbräuche. Aber eben seine Charakterfestigkeit bereitete ihm neue Verdrießlichkeiten; die Anwerbungen für den französischen Dienst hatten nachtheilige Wirkungen auf die Sittlichkeit des Volkes; Ehrentitel und Sucht nach Pen-

sionen nährten den Geist der Zwietracht unter den verschiedenen Klassen und führten den Staat zu jämmerlichen Entzweiungen. Sebastian sah mit Betrübniß den mächtigen französischen Einfluß in Freiburg und gab seine Ueberzeugung öffentlich zu erkennen. Ohne Scheu hatte er die der Krone gemachten, beträchtlichen Zugeständnisse angegriffen; er suchte die Sendung neuer Truppen zu hintertreiben und widersetzte sich der Annahme neuer Jahrgelder. Diese Sprache hatte eine Menge Privatinteressen beleidigt und ihm Männer entfremdet, deren Stütze er sehr bedurfte. Zum zweiten Male (1601) legte er seine Würde nieder und verlegte sich nun nach Kräften auf das Predigtamt; denn Predigen und Betrachten waren sein Lieblingsgeschäft. Sebastian war bis zum letzten Athemzuge das schönste Muster aller priesterlichen Tugenden und besonders der brennenden Liebe, die durch den Briefwechsel mit Franz von Sales neue Nahrung erhielt. Die Familie Werro besitzt annoch zwei Briefe, die der heilige Bischof von Genf an ihn richtete. Seine Liebe zu den Armen kannte keine Grenzen, und wenn es ihm selbst unmöglich war sie zu unterstützen, so wußte er seine Familie für das Werk der Liebe zu entflammen. Ein Geschichtschreiber erzählt, daß er sich reichliche Mahlzeiten auftragen ließ, am Tische sitzend seine Seele zu Gott erhob und Betrachtung anstellte; sich dann zu seiner Dienerschaft wandte und sich nach den Dürftigsten erkundigte, denen er die Speisen bringen ließ und für sich den kleinsten Theil davon behielt. Er hat nebst den schon erwähnten Werken noch andere geschrieben, die seinen Eifer für die Vertheidigung des katholischen Glaubens, seine Frömmigkeit und reichliche Kenntnisse kennzeichnen. Der gottselige Mann starb den 27. Christmonat 1614 und erhielt seine Ruhestätte in der Kirche zu St. Nikolaus neben dem ehrwürdigen P. Canisius und dem Propst Schneuwlin. So wurden die Freunde, die im Leben ein Herz und eine Seele waren, auch nach dem Tode miteinander vereinigt (Annales Catholiques de Genève, 1854).

Sebastian und Alver, die heiligen, Martyrer. Von diesen Heiligen melden Wilhelm Baldasan und Ferrarius, geben uns aber nur spärliche Notizen. Sebastian und Alver waren Soldaten bei der thebaischen Legion und waren mit dieser bis nach St. Moritz in's Walliserland vorgerückt. Als nun der Kaiser Maximian den Befehl ertheilte, die heilige Legion

bis auf den letzten Mann niederzuhauen, entzogen sie sich der blutigen Verfolgung, überstiegen wieder den Jupitersberg, von woher sie gekommen waren und suchten sich an der Grenze von Piemont zu verbergen. Der blutgierige Herrscher stellte überall seine Häscher auf; die heiligen Soldaten wurden zu Fossano eingefangen, gemartert und im Bekenntnisse des christlichen Glaubens getödtet. Daselbst erhielten sie die Grabstätte, über welche später die Pfarrkirche erbaut wurde. Die heiligen Blutzeugen blieben viele Jahrhunderte vergessen, bis eine himmlische Stimme mahnte, man solle in den steinernen Todtengrüften nachgraben. Die Nachgrabenden stießen auf eine steinerne Platte und fanden auf dieser die Inschrift: „Sebastian und Alverius, Martyrer aus der thebaischen Legion unter dem Kaiser Maximian." Die heiligen Martyrer wurden feierlich in die Kathedrale von Fossano übertragen und von nun an verehrten sie Priester und Volk. Ihre Auffindung geschah den 2. Jänner 1427. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de L'Architecture sacrée," fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch die Namen der hhl. Sebastian und Alver (Bolland., Acta SS. T. I. Jan., p. 81).

Seraphin Engel, Capuciner. Zu Altstätten, im Kanton St Gallen, wohnte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein gewisser Engel mit seiner Gattin im glücklichen Familienkreise; der Himmel segnete ihre Ehe mit Kindern, von denen wir einen Knaben kennen, dem sie in der Taufe den Namen Vincenz beilegten. Sie sparten weder Mühe noch Anstrengung, denselben leiblich und geistig zu kräftigen und Vincenz wurde die Freude ihres Hauses. Zum Jüngling herangewachsen erklärte er ihnen, er habe sich mit reifer Ueberlegung und Berathung seines Gewissensrathes zum Eintritt in den seraphischen Orden entschieden; die frommen Eltern wollten diesem Entschluß nicht hindernd entgegentreten, obschon sie dieser Verlurst sehr empfindlich traf. Sofort nahm er Abschied vom väterlichen Hause und P. Stephan von Mailand, Provinzial für die Schweiz, gewährte ihm 1588 den Eintritt in den Orden. Bald zeigte er sich seines Berufes würdig, benahm sich mustervoll im Probejahre und bereitete sich eifrig auf die Ablegung der hl. Gelübde vor, so daß man schon damals erkannte, daß der junge Frater die im Entstehen begriffene Schweizerprovinz zieren und

ihr sehr nützlich sein werde. Sofort begann er auf Anordnung seiner Obern mit dem Studium der Philosophie und Theologie, worin er glänzende Fortschritte machte. Indessen lag er nicht einzig den Studien ob, sondern widmete die freie Zeit dem Gebete und der Betrachtung himmlischer Dinge. Nach Vollendung der höhern Studien ward er zum Predigen bestimmt, wozu er alle nöthigen Eigenschaften besaß; in diesem neuen Berufszweige suchte er nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen und wurde überall, wohin er kam, zuvorkommend aufgenommen.— P. Seraphin leitete als Oberer mehrere Klöster, war gegen sich äußerst streng, um so liebevoller gegen seine Untergebenen, die ihn wie einen Vater liebten. Wiederholt wurde er zum Definitor und einmal zum Generalvisitator der schweizerischen Provinz erwählt; in dieser Stellung benahm er sich eben so eifrig als klug, und sein Beispiel wirkte so vortheilhaft zur Handhabung der klösterlichen Zucht, daß der Orden in vollem Blühen und Wachsthum begriffen war. Wie alle Diener Gottes, verehrte auch er die hochheilige Jungfrau Maria mit kindlicher Hingabe; er hatte sie zu seiner Mutter erkoren und zu seiner Helferin und Beschützerin bestellt; so oft er predigte, schaltete er etwas ein, das sich auf die glorwürdige Himmelskönigin bezog. Täglich betete er die marianischen Tagzeiten und wenn er Briefe schrieb, unterzeichnete er die letzten Worte mit der Anmerkung: „Ich bitte Sie, daß Sie die Königin des Himmels in meinem Namen mit einem Ave Maria grüßen." In allen wichtigen Angelegenheiten nahm er seine Zuflucht zu ihr, und sie erlangte ihm oft bei Gott Dasjenige, um was er flehte. Hiefür möge Folgendes als Belege dienen. In Nümburg litt ein adeliges Fräulein, Namens Ursula, an einer Krankheit, die ihr bittere Schmerzen verursachte, daß sie bei Tag und bei Nacht beständig schreien mußte. Die Aerzte richteten mit den Arzneien nichts aus und das Leben der Ursula, stund in Frage. Margaretha, die Mutter der Kranken, eilte zum P. Seraphin und bat ihn, er wolle ihre Tochter besuchen. Alsobald machte er sich auf, ging nach der Wohnung der kranken Ursula, fand diese äußerst schwach, hörte ihre Beicht an und reichte ihr die heilige Kommunion. Es schien, die letzten Augenblicke seien für das kranke Fräulein gekommen und die arme Mutter weinte und jammerte. Da wandte sich P. Seraphin zu ihr mit den Worten: „Ich will zur

Kirche gehen und von der Gottesgebärerin erkundigen, was mit ihrer Tochter bevorstehe; ich werde bald wieder zurückkommen und Ihnen die Antwort mittheilen; indessen haben Sie Vertrauen." Geraden Weges ging er zur Kirche, las die Messe von der Mutter Gottes, empfahl ihr besonders die sterbende Ursula, eilte darauf wieder zu der Kranken und sprach zur Mutter derselben: „Fassen Sie Muth und betrüben Sie sich Ihrer Tochter wegen nicht; bald ist Sie wieder hergestellt und wird noch viele Jahre leben." Der Erfolg bestätigte seine prophetische Aussage. Mehrere Jahre hatte unser Gottesmann im seraphischen Orden gewirkt, da ergriff ihn, als er eben zu Lucern das Kloster leitete, eine tödtliche Krankheit, in welcher er vom Schlag getroffen, die Sprache verlor. So oft man ihm das Ave Maria vorbetete, malten sich auf seinem Angesichte die Züge der Freude. Mit der größten Zerknirschung empfing er die Sterbsakramente. In der heiligen Christnacht, als der Priester in der heiligen Messe die Hostie aufhob, ging seine Seele zur Freude ihres Herrn hinüber den 25. Christmonat 1629 (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. Pars II. p. 535—536; Annales Prov. Helv., Lucernæ; Catalogus Prov. Helv. etc.).

Simon Rufiux von Calmis (Galmis, Charmey) Capuziner, war der Sohn gemeiner Bauersleute. So lange er bei seinen Eltern weilte, blieb ihm die Welt fremd, dafür entwickelte sich in ihm das innere Geistesleben. Seine frommen und rechtschaffenen Eltern ließen an der geistigen und leiblichen Erziehung ihres Sohnes nichts ermangeln, und hielten ihn zur Arbeit an. Nachdem er die Jünglingsjahre erreicht, kam über ihn der Geist Gottes, er nahm ihn aus der Mitte der schlüpfrigen Welt, und führte ihn 1599 in den Capucinerorden, in welchem er den alten Menschen aus und einen neuen anzog. Früher hieß er Johann, nunmehr Bruder Simon. Er begann sein geistliches Leben mit Grundlegung einer recht tiefen Demuth; denn er sagte: „Wie kann man ein Gebäude aufführen, wenn der Grund morsch ist?" Er befließ sich die Regeln und Satzungen des Ordens auswendig zu lernen, und sein Leben darnach einzurichten, beobachtete immer strenges Stillschweigen, mied jeden unnöthigen Umgang, besonders mit Weltleuten, um so den Geist der Versammlung beizubehalten; verletzte jedoch nie den gehörigen Anstand. Wo es nöthig war mit den Leuten zu sprechen,

zeigte er sich höflich, heiter, schlicht und sanft. Er fastete sehr streng, besonders an den Fasttagen; nahm aber auch in der übrigen Zeit nur soviel Nahrung zu sich, um sein Leben fristen zu können. So unterwarf er das Fleisch dem Geiste und ward von Tag zu Tag ein frömmerer Ordensmann. Bruder Simon war schwächlicher Natur und oft kränklich; er klagte nie, wiederholte aber bisweilen die Worte: „Eitel ist jede Tugend, die nicht die Geduld stählt.“ Er schlief nur einige Stunden auf einem hölzernen Lager, stund lange vor der Mette auf, um sich in seiner Zelle zum Gebete vorzubereiten. Im Chor war er von der Gegenwart Gottes sichtbar durchdrungen; dafür bürgten seine demüthige Stellung und seine tiefen Verbeugungen bis auf den Boden. Oft war sein Angesicht wie verklärt, und während der Betrachtung sandte er viele Stoßgebete zum Himmel. Wir zweifeln nicht, daß diese am Throne der ewigen Erbarmung gefällig aufgenommen wurden. Mit der feurigsten Gottesliebe verband er auch jene des Nächsten. Immer stund er seinen Obern und Mitbrüdern in gesunden wie in kranken Tagen hülfreich zur Seite. Deßwegen war er auch von Jedermann geachtet und geliebt. Ein vornehmer Ritter, der bei jedem Anlaß die Ordensleute tadelte und verfolgte, schätzte den Bruder Simon sehr hoch und nannte ihn „den liebenswürdigen, heiligen Mann, den wahren Religiosen.“ Mit Jakob Wallier, (s. d. A.) dem Stifter des Gotteshauses von Montorge, war er sehr vertraut; dieser unternahm nichts ohne seinen Freund zu Rathe zu ziehen, und als die Zeit seines Todes nahte, ging Bruder Simon zu ihm, sein baldiges Scheiden von dannen anzuzeigen. Als Herr Wallier in den letzten Zügen lag, knieete er bei seinem Bette, und empfahl des Scheidenden Seele dem lieben Gott an. — Die Klostervorsteher bestimmten unsern Simon zum Einsammeln des Almosens; denn dazu war er der rechte Mann, weil er die Leute erbaute und ihnen heilsame Räthe ertheilte. Er versah dieses Amt gegen zwanzig Jahre. Im Jahre 1636 bereiste P. Johann de Monte Calerio, als General-Commissär des Ordens, die Schweiz, und wählte unsern Bruder zu seinem Begleiter. Dieser, von Jahren gebeugt und ohnehin kränklich, war nicht mehr im Stande, die Reisen und Strapazen auszuhalten; bisweilen ganz erschöpft, sprach er: „Nun leide ich die Strafen des Fegfeuers, aber ich hoffe denselben jenseits zu entgehen; meine ab-

nehmenden Kräfte mahnen mich, daß die Uhr meines Lebens bald stillsteht.“ Er erkrankte, und kaum war in der Stadt seine Krankheit ruchtbar geworden, eilte man von allen Seiten herbei, den geliebten Kranken zu besuchen. Einige fragten ihn um Rath, empfahlen sich in sein Gebet, und begehrten von ihm den Segen; Andere wollten ihn sehen, um sich an seiner Geduld zu erbauen und sein Andenken in sich zu verewigen. Am Feste der hochheiligen Dreieinigkeit besuchte ihn P. Crescenz und sagte: „Bruder Simon! heute feiert man im Himmel die Kirchweihe.“ Der Sterbende, seine letzten Kräfte anstrengend, erwiederte mit sichtbarer Freude: „Sie sind mir ein willkommener Bote!“ Er starb noch am gleichen Tage, nämlich den 5. Brachmonat 1637 im Rufe der Heiligkeit und ward nach zwei Tagen in der Klosterkirche von Freiburg beigesetzt. Der Verblichene blieb lange in gesegnetem Andenken und Gott wirkte durch ihn Wunderbares. Pater Melchior Wild, ein Freiburger, der zehn Jahre an einem heftigen Husten litt, verfügte sich auf sein Grab und bat Gott, er möchte ihn in Rücksicht dieses frommen Bruders Simon von seinem Uebel befreien und er genas von Stunde an. (Vrgl. Catalogus Defunct. Prov. Helv.; Annal. Capuc. Prov. Helv.; P. III., 188 mst; Protocollum Majus, P. II. 5; Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Simpliciana, Nonne s. Franz von Sales u. s. w.

Sophie von Klingnau, Nonne von Töß, geboren im Aargau, kam als ein junges Mädchen in's Kloster. Schon vor ihrem Eintritte wirkte der Herr Wunderbares mit ihr, was bis an ihr Ende währte. Sie verließ ihr väterliches Haus, beweinte im Kloster ihre Sünden und die verlorne Zeit, die sie in der Welt üppig zugebracht hatte. Sie hatte ein weiches Herz und man sah sie oft weinen, dabei war sie aber jederzeit von Gott sichtbar getröstet. Eine ihr besonders vertraute Schwester frug sie, wie sie den Trost von Gott empfinge. Da antwortete sie: „Wüßte ich, daß es Gottes Wille wäre, so würde ich dir wohl etwas sagen; das weiß ich jetzt aber nicht, und schweige darum; komme aber bald wieder, und ist es dann des Höchsten Wille, so werde ich dir etwas sagen.“ Die Schwester verließ sie, ging zur Komplet, und als es Nacht geworden, ging sie wieder zu ihrer Freundin, um von ihr zu erfahren, wie sie sich mit Gott berathen hätte. Da hub sie an: „In dem zweiten

Jahre meines Ordenslebens, ging ich am hochheiligen Weihnachtsfeste, nach der Mette in den Chor, knieete vor dem Altare nieder, sprach nach der Gewohnheit mein Gebet und dachte über mein altes Weltleben nach. Ich erwog die Untreue, die ich Gott dadurch erzeigte, die Vernachlässigung meiner theuren Seele, für die Er am Kreuze sein heiliges Blut vergoß und die Er mir rein und heilig zu bewahren befahl. Diese Gedanken erweckten in mir bittere Reue, mein Herz empfand Schmerz, als wenn es leibliche Schmerzen fühlte. Ich rief klagend meinen Gott an und meine Seele erseufzete: Weh mir, daß ich meinen Gott erzürnte! Der Schmerz, den ich im Herzen fühlte, nahm so zu, daß ich meinte, es müsse zerspringen; da dachte ich, ich will aufstehen und sehen, was Gott mit dir vorhabe. Und als ich aufgestanden, mehrte sich abermal der Schmerz und es schwand in mir jede leibliche Kraft. Es befiel mich eine Ohnmacht, in der ich so lange, als es Gott gefiel, verblieb; ich richtete mich auf, fiel abermal in die vorige Schwäche und dieses ereignete sich bis zum dritten Male. Ich hielt für gut, den Ort zu verlassen, um vor den Schwestern diesen Vorfall zu verbergen. Ich flehte zum Herrn, mir so viel Kraft zu geben, daß ich an einen andern verborgenen Ort gehen könnte. Mit vieler Mühe stund ich auf, kam vor den Altar und sprach: O Herr, mein Gott! ich bitte um Gnade, denn ich erkenne mich aller Gnaden unwerth, die du irgend einem Geschöpfe auf Erden verleihest; ich achte mich vor deinen Augen unwürdiger als einen Wurm, der auf der Erde kriecht, weil dieser dich nie beleidigt hat. Darum darf ich dich nicht bitten, will mich aber ganz in deine göttliche Erbarmung fügen. Nachdem ich dieses gesprochen, verfügte ich mich in mein Schlafzimmer; vor meinem Bette stehend, fühlte ich mich ganz krank und betete die Worte: „In deine Hände, o Herr! empfehle ich meinen Geist." Als ich dieses gesprochen, sah ich, daß ein Licht vom Himmel herabkam; es war erfreuend und schön, umgab und durchleuchtete mich; zugleich überströmte mein Herz eine unaussprechliche Freude; die vorige Trauer war verschwunden, und in einem Gesichte sah ich die Schönheit meiner Seele und erkannte sie nach allen ihren Theilen." Darauf mahnte die Schwester sie bei aller Treue und bat sie mit allem Ernst, daß sie ihr sage, wie die Seele beschaffen wäre. Sie antwortete: „Die Seele ist ein geistiges Ding,

welches sich mit keinen leiblichen Dingen vergleichen läßt. Da du aber wißbegierig bist, so will ich dir von der Form und Gestalt der Seele ein Gleichniß geben. Meine Seele war der Sonne gleich, ein rundes, schönes und durchdringendes Licht von einer goldfarbenen Röthe; das Licht war so schön, daß ich keinen Vergleich finde. Denn wären auch alle Sterne, die am Himmel stehen, so groß und schön als die Sonne, und glänzten sie alle in Einen Stern zusammen, so würde der Glanz aller der Schönheit nicht gleichen, die in meiner Seele war. Es schien mir, daß ein Glanz von mir gehe, der alle Welt erleuchtete und wie das Tageslicht die Erde erhellte. In diesem Lichte, welches meine Seele war, sah ich Gott in Wonne leuchten, wie ein schönes Licht aus einem glänzenden Glase. Ich sah auch, daß Er sich so minniglich und zärtlich zu meiner Seele neigte, und sich mit ihr vereinigte. In dieser Vereinigung sah ich die Vergebung meiner Sünden und meine Seele schimmerte so hell, wie am Tage nach meiner Taufe. Da erhob sich ein Geist von der Erde und nahte sich mir; ich erkannte eine Seele aus dem Reinigungsorte, die mich um Hülfe anging. Als sie mir nahte, rief sie mit kläglicher Stimme um Hülfe und sagte: Edle und würdige Seele, bitt Gott für mich! Der Geist schien meine süßen Empfindungen zu stören; ich bat Gott, daß er ihn von mir entferne und ich sah ihn nicht mehr. Darnach sah ich den Himmel über mir wie in glänzenden Streifen geöffnet, die bis zu mir herabreichten. Ich hörte Stimmen von Engeln und Heiligen, die mir herabriefen: danke Gott, starkmüthige Seele, was dir Gott Gutes gethan hat und noch thun will. Meine Seele erfüllte jetzt eine unsägliche Freude; sie ließ sich schwebend über den Leib nieder, der vor dem Bette wie ein Leichnam lag; und sie schwebte eine gute Weile über dem Leibe, bis sie seine Ungestalt ganz gesehen hatte. Als sie ihn wohl beschaut, gefiel er ihr gar übel; sie kehrte ihr Gesicht von ihm ab und zu sich selbst hin. In ihrem wohlgefälligen Selbstanschauen fuhr sie über ihn hin, und kam wieder in ihn. Diese Gnade währte acht Tage in mir, und als ich das erste Mal wieder zu mir kam und inne wurde, daß ein lebendiger Geist in mir wäre, da schien ich der glücklichste Mensch zu sein, den je die Erde trug. Von dem Ueberflusse der Freude, war mein Leib so leicht und schnell geworden und so ganz ohne alle Gebrechen, daß ich diese acht

Tage nie empfand, ob ich einen Leib habe; ich empfand weder Hunger, Durst noch Schlaf, ging doch gleich Andern zu Tische und zu Bette und zum Chor, um meine Gnade zu verbergen. Nach acht Tagen wurde mir das Gesicht entzogen, und da empfand ich erst, daß ich eine Seele und einen Leib habe." Später stiegen in ihrer Seele Zweifel auf, ob ihre Erscheinung von Gott gekommen wäre; der Herr aber wollte sie beruhigen. Durch Gottes Fügung kam sie eines Tages zum Sprachgitter, wo ein auswärtiger Mensch mit einer Klosterfrau sich unterhielt. Er erzählte von einer sonderbaren Begebenheit, die der Nachtwächter von Winterthur wahrnahm. Dieser wachte die ganze Nacht und sah vor Tagesanbruch über dem Kloster ein Licht aufgehen; es leuchtete schön und gar wunderbar, ließ sich auf dem Kloster nieder und verschwand. Als Sophie dieses hörte, wurde sie hocherfreut und war von nun an beruhigt. — Nach vielen andern hohen Gnaden, die der Herr in ihr wirkte, schied sie gottselig von dieser Welt. (Vergl. Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861).

Stephan Besancnunt, Pfarrer. Er war der letzte katholische Pfarrer zu Locle im Kanton Neuenburg, dessen Pfarrei vor Kurzem nach 322 jähriger Unterbrechung wieder von einem katholischen Priester besetzt wurde. Er stammte aus Locle selbst, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in das weltliche Chor- oder Collegialstift Valangin, wo er die Würde des Propstes bekleidete. Dasselbe wurde im Jahre 1505 von Graf Claudius von Aarberg-Valangin und seiner Gemahlin Wilhelmine von Vergy gegründet, bestand aus einem Propst, sechs Chorherren und zwei Kaplänen und ward 1531 aufgehoben. Dieses Stift war im Besitze der Pfarrei von Locle und die Chorherren konnten zugleich diese Pfarre versehen. Herr Besancnunt war ein würdiger Propst, der Zucht und Ordnung handhabte; aber Herr Chorherr Claudius Collier, letzter Propst des Stiftes, bereitete ihm viele Unangenehmlichkeiten und zwang ihn sogar zur Abdankung. Herr Besancnunt widmete sich nun um so mehr dem Heile der ihm anvertrauten Heerde, heiligte sich und dieselbe und pilgerte 1519 zum heiligen Grabe nach Jerusalem, um da die Leidensstätte unsers Herrn zu verehren. Sein Herz blutete, als die Reformation in Locle hereinbrach, die ihn für immer von seiner Heerde trennte; mit Thränen in den Augen verließ er 1539 seine Pfar-

rei, und zog sich in die nahe gelegene, französische Stadt Morteau zurück, wo sein Leichnam in der Kirche begraben liegt. Sein Andenken lebt noch jetzt in der Gegend fort und selbst die Protestanten sprechen mit Achtung von ihm. Der neue Pfarrer wird der würdige Nachfolger seines edlen Vorgängers sein; 322 Jahre liegen zwar zwischen Beiden, allein der katholische Glaube und die katholische Liebe sind die gleichen geblieben (von Mülinen, Helvetia S., Bd. I. S. 62; Matile, G. A., Histoire de la seigneurie de Valangin jusqu'à sa réunion à la directe en 1592, Neuchâtel, 1852.)

T.

Thalasius, Abt von Condat im Juragebirge, war der Nachfolger des heiligen Sapiens (s. d. A.) und der achte Abt dieser klösterlichen Gemeinde. Er war ohne Zweifel ein großer und würdiger Vorsteher, weil er „selig" genannt wird. Er regierte nur ein Jahr und schied im Jahre 593 von dieser Welt (Annales Catholiques de Genève.)

Theobald Lefer, s. Joseph Stephan Motschi u. s. w.

Theodul, der heilige, Bischof von Sitten, Landespatron (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 253 ff.) Herr Johann Stälin, Domherr von Sitten (gestorben 1640), verfaßte 1638 eine Schrift, betitelt: Läben vndt history von Sankt Theodolo, Bischoffen zuo Sitten im wallißlandt," welche annoch im Domarchiv von Sitten aufbewahrt wird. Darin gibt er einige werthvolle Notizen über den heiligen Theodul, dessen Leben, Wunder und Verehrung, die er aus den Missalien, Brevieren, Handschriften u. s. w. sammelte. Wie Domherr Briguet in der Vallesia Christiana berichtet, wurde der heilige Prälat auf Valerie bei der Kanzel beigesetzt. Bald geschahen auf seinem Grabe Gebetserhörungen, die hl. Gebeine wurden der Gruft enthoben und der Verehrung des Volkes ausgesetzt. Noch am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts befanden sich die Gebeine des heiligen Theodul in der Kathedrale von Sitten; die Beweise davon liegen in einer sehr alten Urkunde, welche zwischen den Einwohnern von Deisch, Pfarrei Ernen (mons Dei superius, in parochia de Aragno) und dem Domkapitel von Sitten gemacht wurde. Die Deischer leisteten dem Kapitel die Verpflichtung demselben, jährlich am

Feste des seligen Theodol's 100 Mörsiger Groschen (5 Pfund) zu zahlen; dieses hingegen sollte aus dem Erlös eine Wachskerze kaufen und selbe vor dem heiligen Leibe in der Kathedrale der Stadt Sitten anzünden und den ganzen Tag brennen lassen. Der heilige Theodul genoß von da an im Walliserlande eine hohe Verehrung, die sich mehrte, seit er von dem zwölften Jahrhundert an als Schutzheiliger angerufen wird. In Nöthen und Anliegen nahm das Volk mit dem Klerus immer seine Zuflucht zu dem Heiligen und es erfuhr nicht selten dessen sichtbare Hülfe. Ich erwähne hier eine Begebenheit, die jetzt noch erzählt wird, und die man billig der Oeffentlichkeit übergibt. Im Jahre 1475 überzog Johann Ludwig, Bischof von Genf, Mitherrscher der Herzogin Yolanta, mit starker Heeresmacht das Wallis; den 12. Wintermonat bei Tagesanbruch stürmte er über die Morge, verbrannte die Dörfer von Saviese, warf sich dann auf die Stadt und nahm selbe beim ersten Anfall bis an die festen Plätze ein. Die Truppen, klein an der Zahl, waren im Begriffe zu weichen; da flößte der Bischof Walther Supersaxo ihnen Muth ein, mahnte sie, die Schutzheiligen des Landes anzurufen und im nämlichen Augenblicke sahen sie die Himmelskönigin, die heilige Catharina und den heiligen Theodul mit dem Schwert in den Lüften schweben, welche sie zur Fortsetzung des Kampfes anfeuerten. Der Kampf begann auf's Neue und es ward ein herrlicher Sieg erfochten. Mgr. Walther Supersaxo sah nebst vielen Andern die Erscheinung mit eigenen Augen und zeichnete mit seiner Hand die Worte in sein Brevier: „So lange unsere Kräfte hinreichen, dürfen wir nicht schweigen und nicht aufhören, die glorreiche Jungfrau Maria, die hhl. Theodul und Catharina, unsere Schutzheiligen, zu loben, wegen der außerordentlichen Gnade und dem glänzenden Schutze und Siege, welcher dieser unserer Kirche von Sitten nicht durch menschliche, sondern göttliche Kraft auf die Fürbitte der heiligen Patrone zu Theil ward und wovon wir Augenzeuge waren." — Die älteren Breviere der Diöcese Sitten enthielten umständlich das Leben und die Wunderthaten dieses heiligen Bischofes. Wie im Wallis sich die Verehrung des heiligen Theodul mehrte, eben so auch in dem Schweizerlande, namentlich in Engelberg. Der hochwürdige P. Ignaz Odermatt, früher Bibliothekar des Klosters, nunmehr Pfarrer daselbst, machte uns darüber eine gefällige Mit-

theilung und sagt darin: „St. Theodul, Theodol oder Theodor, oder wie ihn das Volk nennt St. Joder, war schon 1197, ja muß es schon früher gewesen sein, unser zweiter Kirchenpatron. Das verbürgt uns eine Aufschrift an einem Crucifix, welches unter dem vierten Abt, Heinrich von Baldegg, der in jenem Jahre seine Amtszeit antrat, gemacht wurde. Den Namen dieses Heiligen findet man in den verschiedenen Brevieren, Kalendarien u. s. w. des X. XI. und XII. Jahrhunderts, immer am 16. August, obwohl verschieden geschrieben, bald Theodor, Theodol, Theodul, endlich gar Theodok. — Der Pfarr- oder Verkündrodel von 1743 bemerkt über St. Theodul: „Von diesem Feste spricht das Martyrologium also: Im fünfzehnten Jahrhundert das Fest des heiligen Theoduls, welches von Denjenigen, die von dessen Reliquien austheilen und gewähren, als ein gebotenes, in der Folge als solches gehalten worden." Ebenso berichtet das Thalbuch: „Anno 1574 hat ein Abt und Convent mit den Thalleuten zu Engelberg den St. Joderstag zu feiern angenommen, als ein Zwölfbotentag, wie unsere Vordern versprochen haben, als sie zu Wallis das Heiligthum geholt haben." Seit dem Beginne des Klosters Engelberg ist der heilige Theodul stets als ein großer Heiliger verehrt worden; und wenn auch das Fest heut zu Tage die Thalleute, weil es mit andern Festen beseitigt wurde, nicht mehr verbindet, so wird es in den kirchlichen Tagzeiten immer noch in der Ordnung zweiter Klasse gefeiert." — Wie Herr Stälin berichtet, führte der heilige Theodul zwei glänzende rothe Rosen in seinem Wappen auf weißem Feld, und erklärt dasselbe auf eine ganz eigene Art: Unter den zwei rothen Rosen wäre seine Gottes- und Nächstenliebe, in weißem Felde aber die Reinigkeit seiner Seele zu verstehen.

Theresia Ronka, Nonne von Lucern. Noch in neuerer Zeit hat das Gotteshaus St. Anna im Bruch in der Stadt Lucern eine eifrige Dienerin Gottes in seinen Mauern geborgen, deren billig in den Klosterannalen erwähnt wird. Theresia Ronka verlor schon als Kind ihren Vater und nach einiger Zeit auch ihre Mutter, die sich nach Rom verehelichte. Die fernere Erziehung des jungen Mädchens blieb der Großmutter überlassen, welche sofort die leibliche und geistliche Pflege der Theresia und ihrer fünf Geschwister übernahm. Sie war aber auch dazu geeignet; denn sie zeichnete sich durch Frömmig-

keit und Gottesfurcht aus, war nebstdem mit schönen Kenntnissen bereichert und besaß daher die Kunst, auf das junge Geschlecht heilsam einzuwirken. An Theresia blieben ihre Bemühungen nicht fruchtlos, und darum pflegte sie diese zarte Pflanze um so sorgfältiger; sie suchte selbe besonders zur Liebe Gottes und zum einsamen Leben zu stimmen. Theresia, gelehrig und empfänglich für Alles, was ihr die Erzieherin beibrachte, gewann das stille Leben überaus lieb. Einst verließ sie heimlich das väterliche Haus, zog sich in einen Wald zurück, um dort als Klausnerin zu leben, aber der Hunger mahnte und zwang sie zur Heimkehr. Das Mißlingen dieses Versuches schmerzte sie, benahm ihr jedoch den Muth nicht, ein heiliges, zurückgezogenes Leben zu wählen, sondern erweckte in ihr den Entschluß, die Zeit abzuwarten, in welcher sie, an Jahren reifer, ihr Verlangen in Ausführung bringen könnte. Als sie sechzehn Jahre erreicht hatte, nahm sie zu St. Anna im Bruch den Schleier und legte dort den 16. Brachmonat 1768 unter dem Namen Maria Theresia die feierlichen Gelübde ab. Da erfüllte sich ihr jugendlicher Wunsch und sie sprach mit dem greisen Simeon: „Nun entlasse deine Dienerin im Frieden, weil jetzt meine Sehnsucht erfüllt ist." Ein beständiger Drang zog sie nach dem Himmel; die fromme Nonne betrachtete sich hier fremd, und verlangte oft aufgelöst und in das Reich ihres Bräutigams versetzt zu werden. Ohne Zweifel gefiel dem Herrn die Bitte der Flehenden; er wollte sie jedoch noch nicht zu sich nehmen, sondern eines langsamen Todes, als Martyrin der göttlichen Liebe sterben lassen. Bald nach Entrichtung ihrer Gelübde wurde sie mit schweren körperlichen Leiden heimgesucht, die acht Jahre andauerten; Seitenstechen, Kopfschmerzen, Fieberanfälle hielten sie beständig an's Krankenlager gefesselt, und dazu konnte sie nur auf der rechten Seite liegen. Zu den genannten Uebeln stellten sich noch die Gicht, Entzündungen der Eingeweide ein, und sie wurde sofort, wie ihr Arzt, Herr Lang, verordnete, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Um in den heftigen Anfällen ihre Geduld nicht zu verlieren, blickte sie oft auf das Gnadenbild von Maria Einsiedeln, welches neben dem Bette an der Wand hing. Am 5. Brachmonat 1776, Abends gegen 3 Uhr, schienen die Schmerzen die Leidende zu übermannen; es war am Vorabende des heiligen Frohnleichnamsfestes. Aber-

mals blickte sie zur Mutter der göttlichen Erbarmung hin und siehe! die Kindlichflehende wurde auf wundervolle Weise erhört und erhielt augenblicklich die Gesundheit. Sie erhob sich von ihrem Krankenlager und ging zum Erstaunen ihrer Mitschwestern in die Kirche, um Gott und Maria für ihre Heilung zu danken. Die Klosterfrauen berichteten sofort dieses wunderbare Ereigniß an die Väter Benediktiner in Einsiedeln, die selbes in ihre Annalen zeichneten. Die Dienerin Gottes erfreute sich nun mehrere Jahre der besten Gesundheit; allein sie gelangte zur Einsicht, daß man nur durch Trübsale und Krankheiten geläutert, zum Besitze des Reiches Gottes komme; darum bat sie die himmlische Gottesmutter, ihr die vorigen Uebel wieder zurückzugeben. Es war eine Bitte, vor der weltlichgesinnte Menschen zurückschaudern, und die nur Diejenigen, die in Gott leben, verstehen. Theresia erkrankte wieder, heftiges Gliederreißen stellte sich ein, in Folge dessen ihr Leib völlig verrenkt wurde. Mehrere Jahre hütete sie das Krankenzimmer und in den letzten Monaten ihres Lebens plagte sie die Engbrüstigkeit so sehr, daß sie in keinem Bette liegen konnte. Zu diesen Körperbeschwerden gesellten sich auch jene des Geistes; sie empfand innerliche Beängstigungen, glaubte, sie wäre von Gott gänzlich verlassen; dennoch murrte sie bei solchen innerlichen und äußerlichen Leiden nicht, sondern bewahrte stets einen heitern Sinn zur allgemeinen Verwunderung und Erbauung ihrer Mitschwestern. Man hörte sie zuweilen mit Personen in dem Reiche der Verklärung reden; die Wärterin traf Niemanden in der Zelle, obschon sie Stimmen hörte und nach allen Seiten schaute. Von dieser Zeit an verschwand ihre Schwermuth, was nicht wenig zur Linderung der Schmerzen beitrug. — Im Jahre 1818 feierte Schwester Theresia ihr Jubeljahr. Der Convent wandte alle Kräfte auf, der Hochbetagten Freude zu machen. Auch ihre leibliche Schwester Placida Ronka, Ordensfrau von Rathhausen, nahm innigen Theil an dieser Feier; sie ließ ein artiges Gemälde verfertigen, worauf die Heilung ihrer Schwester durch die Fürbitte Mariens vorgestellt war. Drei Novizinnen überbrachten das Bild und sangen bei der Darreichung ein Marienlied. In der letztern Lebenszeit empfing Theresia öfters die heiligen Sakramente. Sie starb wohlgetröstet den 18. Hornung 1823, an der Wassersucht, 72 Jahre alt und ging, wie wir billig hoffen, in die Freude ihres

Herrn ein. So hat das Kloster St. Anna im Bruch edle Personen in seiner Mitte bewahrt; es bewegt sich noch frisch in seiner Blüthe, zählt eine schöne Zahl von Schwestern (meistens Töchter aus dem Kanton Lucern) und der Segen Gottes wird ferner auf ihm ruhen. (Annalen des Klosters St. Anna im Bruch)

Thyrsus, der heilige, Martyrer, soll zu Lausanne den Martertod erlitten haben. Von ihm meldet Herr Blum (Versuch einer Geschichte der Kirche Jesu in der Schweiz) wie folgt: „Maximian war aus Afrika nach Gallien zurückgekehrt und schon seine Ankunft zu Marseille brachte sehr viele Christen daselbst in nicht geringe Furcht; das viele Blut der Heiligen, welches im vorigen Jahre in der Provinz vergossen wurde, und die sehr bekannte Martyrergeschichte bei Agaun, war ihnen noch im frischen Andenken; sie sahen eine neue Verfolgung voraus, die er dadurch unternahm, daß er viele christliche Soldaten in verschiedenen Städten hinrichten ließ. Unter diesen Blutzeugen hat in Helvetien der heilige Thyrsus zu Lausanne die Marterkrone erworben." Wahrscheinlich gehörte er der thebaischen Legion an. Ein Anderer gleichen Namens errang die Siegespalme zu Trier. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de L'Architecture sacrée," fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch den heiligen Thyrsus. Nebst diesem zählt er aus der thebaischen Legion noch folgende Namen auf: Achillius, Adjutor, Alexander, Alverius, Amor, Antonin, Bonifaz, Bessus oder Bessa, Candidus, Cassius, Ciriacus, Cyrus, Constans, Cucufat, Defendens, Exuper, Felician, Felix, Florens, Fortunat, Georg, Gereon, Innocenz, Jafred oder Theofred, Johann, Julian, Licinius, Longin, Malosus, Martinian, Marusus, Mauritius, Maximus, Octavius, Sebastian, Sekund, Severin, Solutor, Tegulus, Tiberius, Thiefred, Ursus, Viator, Viktor und Vital. Mehrere dieser Heiligen haben ihre eigenen Artikel in diesem Werke. Schon frühzeitig ward dem heiligen Thyrsus zu Lausanne eine Kirche erbaut und der heilige Marius wurde darin begraben. (Blavignac, J. D., Histoire de L'Architecture sacrée. p. 38—39).

U.

Ulrich Hemgartner, Stiftsdekan von St. Gallen.

Ulrich Hemgartner, geboren 1566 zu Bernhardszell, war ein Mann, der durch seine Tugend und Frömmigkeit das Kloster St. Gallen ehrte. Mit Bewilligung der Seinigen verlegte er sich auf die Studien, trat 1588 in den Benediktinerorden und bewies sich als musterhaften Ordensmann. Nach Vollendung der theologischen Studien ernannte ihn der Fürstabt Joachim Opser oder dessen Nachfolger Bernhard II. Müller zum Pfarrer in der Gruob, wohlwissend, daß er die Heerde des Herrn in Sorgfalt weiden werde. Diesen Posten füllte er segensvoll einige Zeit aus; bis ihn der Fürst, der seine Liebe zum klösterlichen Leben, wie auch seine Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung der klösterlichen Zucht kannte, ihn zurückrief und ihn zum Stifsdekan ernannte. — Im Innern des Klosters gab es Manches neu zu ordnen, zu beseitigen oder zu handhaben, namentlich bedurfte die klösterliche Zucht einer Reform; und eben unser Ulrich war der Mann, die Söhne des heiligen Gallus auf die Bahn des heiligen Stifters zu leiten. Als ein Mann des festesten Charakters achtete er weder die Widersprüche der Conventualen, noch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, und brachte es glücklich zu Stande, daß in der Abtei eine schärfere Handhabung der Ordenssatzungen eingeführt wurde. Herr Hemgartner war ein talentvoller Mann und ein ausgezeichneter Kanzelredner; man hörte ihn sehr gerne predigen, weil er Gotteswort gründlich, kräftig und salbungsvoll zum Nutzen der Zuhörer vortrug. — Auch andern religiösen Stiften stund er hülfreich bei. Als das Schwesternhaus Steinertobel, unweit der Burg Steinach, ganz baufällig geworden, entschlossen sich die Frauen (1608) auf dem Romonten, ob der Stadt St. Gallen, ein neues Kloster zu erbauen; der Stiftsdekan rieth dem Abt Bernhard II., er möchte die Nonnen bereden, es nach Rorschach (richtiger Roschach, Rosacium) in die alten Steingruben

zu versetzen, welchen Rath sie auch befolgten. Am 21. Wintermonat 1616 oder 1617 nahmen sie das neue Gotteshaus am See in Besitz (von Arx, J., Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. III., 307). Der Einzug war feierlich und unser Ulrich erhöhte denselben durch seine Anwesenheit. Er war ein frommer Mann, gegen Andere zuvorkommend und herablassend, gegen sich sehr streng. Er brachte einen Theil der Nacht im Betrachten und Gebete zu, genoß wenig Nahrung, und trieb in der heiligen Fastenzeit die Abtödtung so weit, daß sein Oberer ihm befehlen mußte, sein Fasten zu mäßigen. Nachdem er 24 Jahre die Dekanatswürde zum Nutzen und Frommen der Abtei bekleidet hatte, legte er mit Zustimmung des Abtes sein Amt nieder. Dazu veranlaßte ihn die Sorge des Heiles, dem er nun einzig obliegen wollte. Um noch genauer den Ordensregeln nachzuleben, ließ er sich in den Carthäuserorden aufnehmen. Die strengen Bußübungen, besonders seine Abtödtungen, sein Wachen, Fasten und häufiges Beten auf den Knieen, zogen ihm große Schmerzen am Schenkel zu, denen er erlag. Er starb 1633 am Feste der Fürstenapostel im Geruch der Heiligkeit, 67 Jahre alt. Seinen Abt Bernhard II., mit dem er auf freundschaftlichem Fuße gestanden, hatte er um drei Jahre überlebt. Merkwürdig ist, daß Herr von Arx und die übrigen Werke über das Stift St. Gallen, von diesem gefeierten Manne nichts melden (Gefällige Mittheilung von Herrn Egbert Friedrich von Mülinen; Holzhalb, III, 93–94).

Ulrich Koch, Abt von Rheinau, s. Yrta, die heilige, Jungfrau.

Ulrich, Einsiedler im Mösli. (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 279 ff). Wie Nikolaus von Flue (s. d. A.) aufhörte, der Vater leiblicher Kinder zu sein, wurde er der Vater geistlicher Kinder; und zu den Letztern gehört auch Bruder Ulrich. Etwas Näheres über ihn berichtet uns Johann von Waldheim in seinem Reisebericht. Er schreibt: „Der Leutpriester führte uns fürder durch ein tiefes Thal über einen Steg, der ging über einen Ryffen und Waldbach und führte uns einen großen Berg hinan. Da war kein Weg, und ward uns aus der Maßen sauer, den hohen Berg hinaufzusteigen, der war mehr, den einen Armbrustschuß hoch. Und er brachte uns zu einem Einsiedler, der hieß Bruder Ulrich, der hatte eine Klause, aber keine Ka-

pelle, sondern ein Vorklauselein, (die Kapelle wurde ihm später, 1484 erbaut). Da stehen etliche unseres Herrn Martyrer und Heilige inne, und bei der Klause fließet ein Born aus dem Gebirge. Der genannte Bruder Ulrich ißt des Tags nicht mehr, denn drei Bissen Brod im Wasser geweicht. Er lebt auch in großer Mäßigkeit und trinkt nicht. — Der genannte Bruder Ulrich führte uns in die Klause, und wies uns sein Wesen und seine Bücher, darinen er list, denn er ist gelehrt. Aber Bruder Klaus ist ein purer Laie, der kann nicht lesen. Und unter andern vielen Worten, fragte mich Bruder Ulrich, aus welchem Lande ich wäre. Antwortete ihm: Ich wäre von Halle in Sachsen aus dem Bisthum Magdeburg. Also hub er an und fragte nach mehr und andern Landleuten. Also fragte ich ihn, woher er in unserm Lande bekannt wäre, ob er wäre ein Handwerker gewesen? Antwortete er mir: Ich bin Iwe gewesen. Anderes konnte ich ihm nicht abfragen. Mein Wirth fragte mich auch um Bruder Ulrichen. Davon that ich dann auch Berichtung, und unter andern Worten sagte ich ihm, wie er in unserm Land die Leute wohl kenne, und hatte mir einen Jeglichen mit Namen genannt; so hatte ich ihn gefragt, ob er ein Handwerksmann gewesen wäre, und wie ich ihn nichts anders abfragen konnte, denn er spräche, er wäre Iwe gewesen. Also antwortete der Wirth und sprach: Er ist seiner Tage ein großer Räuber gewesen." (Businger, S. 111). — Nun gleichviel. Dieser Ulrich kam um das Jahr 1473 als ein reicher Herr vom Adel, der vordem mit Pferden gehandelt und gegen 50 Jahre alt war, nach Unterwalden, um Nikolaus, von dem er so außerordentliche Dinge gehört, zu sehen und zu sprechen. Von der Gnade erleuchtet, war er der Welt müde, und erkannte die Nichtigkeit ihrer Genüsse und Reichthümer, zugleich machten der Ruf, die Reden und noch mehr das Beispiel des Seligen, das er jetzt selbst vor Augen hatte, und den hohen Ruf und seine Erwartungen noch übertraf, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich auf der Stelle entschloß, in dieser Wildniß seine künftigen Lebenstage zuzubringen und Nikolaus nachzufolgen (Weißenbach und Eichhorn). Allein sein Leben sollte vom Feinde des Heiles schwer geprüft werden und er ähnliche Anfälle zu bestehen haben, wie sein geistlicher Vater in der Zelle. Dieser Widersacher beunruhigt ihn so in seiner neuen Wohnung, stürmt auf sie ein, plagt und ängstigt ihn, daß er besorgt, er

möchte ein solches Leben in die Länge nicht ertragen. Mit Betrübniß klagt er dieses dem gottseligen Einsiedler im Ranft. Nicht weit von da fand sich ein großer, vorhängender und so eine kleine Höhle bildender Steinblock. Nikolaus gibt Ulrich den sonderbaren Rath, er solle unter diesem Steine wohnen, alsdann werde er weniger vom Höllenfürsten zu ertragen haben (Deutsche Prozeßakten von 1591). Augenblicklich gehorchte der demüthige Schüler, und fand die vorgesagte Ruhe und brachte nun seine künftigen Lebensjahre in aller Strenge unter diesem Steine zu. Sein Lager war die harte Erde, sein Kopfkissen ein Stein (Cysat); seine Kleidung ein langer brauner Einsiedlerrock, gleich dem Nikolaus. Wie dieser erste abgetragen war, gab ihm Nikolaus den eigenen. — Dann und wann trug er einen groben Hut, aber war stets baarfuß. Des Tages aß er nur einmal und dazu wenig; viele Tage oft nichts anders als dürre Birnen. Wenn nun auch Ulrich ohne Speise nicht leben konnte, so hatte er dennoch die Gnade, den Winter über ohne Feuer und Wärme unter diesem Steine in diesem wilden Thale zubringen zu können. Gewiß eine große Gnade und eine außerordentliche Lebensweise. Damit verband er häufiges Nachtwachen und die stete Uebung in Gebet, Betrachtung und geistlicher Lesung. Seine Unterhaltung war einzig der Umgang mit Nikolaus, seinem Vater und Vorbilde, den er wie ein Sohn liebte. Er war auch in der That sein vertrauter Freund, den er oft täglich, wie wir wissen, besuchte, mit dem er sich in himmlischem Gespräche unterhielt, dem er viele seiner wunderbaren, von Gott empfangenen Gnaden offenbarte, die Stunde seines Todes voraussagte und den er anderseits wieder leitete wie seinen Sohn, seinen Jünger (Wölflin bei Eichhorn). — Was Ulrich noch an vorräthigem Gelde hatte, verwendete er an sein Gotteshaus, welches er mit Hülfe frommer Landleute erbaute. Den größten Theil seines Vermögens ließ er aber in seinem Vaterlande zurück und schenkte ihn an Arme. Die bischöfliche Einweihung der Kapelle erfolgte erst den 23. Heumonat 1504, zwanzig Jahre nach ihrer Erbauung, durch den Dominikaner Balthasar, Bischof von Troja, Weihbischof von Konstanz, in der Ehre des hl. Erzengels Michael, des hl. Apostels Bartholomäus und der hl. Mutter Anna. Am Tage vorher, am Feste Maria Magdalena, hatte die Einweihung der größern neuen Kapelle im Ranft

statt. Bei der Erbauung der Kapelle ward der Felsblock zu einer Zelle übermauert. — Beide stehen jetzt noch so. Daß die jetzige Kapelle im Mösli noch wirklich die erste ursprüngliche ist, beweisen schon ihr massives, rohes Gemäuer, die kleinen schmalen Fenster, und namentlich der Schlußstein der gothischen Spitzbogenpforte, auf welchen mit alten Charakteren die Jahreszahl 1484 eingegraben ist. Merkwürdig sind die gothischen Verzierungen und Läufe des wohl noch ursprünglichen Holzgewölbes. Das Leben des seligen Ulrich ist in der Kapelle ringsum in zwanzig, etwas rohen Gemälden dargestellt. — Ulrich hatte auch eine große Begierde, die ewige Stadt zu besuchen, theils als frommer Pilger, theils um für seine Kapelle Reliquien und Abläße zu erlangen Im Herbste des Jahres 1486 begab er sich mit Lukas Kölblin, Pfarrer in Muotathal, Kanton Schwyz, auf die Reise. Mit großer Andacht besuchten sie die heiligen Orte, erhielten die gewünschten Heiligthümer und eine Ablaßbulle für die Kapelle (Eichhorn, Leben Ulrich's S. 13). Wie aber Bruder Ulrich im März des folgenden Jahres erfreut nach seinem lieben Mösli zurückkam, traf er Bruder Klaus sterbend. Wie er der Nachfolger Nikolaus war, so wurde er auch an seiner Statt der irdische Vater und Tröster der Hülfe und Rath suchenden Landleute und Pilger, und er konnte es wie kein Anderer sein. Ulrich stund Nikolaus in seiner strengen Lebensweise, in Tugend und Frömmigkeit am nächsten; er war sein Sohn und Lehrjünger gewesen, hatte seinen Geist, seine Lehrweise sich eigen gemacht; er gab gewissermaßen, was er von Nikolaus empfangen. Darum müssen wir uns nicht verwundern, wenn die Landleute gerne zu ihm kamen, ihm bereitwilligst den dürftigen Unterhalt darreichten, dagegen von ihm Lehren der Weisheit und Tugend empfingen. Nach seinem Tode besuchten sein Grab viele Wallfahrer. Er wurde durch Wunder verherrlicht, über welche aber, da sie nie verzeichnet worden, nichts Näheres angegeben werden kann, obgleich Votivtäfelchen dabei aufgehängt wurden. — Seit 1860 ruhen er und Schwester Cäcilia wieder rechts und links vom Hochaltar in Mauernischen, auf der einen Seite nämlich Bruder Ulrich, auf der andern Schwester Cäcilia. Beide Stellen decken und bezeichnen zwei neue Marmorplatten, mit entsprechenden einfachen Inschriften. Jene Ulrich's lautet: „Die Gebeine des ehrwürdigen Bruders Ulrich, welcher starb 1491."

Ursula Christen, Fraumutter im Muotathal. Schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts lebten andächtige Personen beiderlei Geschlechts am Ufer der Muota, nicht fern von der Pfarrkirche, in einem Klösterlein beisammen. Zeit und Herkunft dieser Versammlung liegen im Dunkeln; doch läßt sich vermuthen, daß durch die Kreuzzüge schon im eilften und zwölften Jahrhundert Vereinigungen dieser Art veranlaßt worden seien. „Wahrscheinlicher aber ist," sagt Herr Schneller, „daß Beguinen, nachdem sie von den Niederlanden aus sich nach Deutschland ausgebreitet hatten, wider die allgemeine Verfolgung, die sich gegen sie erhob, in dem wilden Thale Zuflucht gesucht und gefunden haben. Indessen erhellt aus dem alten Verzeichnisse der ersten Glieder dieser geistigen Korporation, daß die Mehrzahl derselben aus den obern Landen, Basel, Zürich, Glaris, Uri und Schwyz stammten." — Im Jahre 1288 nahmen die Schwestern die Ordensregel des heiligen Franciskus an. Diese geistliche Handlung ging feierlich in Gegenwart geistlicher und weltlicher Zeugen vor sich. Schwester Richenza, erste Meisterin, gelobte in des Custos, Bruder Conrads und der mindern Brüder, und in Herrn Rudolfs, des Leutpriesters, Hand, Ordnung und Zucht in der Versammlung zu halten, auch sich von der mindern Brüder Leitung und Gehorsam nie zu trennen. Die Pest, die 1386 im Lande Schwyz einige hundert Menschen wegraffte, kehrte auch in das Frauenkloster an der Muota ein und das ganze Convent starb aus. Wie lange das Klösterlein leer gestanden, wann und durch wen es wieder aufgekommen sei, kann nicht bestimmt werden; nur ergibt sich durch eine Stiftungsurkunde, die im Jahrzeitbuche der Pfarrkirche eingetragen ist, daß im Jahre 1448 wieder ein Convent bestanden habe. Nachdem das Gotteshaus sich von seiner Auflösung erholt hatte, traf es in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts ein zweiter schwerer Unfall Eine ansteckende Seuche, die in den Jahren 1505—1519 durch das ganze Land viele Opfer forderte, raffte die meisten Klosterbewohnerinnen weg. Die, welche verschont blieben, wurden von einer weit ärgern Pest, der Sucht der Glaubensänderung, und von dem Geiste des Abfalls, ergriffen. Man hat unvermuthet und auf eine wunderliche Art Schriften aufgefunden, in welchen die entwichenen Nonnen die Beweggründe, das Kloster zu verlassen und weiter zu ziehen,

aufgezeichnet haben. Diese Schriften hatten sie in einem hölzernen St. Annabild versteckt und in die Erde vergraben. Nach mehr als hundert Jahren wühlten die reißenden Fluthen der ausgebrochenen Muota das Bild hervor, in welchem eine beigelegte Schrift Manches aufhellte. Das Kloster stund verödet da, der Gottesdienst war verstummt; nun machte sich eine alte fromme Frau des Thales auf und zog alle Tage dreimal das Betglöcklein in der Kapelle, zum Zeichen des englischen Grußes. Indessen sollte das Gotteshaus wieder erstehen, wozu außergewöhnliche Zeichen mahnten. Glaubwürdige Personen bezeugten nach der Klosterchronik, daß in dem öden Kirchlein wiederholt ein gar lieblicher und wunderbarer Gesang (ein übernatürlich und englische Musik, sagt die Klosterchronik), gehört worden sei. Wunderbares wird von einem frommen Bauersmanne erzählt. Dieser, als er an einem Sommermorgen nach Schwyz zu gehen vorhatte, kehrte, da der Weg ihn bei der Kapelle vorüberführte, in dieselbe ein, einen Augenblick der Andacht zu pflegen. Alsbald hörte er einen überaus lieblichen Kirchengesang, der ihn außer sich brachte, so daß er, in der Meinung, wenige Augenblicke hier verweilt zu haben, seinen Weg fortsetzend, den Begegnenden einen guten Morgen anwünschte. Als er über diesen Gruß mehrmal verlacht wurde, und vernahm, daß schon die fünfte Abendstunde begonnen habe, verwunderte er sich höchlich über seine Verzückung, betheuerte aber die Wahrheit dessen, was ihn also hingerissen, hoch und theuer. — Ein andersmal sah eine gottselige Frau neben dem Kloster eine große Feuersäule stehen, von welcher fünf Strahlen ausgingen und sich auf dasselbe niedersenkten. Das Protokoll stellt diese Erscheinung auf das Jahr 1606, und sieht in den fünf Strahlen die Wundmale des seraphischen Vaters. Derlei Erscheinungen erregten hohe Verwunderung im Thal und stilles Nachdenken; denn sie wurden als Winke des göttlichen Willens und als Vordeutungen angesehen, daß das Gotteshaus wieder erstehen werde. — Den wirksamsten Anstoß dazu gaben die Reformirten. Denn als auf dem Tage zu Baden unsere Gesandten den Neugläubigen vorgeworfen, wie vieler Klöster Hab und Gut sie an sich gerissen, erwiederten diese, das Land Schwyz sei mit seinen Klöstern in der Auw, zu Steinen und im Muotathal nicht besser verfahren. Dieser Bescheid wirkte und Landammann

Johann Gasser, einer der Abgeordneten, ließ es sich nun ernstlich angelegen sein, das Gotteshaus wieder in Aufnahme zu bringen. Mit Hieronymus und Bartholomäus Riget, Peter Degen und andern Redlichen, ließ er 1577 die Kapelle ausbessern. Die Obrigkeit bewirkte bei dem Pater Provinzial G. Fischer, daß 1583 von Lucern aus dem Kloster St. Anna im Bruch zwei Schwestern in das Muotathal abgesendet wurden. Eine von diesen war, wie die Annalen angeben, Ursula Christen, gebürtig von Beromünster. Sie fanden die baufälligen Wohnungen völlig beraubt, und von allem liegenden Eigenthum des Klosters waren ihm nur noch das Baumgärtlein und die Klostermatte geblieben. Nachdem Ursula und ihre Gehülfin mit großem Eifer und heiligem Wandel, arm und einsam, drei Jahre dem Herrn gedient und durch emsigen geistlichen Bau seinen Segen erworben hatten, gesellte sich eine dritte Schwester, ebenfalls aus dem Bruch ihnen bei. Im nämlichen Jahre legten fünf Lucernerinnen die heiligen Gelübde ab, nicht zwar im Muotathal selbst, aber doch für dieses Kloster. Es wurde nämlich gut befunden, und von dieser Zeit an bis 1674 beobachtet, daß Einkleidung und Gelübde-Ablegung der Novizinnen für das Muotathal in Lucern vor sich gingen. So wuchs der Convent allmälig wieder an. Zur ersten Fraumutter ward Ursula Christen gewählt. Sie war eine vortreffliche Ordensfrau und geeignet, die neue Kolonie leiblich und geistig zu heben. Unter ihrer weisen Leitung nahm das Kloster einen gesegneten Fortgang, Zucht und Ordnung wurden gehandhabt und der Gottesdienst wieder bei Tag und Mitternacht eingeführt. Uebrigens lebten die Schwestern noch immer in großer Noth, meistens von Almosen und wohlthätigen Spenden; die würdige Vorsteherin flößte ihnen Gottvertrauen ein, wußte ihre Hände nützlich zu beschäftigen, und schickte sie zu den Thalbewohnern in die Arbeit, um ihre Nahrung zu verdienen. Die armen Schwestern trugen das Abendbrod heim und kochten sich daraus Suppe und magere Speisen. Ursula Christen wird mit Recht die Wiederherstellerin des Klosters Muotathal genannt. Sie starb 1598 oder 1607 im Rufe der Heiligkeit und bei ihrer Beerdigung fühlten die Schwestern und die Leute einen überaus lieblichen Geruch. Sie findet sich abgebildet in der „Series chronologica Fratrum ac Sororum etc.“ welche von 1208—1660 in vorzüg-

licher Heiligkeit gelebt haben. In einem noch zu Muotathal vorhandenen Büchlein, gedruckt in Solothurn 1731 unter dem Titel: „Glorreiche Frucht der Buße, oder kurze Beschreibung des dritten Ordens des heiligen Vaters Franciskus," stehen von ihr die Worte: „Maria Ursula Christen zu Münster, Lucernergebiets geboren, hat das Kloster in Muotathal wiederum in schönsten Stand gebracht, war eines sehr unschuldigen, reinen und gottseligen Lebens, starb wie sie gelebt, nämlich gottselig, im Jahre 1607. Das ganze Kloster war dazumal mit himmlischem Geruch erfüllet." (Gefällige Mittheilung aus dem Kloster Muotathal; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II., S. 229; Schneller, Geschichtsfreund VI, 107, 124, 148).

Ursula von Nürnberg, s. Seraphin Engel u. s. w.

Ursula von Stoffeln, s. Idda, Dominikanerin u. s. w.

Ursula Zurlauben, Aebtissin von Wurmsbach. Ein Glied der edlen Familie Zurlauben, vor ihrer Vertreibung aus Wallis, „von Thurm-Gestelnburg," genannt, ließ sich in Zug nieder, die nachgehends in Kirche und Staat viel Rühmliches wirkte und erst 1799 erlosch. Drei Geschwister derselben glänzten in den Klöstern Muri, Rheinau und Wurmsbach, nämlich Placidus, Abt von Muri, Gerold II., Abt von Rheinau, und Ursula, Aebtissin in Wurmsbach, alle drei in Tugend, Frömmigkeit und in Führung tüchtiger Haushaltung ausgezeichnet. Es scheint, daß die Eltern der genannten Geschwister zur Sommerzeit in Bremgarten sich aufhielten, denn eben da ward Ursula den 9. Heumonat 1651 geboren. Wie ihre Brüder auf die Vorrechte der hohen Geburt verzichteten und ihre vornehmen Kleider mit dem bescheidenen Klostergewand umtauschten, so wollte auch sie ihrem Beispiele folgen und ihre Tage in Abgeschiedenheit gottgefälliger Werke beschließen. Sie wählte nach reiflicher Ueberlegung das Kloster Frauenthal, trat noch sehr jung in dasselbe und legte da, erst sechszehn Jahre alt, den 13. April 1667, ihre Gelübde ab. Sie lebte hier gottgefällig eine Reihe von Jahren, war sehr geliebt von ihren Mitschwestern, die ihre Kenntnisse und demüthiges Betragen bewunderten und sie zur Priorin beförderten. — Die Frauen von Wurmsbach stunden in weltlicher Beziehung unter der Schirmvogtei der Stadt Rapperschwyl (in geistlicher Hinsicht unter Cappel, später unter Wettingen), von welcher das Kloster seit 1615 unaufhörliche Zwistigkeiten und

Prozesse zu erdulden hatte. Diese erlaubte sich beständig Eingriffe in die Rechte des Klosters, und suchte ihr Schirmvogteirecht zu sehr auszudehnen. Einige Aebtissinnen wie Maria Dumysen aus Rapperschwyl und Scholastika von Staal aus Solothurn verfochten mannhaft ihr Gotteshaus gegen die Uebergriffe der Stadt; Andere waren nicht hinreichend gewachsen und mußten deßwegen ihrem Amte entsagen. Das war eben auch der Fall mit der Scholastika Wick, die 1705 auf ihre Würde verzichtete. Die Frauen von Wurmsbach, von allen Seiten in die Enge getrieben, sahen ihr Kloster in kläglichem Zustande, und nur eine tüchtige und kluge Oberin war im Stande, dem Uebel zu steuern. Alle Conventsfrauen verständigten sich dahin, die Frau Priorin Ursula Zurlauben in Frauenthal zu wählen und diese an die Spitze ihres bedrängten Gotteshauses zu stellen. Die Wahl ging 1705, den 26. August, vor sich und die Gewählte kam sofort nach Wurmsbach. Mit großem Jubel wurde sie empfangen und herzlich begrüßt; sie ordnete ganz neu den Haushalt, tilgte viele Schulden, brachte Heil und Segen in das Stift; und da sie Alles geordnet sah, legte sie 1717 ihre Würde nieder und kehrte nach Frauenthal zurück, um da ihre letzten Lebenstage einzig mit Gott zuzubringen und ihr fünfzigstes Jubeljahr zu feiern. Von nun an entsagte sie jedem Verkehr mit der Welt und entschlief den 21. Hornung 1727 gottselig im Herrn. — Das Klosterwappen von Wurmsbach führt ein rothes Feld, getheilt durch einen goldenen rechten Schrägbalken, worin zwei blaue Würmer parallel aufwärts laufen (Stammbuch der Familie Zurlauben in Lucern, mst.).

V.

Verena von Hasenburg, s. Johann II. Bischof von Basel.

Veronika Welzin, Oberin in Muotathal. Sie war die würdige Nachfolgerin der Ursula Christen (s. d. A.), und glich ihr an Tugend und heiligem Wandel. Wie ihre Vorgängerin

hatte auch sie mit der Armuth zu kämpfen, denn die Habseligkeiten des Klosters und der Kirche waren fast gänzlich verschwunden und nur Sachen von geringem Werth lagen noch vor, als die zwei Schwestern sich in's Muotathal begaben, daselbst Ordnung zu schaffen. Unsere Veronika hat auf einem Zeddel geschrieben hinterlassen, was da noch anzutreffen war: „Was für Kilchen Züg wir funden hand, ein klein kelchli vnd blatena (patena), zwei schlechte korporal truken vnd korporal, ein masstilzli, zwei schlecht alpa, vnd drei humeral, ein bös sidiges mäßgwand, daß man nit hat könen bruchen, ein rot wulis, zwei crucifix, ein gar schlecht dafeln vnd heiltum, zwei möschi kerzen stok, drei hölzin, ein wiekesel, die schälen . . . mir hand vf die sibenzig gulden daran verbuwen, one was jez kilchen züg vnd ziert kleinat sind." (Klosterprotokoll). Herr Schneller hat das Leben der frommen M. Veronika Welzin in einigen Linien zusammengestellt und sagt: „Es sei erlaubt, dieser schwachen gottseligen Nonne, in welcher die Kraft des Herrn soviel vermochte, einige Zeilen zu weihen. Sie, eine arme Magd, war das Gefäß, das Er auserkoren, das verarmte, verödete Kloster an der Muota wieder zu beleben und zu heben. Sie stammte von armen Eltern in Baden, sollte schon in jungen Jahren ihr Brod sich selber verdienen, und kam nach Lucern. Hier sammelte sie sich, mit glücklichen Anlagen ausgestattet, im Stande einer Dienstmagd mancherlei Kenntnisse. Bald aber trieb ein innerer Drang zum Klosterleben sie fort; sie kam, durch geistlichen Rath ermuntert, in das Muotathal, und bat um Aufnahme. Zwar hatte sie dem armen Kloster an baarer Aussteuer kaum einen Sparpfennig aus ihrer Dienstzeit anzubieten; allein ihr ganzes äußerliches Wesen, der sanfte Abglanz von Unschuld, Friede, Klugheit und Zurückgezogenheit sprach für sie. Im Jahre 1596, im 24. ihres Alters, legte sie die feierlichen Ordensgelübde ab, und erhielt den Namen M. Veronika. Da sie mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, milde Demuth und männliche Klugheit verband, so wurde sie schon nach zwei Jahren zur Oberin erwählt. Dieses Amt versah sie, fast ununterbrochen, 40 Jahre lang, brachte dem Gotteshause neues Ansehen und Vertrauen, äufnete das Vermögen desselben und gewann 27 junge Schwestern, welche sie, eine große Verehrerin des Kreuzes, vorzüglich an dieses wies, von diesem Lehrstuhle der göttlichen Liebe aus

Gegenliebe zu lernen und zu schöpfen." (Geschichtsfreund VI., S. 148—149). Vierzehn Jahre vor ihrem Tode legte sie die Würde nieder; sie starb den 2. Brachmonot 1651 nach einem mühen- und segensvollen Wirken, als eine heilige Frau verehrt, im 80. Jahre ihres Lebens (Gefällige Mittheilung aus dem Kloster Muotathal).

Villbeta, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

Vincenz Ferrerius, der heilige, Dominikaner. (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 316 ff.). Was dieser Gottesmann durch seine Predigten und seinen Eifer zu Stande brachte, läßt sich kaum in Schriften wieder geben. Weil dem Heiligen eine große Menge Volkes von Ort zu Ort nachfolgte, von dem ein Theil für die begangenen Sünden und zur Anflehung der Erbarmungen Gottes öffentliche Buße that, ein Theil aber aus Andacht ihn begleitete, um an den Worten des großen Dieners Gottes sich zu erbauen und von ihm die Vorschrift zu einem christlichen Leben zu empfangen, so wurde von ihm eine gewisse Ordnung und religiöse Einrichtung der Züge getroffen, um die Andacht zu erhöhen und den Bußeifer zu regeln. Er vertheilte Priester unter die Schaaren, die ihre Beichten aufnehmen und die hl. Gesänge leiten mußten; Notare, welche die geschlossenen Versöhnungen aufzuzeichnen hatten, um allfälligen Rückfällen in die vorigen Feindschaften vorzubeugen, vertraute Männer, welche für den Unterhalt, für die Vertheilung der Lebensmittel und für die Nachtlager, je nach dem Geschlechte und Stande, sorgen sollten. Er ließ die, welche ihm folgten, um öffentliche Buße zu thun, nach Sonnenuntergang Prozessionen anstellen, Loblieder singen und legte ihnen auf, sich auf die entblößten Schultern zu geißeln, zum Andenken an das Leiden Christi und zur Nachlassung der Sünden. Diese Geißlung geschah mit glühender Andacht, mit einer tiefen Trauer, innigem Reueschmerz und mit solcher Gottesfurcht und frommem Eifer, daß die Bewohner der Orte, durch welche diese Büßer zogen, nicht nur in lautes Weinen ausbrachen, sondern durch dieses Schauspiel ergriffen, selbst dem Manne Gottes nachfolgten und sich in die Reihe der Büßenden stellten, so daß diese büßende Schaar oft auf 10,000 Menschen anwuchs. Ueber diese Geißelschaaren bemerkt trefflich Herr Schrödl: „Wir dürfen selbe keineswegs mit den häretischen Flagellanten verwechseln, indem sie sich keine

Unordnungen oder Unsittlichkeiten zu schulden kommen ließen, sondern vielmehr zur allgemeinen Auferbauung und Erweckung des Bußgeistes mitwirkten." (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. IV. S. 39—40). — Seine gewöhnliche Tagesordnung war folgende: Nach fünf Stunden Schlaf auf einem harten, elenden Lager, brachte er die übrige Nachtzeit im Gebete und der Lesung der heiligen Schrift zu; früh Morgens, nach dem gesungenen Amte predigte er; hierauf ließ er sich die Kranken und Presthaften vorführen, über die er das Kreuz machte und die Formel betete: „Sie werden den Kranken die Hände auflegen und diese werden genesen: Jesus Christus, der Sohn Mariens, das Heil und der Herr der Welt, der dich zum katholischen Glauben berief, bewahre dich in diesem, führe dich zur Seligkeit, und befreie dich von dieser Krankheit. Amen." Nach Angabe der Heiligsprechungsbulle heilte er auf diese Art 873 kranke Personen. Mit dieser Lebensweise und ungeachtet seiner ungeheuern Missionsstrapazen verband er noch verschiedene Bußübungen, dennoch bewahrte er bis zu seinem Ende (5. April 1419) die volle jugendliche Geisteskraft, so daß er, wenn auch wegen seines Alters körperlich sehr gebrechlich, nichts destoweniger beim Predigen einem feurigen Jüngling glich. — Bei der Feier der heiligen Messe sah man häufige Thränen aus den Augen dieses großen Dieners fließen, und alle Anwesenden, die ihn sahen, brachen nicht selten in Thränen aus, als hätte ein Jeder den Tod eines theuern Blutsverwandten zu beklagen. Dasselbe geschah, so oft er predigte; wenn er aber auf das kommende Gericht, auf das Leiden Christi oder auf die Peinen der Hölle zu sprechen kam, weinte er nicht nur selbst, sondern die ganze Versammlung brach in so lautes Weinen und Schluchzen aus, daß er eine geraume Zeit innehalten mußte, bis er und die Versammlung sich wieder gefaßt hatten. In Spanien allein hatte er 25,000 Juden und 8000 Sarazenen bekehrt. Sein Tod setzte das christliche Europa in tiefe Trauer und ein frommer Schweizer meint: Hätte Vincenz sich länger in Genf und der Waadt aufhalten können, oder wäre er einige Jahrzehnte später dahin gekommen, so würde der große Abfall von der römisch-katholischen Kirche nicht ausgeführt worden sein.

Vincenz Freudenmeyer von Meersburg, Capuciner. Die Stadt Meersburg liegt am Bodensee, Constanz

gegenüber, und war ehedem die Residenz der Bischöfe von Constanz. In dieser Stadt kam P. Vincenz zur Welt, und stammte von ehrlichen Eltern. Sein Vater hieß Freudenmeyer, der Mutter wird in den Annalen nicht erwähnt. Er trat in den geistlichen Stand, und wurde unter dem Abt von Ochsenhausen zu Daxheim als Pfarrer angestellt. Er lernte den Capucinerorden lieb gewinnen, so daß er sich entschloß, seinen Posten aufzugeben und seine Tage in dem seraphischen Orden zu beschließen. In dieser Absicht reiste er nach Altdorf, meldete sich beim Pater Angelus von Mailand, dem damaligen Provinzial, der ihm die Aufnahme bewilligte. Von den edelsten Gefühlen seines Berufes beseelt, bewährte er sich als ein Muster aller Tugenden, unter denen besonders die Liebe hervorstrahlte. Er zeigte im Krankendienste eine unbegrenzte Hingebung, fürchtete die ansteckendsten Krankheiten nicht und besuchte in der Nähe und Ferne die Kranken und Presthaften. Als er im Jahre 1611 zu Ensisheim dem Kloster vorstand, kam er als Oberer zu dem Kapitel nach Lucern, wo eben die Pest schonungslos wüthete. Er bat die versammelten Väter um die Erlaubniß, sich da dem Dienste der Kranken widmen zu dürfen; seinem heiligen Eifer wurde entsprochen und nun lief er durch die Stadt, pflegte die Kranken, hörte Beicht, spendete die Sterbsakramente und reichte die Arzneien. Später wurde er als Guardian nach Schwyz befördert, wo die Pest noch fortdauerte. Daselbst hatte der Tod einige Mitbrüder hingerafft, Andere lagen noch im Krankenzimmer, und so hatte P. Vincenz vollauf zu thun. Nicht nur die Lebenden, sondern auch die Verstorbenen sprachen ihn um Hülfe an. Noch stund P. Vincenz in den besten Mannesjahren und man durfte hoffen, er würde der Provinz noch lange nützen; aber er hatte für viele Jahre gearbeitet und sollte nicht länger auf die Belohnung harren, die dem treuen Diener im Lande des Friedens bereitet war. Sein Hinschied erfolgte in Solothurn am 22. Jänner 1618. Er zählte erst 51 Jahre. (Annal. Prov. Helv., Lucernæ, mst.; Catalogus defunctorum Prov. Helv.; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 155—157).

Vorbetta, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

W.

Walburga Theresia von Liebenfels Worblingen, letzte Aebtissin des Damenstiftes von Schännis.

Dieß uralte, hochberühmte und einst sehr begüterte adelige Damenstift Augustinerordens, rechts von der Linth an der Straße von Weesen nach Uznach gelegen, soll schon um's Jahr 809 von einem Grafen Hunfried, Herrn zu Istrien und Grafen zu Churrhätien, gegründet worden sein. Derselbe war 799 Kaiser Karl, dem Großen, nach Italien gefolgt, und hatte von ihm zur Belohnung seiner Treue einen Theil des heiligen Kreuzes, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, erhalten, welches seither immer im Kloster Schännis aufbewahrt wurde (Eichhorn, Epis. Cur. p. 232 etc.). Schännis war ein sogenanntes freiweltliches, adeliges Damenstift, sowie einst Fraumünster in Zürich, Säckingen im Großherzogthum Baden, ursprünglich Catzis in Bünden, und in den letzten Zeiten auch Olsberg bei Rheinfelden. Die Frauen hatten ihre besondern Satzungen und Vorschriften, die ihnen der päpstliche Legat Fabrizius Verallo 1607 erneuerte (s. J. von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen III. 154). Sie lebten nach der Ordensregel des heiligen Augustin, entrichteten aber nicht die Gelübde wie in den eigentlichen Klöstern, änderten auch nicht ihre Taufnamen, sondern konnten frei ein- und ausgehen, Besuche machen oder empfangen, und selbst ganz austreten und heirathen, nur die Aebtissin nicht. Die Damen trugen ganz schwarze Tracht und über dieselbe ein breites, scharlachrothes, seidenes Band, das oben auf der linken Schulter mit einer Masche befestigt, schräg über die Brust an die rechte Seite ging und hier ebenfalls befestigt war. An diesem Bande hing ein goldenes Medaillon, auf der Vorderseite auf rothem Email mit dem Bilde des heiligen Sebastian, wie er von Pfeilen durchbohrt wird, und dem der Mutter Gottes auf Perlmutter auf der Rückseite. Zur Aufnahme mußten die Frauen

alle ihren reinen Adel von sechszehn Ahnen, acht väterlicher und eben so viel mütterlicher Seits, aufweisen können. Gemäß der Satzungen durfte keine zur Chorfräulein angenommen werden, welche einäugig, blind, lahm, hinkend, bucklicht oder geistesverwirrt war. Die zu leistende Ahnenprobe wurde strenge gefordert, darum finden wir in den Zeiten nach der Reformation meist nur Frauen von Adel aus dem Schwabenlande, Breisgau, Elsaß und den Landen des Bischofs von Basel, weniger aus der Schweiz selbst. Das Stift hat in älterer und noch neuerer Zeit fromme und gottselige Aebtissinnen und Damen in sich geborgen, und gewiß wäre von der ältern Zeit viel Gutes zu veröffentlichen; allein die Feuersbrünste von 1585 und 1610 haben die meisten Urkunden vernichtet, und darum müssen wir uns auf die neuere Zeit beschränken. — Walburga Theresia war die Tochter des Herrn Franz Christoph, Freiherrn von Liebenfels, Herrn zu Worblingen an der Aach, und der M. Anna Josepha Frejin von Hornstein Weiterdingen, und wurde den 7. Hornung 1740 geboren. Ihre Eltern erzogen sie in den Grundsätzen des Christenthums und standesgemäß, und von Jugend an zeigte das Fräulein Neigung zur Tugend und der jungfräulichen Bescheidenheit. Der ehelichen Verbindung abhold, wies sie jeden Antrag zurück und ließ sich 1758 in das Damenstift Schännis aufnehmen, in welchem sie sich ihres Berufes würdig bewährte; denn sie zeichnete sich nicht nur durch einen frommen Wandel aus, sondern sie wurde die Zierde ihres Stiftes. Darum wurde sie 1796, schon ziemlich bejahrt, zur Vorsteherin des Convents ernannt. Es waren schwierige Zeiten, nämlich jene der französischen Staatsumwälzung, in denen die Ordnung der Dinge umgeworfen und Staat und Kirche geknechtet wurden. Die Aebtissin von Schännis benahm sich sehr klug, mußte in diesen Stürmen Vieles leiden, was sehr nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkte. Ueberhaupt war sie eine gebildete Gesellschafterin, Vielen eine zuverlässige Freundin, ihren Mitfrauen eine liebreiche, gefällige Mutter, führte eine kluge Haushaltung und wußte ihr Stift, so lange sie lebte, zu erhalten. Doch war die Aufhebung desselben nicht mehr ferne; der Himmel wollte ihr diesen letzten Kummer ersparen und nahm sie 1810 zu sich. Bald nach ihrem Tode wurde am 8. Mai 1811 das Stift laut Beschluß des großen Rathes von St. Gallen,

dem es seit 1803 zugehörte, aufgehoben, nachdem es bei 1000 Jahren bestanden hatte. Die noch lebenden Damen wurden mit einem Jahrgehalt verabschiedet und aus ihren friedlichen Mauern verdrängt. Das Wappen des Stiftes Schännis war eine goldene Krone, worüber ein Kreuz in rothem Felde (Holzhalb III, 548; Schweizerische, monatliche Nachrichten, 1810, S. 20).

Waldebert, der heilige, Abt von Luxeuil. Er war der würdige Nachfolger seiner zwei Vorgänger, der hhl. Columban und Eustasius und an Verdiensten ihnen gleich. Er erblickte zu Ponthieu in der Picardie das Licht der Welt, stammte von hochedlen und reichen Eltern, übte sich in der Jugend nach der damaligen Sitte der Großen in den Waffen und ging oft auf die Jagd. Er wuchs fromm und tugendhaft heran, war überaus freigebig gegen die Armen, und gewann sich bald die Achtung aller Gutgesinnten in solchem Grade, daß er in die bürgerlichen Aemter gewählt wurde; allein er entsagte der Welt, begab sich zu dem heiligen Eustasius, und empfing aus dessen Händen das Kleid des heiligen Columban. Dieser sandte ihn mit dem heiligen Chagnoald (s. d. A.), in das Kloster Faremoutiers, um die Regel des heiligen Columban einzuführen. Bei seiner Rückkehr fand er den heiligen Eustasius nicht mehr am Leben; er mußte demselben im Amte nachfolgen, und leitete das Kloster so vortrefflich, sowohl in leiblicher als geistlicher Beziehung, daß von allen Seiten Jünglinge herbeieilten, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Die Zahl der Mönche stieg auf fünfhundert, und der Zulauf war so groß, daß sie sein Kloster nicht mehr zu fassen vermochte; deßwegen suchte er einen schicklichen Ort auf, um dort eine neue Kolonie seines Gotteshauses anzulegen. Das Vorhaben des Gottesmannes kam zu den Ohren Gundonius (Gundo, Gundomar), Herzogs von Elsaß, eines gutgesinnten und wohlthätigen Herrn; dieser schickte seine Diener an ihn, mit der Bitte, daß er zu ihm komme (Bolland. Acta SS. T. III. Febr. p. 264). Waldebert säumte nicht, der Einladung des Herzogs zu folgen, reiste sofort an den Hof, wo er durch sein bescheidenes Betragen das Wohlwollen des Herzogs Gundonius in dem Maaße gewann, daß er ihm zum Bau eines neuen Klosters ein Stück Land zu Granfelden in dem bernerischen Jura mit allem Zugehörigen schenkte. Mit

dem innigsten Dank für so ausgezeichnete Großmuth verabschiedete sich Waldebert von seinem Wohlthäter, nachdem er ihm die Versicherung ausgesprochen, durch diese edle That habe er den Nachlaß seiner Sünden erlangt. Zurückgekehrt zu seinen Genossen, wählte er einige Brüder, zog mit ihnen unter Gebet an Ort und Stelle, um einen schicklichen Ort zum Aufbau des Klosters zu wählen. Sie fanden endlich den Eingang in das große Thal, das sich am Fuße des Jura hinzieht und von der Birs durchrieselt wird, und dort die Stelle, die ihnen zur Ansiedelung geeignet schien. Waldebert kehrte Gott dankend um und schickte einige Mönche, Schüler des heiligen Columban, unter der Leitung des Priesters Fridoald dorthin, dem er die Anordnung des Baues übertrug. Die Einsiedler machten sich an das Werk, öffneten den Eingang in das Thal, eine Arbeit, die heute noch bewundert wird; sie schafften unverdrossen an der Reinigung des Platzes, beschäftigten sich mit dem, was der neue Bau erforderte, fällten Holz, führten Steine herbei und leisteten den Bauleuten, die ihnen der Herzog zugesandt hatte, die thätigste Hülfe. In kurzer Zeit war der Bau zu Münster in Granfelden aufgeführt, und Waldebert schickte sich an, dem neuen Convent einen würdigen Vorsteher zu geben. Er wählte den heiligen German (s. Bd. I. S. 267 ff.), einen deutschen Edelmann, den er mit Andern auf den neuen Posten führte und zu ihm sprach: „Sei ohne Furcht und umgürte deine Lenden." Nachdem er die Brüder zum pünktlichen Gehorsam und gegenseitiger Liebe ermahnt und ihnen den Segen ertheilt hatte, kehrte er abermal zu seinem Kloster zurück, wo er, nachdem er 40 Jahre dem Kloster von Luxeuil vorgestanden, den 2. Mai 665 starb. Er fand seine letzte Ruhe in der Kirche des heiligen Martin. Auf seinem Grabe geschahen mehrere Wunder, die ihm den Namen eines Heiligen erwarben. Seinen Namen findet man in mehrern Marthyrologien und in den französischen Kalendern unter dem 2. Mai (Migne, Encyclopédie, T. 41, p. 1216; Bolland. Acta SS. T. I. Maji, p. 274—282; von Mülinen, Helv. S. Bd I).

Waldo, Bischof von Basel, s. Hetto, Bischof u. s. w.

Wallraf, s. Johann II., Bischof von Basel.

X.

Xaver Amrhyn, s. Peter Hug, Jesuit.
Xaver Motschi, s. Joseph Stephan Motschi.

Y.

Yrta, die heilige, Jungfrau. Viele Männer und Frauen aus dem heutigen England, wanderten den deutschen Gauen zu. Einige kamen als apostolische Glaubensboten, die ihr Heil zu Hause gefährdet, oder sich verfolgt sahen, gedachten an die Worte, die Jehova zu Abram sprach: „Geh' aus deinem Lande, und aus deiner Verwandtschaft, und aus deines Vaters Hause, und komm in das Land, das Ich dir zeigen will." — Unter die Letztern gehört auch die heilige Wittwe Nothburga mit ihren Kindern, von der wir übrigens nichts wissen, als was uns P. Daniel Feldner berichtet. [1]) Dieser verfügte sich nach dem Klettgau, zeichnete Alles, was er von sachkundigen Männern erfahren konnte, genau auf, und lieferte das Ergebniß seiner Nachforschungen ein. Die heilige Nothburga war eine königliche Tochter aus Schweden, verehelichte sich sehr jung, und lebte mit ihrem Manne in Eintracht und Liebe; aber bald starb ihr theurer Mann und ließ seine Gemahlin in gesegnetem Zustande zurück. Ihre Anverwandten traten feindselig gegen sie auf, verkümmerten ihre Tage, und vertrieben sie aus ihren Besitzungen. Die verfolgte Wittwe wanderte aus, schlug den Weg nach Deutsch-

---

[1]) Unsere heilige Wittwe ist nicht zu verwechseln mit der heiligen Jungfrau Nothburga aus Austrasien, der Nichte des Pipins von Heristal, wie auch nicht mit der heiligen Jungfrau Nothburga in Tyrol. Beide stehen in der Zahl der Heiligen. Der Gedächtnißtag der Erstern ist der 30. Weinmonat, der Letztern der 14. Herbstmonat.

land ein, und kam nach vielen überstandenen Leiden und Gefahren in den Bezirk von Klettgau, wo jetzt das Dorf Bühl steht, ein Ort am rechten Ufer des Rheins, welcher unter die Diöcese von Constanz gehörte. Bald nahte die Zeit ihrer Niederkunft und wunderbarer Weise gebar sie neun Kinder. Man kann kaum den Ohren trauen, wenn man dieses hört. — Die erste Sorge der gottseligen Mutter war, die Kinder aus der Taufe zu heben; aber leider war kein Wasser vorhanden. Sie verrichtete ein Gebet, nahm ihren Reisestock zur Hand, klopfte zum Himmel blickend auf einen Felsen und sogleich sprudelte ein Brunnenquell hervor. Darauf taufte sie ihre acht Kinder, eines war gleich nach der Geburt gestorben. Die Leute, von diesem Wunder in Kenntniß gesetzt, strömten zu diesem Brunnen, und erfuhren dessen heilsame Wirkungen. Die Anwohner wurden eifersüchtig, behaupteten, das Wasser gehöre ihnen, und nicht den Fremden, beunruhigten die aus der Ferne Kommenden und verunreinigten das Wasser. Nothburga mahnte die Unruhigen zur Verträglichkeit und Dankbarkeit gegen Gott, aber sie predigte tauben Ohren; und da sie sah, daß sie nichts ausrichtete, bat sie abermal zum Herrn und auf ihr Gebet hörte der Brunnen zu quellen auf; kam aber in dem anliegenden Walde hervor, wo er heute noch fließt und die Kranken heilet. Nothburga war eine fromme Frau, im Glauben stark und blickte in den Tagen des Kreuzes und der Leiden vertrauensvoll zum Herrn hin; sie konnte ihren Kindern, weil man ihr das Erbgut in Schweden zurückhielt, keine Reichthümer geben, aber sie hinterließ ihnen einen weit köstlichern Schatz, nämlich den Glanz ihrer Tugenden. Die Kinder waren das lebendige Abbild der Mutter, erhellten wie sie das ganze Klettgau durch ihre Heiligkeit, nahmen sich der Sünder und Sünderinnen an und führten die Verirrten auf die Bahn des Heils. Die fromme Wittwe hatte den Becher der Leiden, theils in ihrem Vaterlande, theils in der Verbannung, geleert, ihre Tage dem Herrn und den Kindern geweiht, und schaute wonnevoll der Stunde entgegen, die ihr das Reich der Verklärung öffnete. Wir wissen weder das Jahr noch den Tag ihres Scheidens von dannen, aber Abbé Migne erklärt mit Uebereinstimmung des P. Feldners, daß ihr Uebergang im neunten Jahrhundert erfolgt sei. Die Leute der Umgebung, welche sie wie eine Heilige verehrten, legten sie

da zur Ruhe, wo auf ihre Fürbitte bei Gott der Brunnen entquollen war. In Folge der Zeiten wurde eine Kapelle über ihrem Grabe erbaut, und ihre Gebeine daselbst beigesetzt. Die Katholiken von Klettgau pilgerten in ihren Nöthen und Anliegen sehr zahlreich zu der Seligen, riefen ihre Hülfe bei Gott an und wurden oft wunderbar erhört. „Allein nicht nur in älterer Zeit," sagt P. Feldner, „sondern auch jetzt noch wirkt die Heilige Wunder" und führt einige Beispiele an. So ward 1639 eine adelige Dame, die ein Versprechen machte, zu ihrer Kirche zu wallfahren, von der Wassersucht geheilt. Ein schwer verwundeter Mann von Grießen, den die Aerzte für unheilbar erklärten, genas plötzlich, nachdem er die heilige Nothburga vertrauensvoll angerufen hatte. — Nun auch noch ein Wort von ihren Kindern: Wir kennen nur den Namen einer Tochter, nämlich der heiligen Yrta oder Hirta, der übrigen aber nicht. Sie lebten zerstreut in dem Gebiete von Klettgau, führten ein heiliges Leben und wirkten vor und nach dem Tode Wunder. Das gläubige Volk erbaute ihnen zu Ehren Gotteshäuser, suchte durch sie Hülfe bei Gott und der Himmel erhörte die Bittenden. Zur Zeit der Reformation, die so viele Denkwürdigkeiten und Heiligthümer vernichtete, wurden die ihnen geweihten Kapellen und Kirchen zerstört, und damit verschwanden ihre Namen und ihre Verehrung. Jedoch hörte die Verehrung der heiligen Nothburge nicht auf; denn sie wird annoch als Schutzheilige in Bühl am 26. Jänner verehrt. — Die heilige Yrta, die an Tugend und Heiligkeit ihr Zeitalter überstrahlte, blieb wahrscheinlich, so lange die Mutter lebte, an ihrer Seite, aber nach ihrem Tode begab sie sich nach Jestetten. Sowohl Bühl als Jestetten gehörte unter die Abtei von Rheinau, und es ist leicht möglich, daß Yrta deßwegen dahinzog, um unter der Leitung der frommen Väter zu leben. Da nun theilweise Klettgau der Schweiz zugehörte, so betrachten wir die heilige Nothburga und ihre Kinder billig als Schweizerheiligen. Auch P. Mauriz Hohenbaum van der Meer (s. tausendjähriges Schicksal des freien Gotteshauses, S. 54) gibt uns in diesem Sinne einen erfreulichen Aufschluß. Seine Worte lauten: „Das nächst an Weissenburg gelegene Ort Bühl war damals (d. h. als es dem Gotteshause Rheinau geschenkt wurde) noch nicht zu einem Dorfe erwachsen, es bestund nur aus einigen zerstreuten Höfen, wie aus der alten Uebergabe von

dem Leben der hl. Nothburga, Patronin des Kleggaus (eine Gegend zwischen Rheinau und Schaffhausen, zum Theil der Schweiz angehörend), abzunehmen (Lutz, Handlexikon der Schweiz). Von dieser wird erzählt, daß sie in diesem Zeitalter aus Schottland oder England nach Bühl gekommen, und zu der Taufe ihrer Kinder, deren sie neun geboren, einen Brunnen durch ihr Gebet von Gott erhalten habe, welcher bis auf den heutigen Tag den Kranken heilsam ist. Der Uebergabe nach ist sie zu Bühl begraben, allwo die Pfarrkirche noch wirklich Rheinau gehört (jetzt versieht das Kloster nur noch die Pfarreien Rheinau und katholisch-Mammern mit Conventualen aus seiner Mitte); es solle aber auch ehedessen eine Propstei für unsere Ordensgeistlichen allda gestanden sein. Die Heiligkeit ihrer Kinder solle das ganze Kleggau erleuchtet haben; eine von den Töchtern, Hirta mit Namen, wird zu Jestetten in einer besondern Kapelle, nächst an dem Pfarrhofe, seit uralten Zeiten verehret." — In Jestetten also heiligte Yrta ihre Tage, starb im Geruche der Heiligkeit, geachtet und gefeiert bei Gott und den Menschen. Daselbst fand sie ihre Ruhestätte und über ihrem Grabe erhob sich bald ein herrlicher Tempel. Nach der beständigen Ueberlieferung wurden ihre Gebeine der Erde enthoben und unter den Hochaltar beigesetzt. Von Nah und Fern pilgerten die Leute zu ihrem Grabe, flehten ihre Hülfe bei Gott an und der Herr verherrlichte seine Freundin durch Wunder. — In den Religionsstürmen zerstörte die blinde Wuth der Protestanten auch dieses Heiligthum, und die Katholiken beklagten die Entehrung desselben; Abt Ulrich von Rheinau aber ließ, als er zum Abte gewählt worden, das Gotteshaus wieder weihen. Die heilige Nothburga und ihre Tochter Yrta kommen in dem Verzeichnisse der Heiligen am 26. Jänner vor. Auf den ältern Gemälden wird Nothburga, acht Kinder auf den Armen haltend, das neunte, nämlich das ungetaufte zu den Füßen liegend, abgebildet. (Bolland., Acta SS. T. II. Januarii, p. 750—751; Migne, Abbé, Encyclopédie theologique, T. 50, p. 582).

Inhaltsverzeichniß.

Leben und Wirken heiliger und gottseliger Personen des Schweizerlandes.

Dritter Band.

A.

Bei **Gebr. Karl und Nikolaus Benziger** in Einsiedeln, New-York und Cincinnati sind ferner nebst vielen andern Werken erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cochem, P. Martin von, **der goldene Himmelsschlüssel.** Mit Approb. Mit 5 B. 12. 1861. (368 S.) 10 Ngr. 33 kr. Fr. 1. 15 C.

Christus unser Heil. Anmuthungen und Gebete für alle Verehrer des hhl. Altarssakraments. Mit Approbation. 5 Bilder. 12. 1862. (420 Seit.) 12 Ngr. 39 kr. Fr. 1. 40 C.

Effinger, P. Konrad. **Bußbilder** oder Anleitung zu einer aufrichtigen Bekehrung und einem gottseligen Leben. Ein Betrachtungs- und Gebetbuch. Mit vielen bildlichen Darstellungen aus dem Leben heiliger Büßer und Büßerinnen 2c. Approbation. 12. 1861. (406 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr 1. 90 C.

— **Die Nachfolge Mariä** oder die seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria, als Vorbild aller Tugenden, in Betrachtungen dargestellt für ihre frommen Verehrer. Nebst Gebetbuch. Mit Approb. 2. Aufl. Mit 4 Stahlst. 12. 1862. (492 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

Ehre sei Gott in der Höhe! Gebet- und Erbauungsbuch besonders für die heilige Adventszeit. Mit Approbation. 5 Bildern. 12. 1862. (274 Seiten.) 10 Ngr. 33 kr. Fr. 1. 15 C.

Feier, die, des tausendjährigen Bestehens von Maria-Einsiedeln im Festjahre 1861. Denkschrift über die Festlichkeiten des Millenariums. Mit den Festpredigten der Hochw. Bischöfe von Basel und Straßburg, des Hochw. Abts Dr. Haneberg und der Hochw. P. Gall Morel, P. Karl Brandes, P. Georg Ulber und P. Jos. M. Reisle. gr. 8. 1862. (212 S.) brosch. n. 25 Ngr. fl. 1. 24 kr. Fr. 3.

Freuden des Christen in Gott und Religion. Ein vollständiges Gebetbuch. 44ste Auflage. Mit 2 Bildern. 8. 1862. (380 Seiten.) 9½ Ngr. 30 kr. Fr 1. 5 C.

— Dasselbe, in schönster Ausstattung mit 14 feinen Holzschnitten und 4 Chromo-Bildern **in feinerm Druck und kleinerem Format.** 2te Aufl. 18. 1862. (332 Seiten.) 7 Ngr. 24 kr. 85 C.

Hecht, P. Laurenz. **Der selige Benedikt Joseph Labre,** französischer Pilger. Apostolisches Sendschreiben, über seine Tugenden und Seligsprechung nebst einigen seiner Denksprüche, Gebete und Wunder. Mit bischöflicher Approb. Mit Abbildungen. 12. 1860. (96 Seiten.) 3 Ngr. 9 kr. 30 C.

Kommet zur Mutter! Ein Marien-Monat in Betrachtungen, Gebeten und Beispielen zur Verehrung der göttlichen Mutter auf alle Tage des Maimonats. Nach dem Französischen von Abbé L. Jung. Mit allgem. Andachten. Approbation. 2te Aufl. Mit 7 Bildern. 18. 1859. (360 Seiten.) 8 Ngr. 27 kr. 95 C.

Leben und Wirken des hl. Meinrad. Mit einem Namensverzeichnisse der Mitglieder des Stifts Maria-Einsiedeln seit dem hl. Meinrad. Nebst archivalischen Notizen. **Prachtausgabe** mit feinsten Holzschnitten, Zier-Initialen 2c. und 10 Stahlstichen. Lexikon-Oktav. 1861. (272 Seiten.) Elegant broschirt n. 2 Thlr. 8 Ngr fl. 3. 48 kr. Fr. 8.

Liguori, Unterrichts-, Betrachtungs- und Gebetbuch. Herausgegeben von P. A. Merk. Mit Approbation. 5te Auflage. Mit dem Bildniß des Heiligen und 6 andern Bildern. Gr. 8. 1862. (588 Seiten.) 24 Ngr. fl. 1. 18 kr. Fr 2. 75 C.

Lilie, die, im Garten Gottes, oder der jungfräuliche Stand, dessen Schönheit und Bewahrungsmittel. Aus den Schriften des heil. Alphons von Liguori. 5te Auflage. 2 Bilder. 12. 1858. (180 Seiten.) 4½ Ngr. 15 kr. 55 C.

Liliengarten, Marianischer. Vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch 15 Theile. Mit besondern Andachten für die Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes 2c. Approbation. 3te Auflage. Mit 5 Bildern. 8. 1862. (534 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

Lobet den Herrn! Vollständiges Gebetbuch für alle Stände, Alter und Verhältnisse. Mit Approbation. Mit 5 Bildern. 12. 1862. (424 Seiten.) 12 Ngr. 39 kr. Fr. 1. 40 C.

Nakatenus, Wilh., aus der Gesellschaft Jesu. Himmlisches **Palmgärtlein.** Vollständiges Gebetbuch. Elegante Ausgabe mit neuen Vignetten und feinen Bildern. 32. Erscheint im October. 1862.

Orden, der dritte, des hl. Augustinus. Regel und Gebetbüchlein. Nebst marianischen Tagzeiten und allgemeinen Andachten 2 Bild. 12. 1856. (288 Seiten.) 6½ Ngr. 21 kr. 75 C.

Perrot, P. Claudius, **geistliches Morgenbrod** für christliche Seelen im Welt- und Klosterstande. Mit Approb. 5 Stahlst. 8. 1862. (800 S.) Thlr. 1. 9 Ngr. fl. 2. 9 kr Fr. 4. 50 C.

Schubiger, P. Anselm, **Gesang- und Gebetbuch** für das Volk, enthaltend drei- und vierstimmige Lieder, für den öffentlichen Gottesdienst, nebst allgemeinen Andachtsübungen. Mit neuen Notentypen. 3te Auflage. 3 Stahlstiche. 8. 1861. (376 Seiten.) 27 Ngr. fl. 1. 30 kr. Fr. 3. 15 C.

— **Laudate dominum! Lobet den Herrn!** Lobgesänge aus christlicher Vorzeit in 21 Hymnen auf die heiligen Zeiten und Feste der katholischen Kirche in lateinischer und deutscher Sprache für vier Singstimmen ohne Begleitung. 2te Auflage. Gr. quer 8. 1859. (40 Seiten.) broschirt. 13 Ngr. 42 kr. Fr. 1. 50 C.

— **Die Sängerschule St. Gallens** vom achten bis zwölften Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gesanggeschichte des Mittelalters. Mit 96 Seiten Abhandlung, 35 Facsimiles in lith. Gold- und Farbendruck und 60 Seiten Beispiele in neuesten Notentypen. Elegante Ausgabe. Groß hoch 4. 1859. Geh. Thlr. 2 24 Ngr. fl. 4. 45 kr. Fr. 10. —

Schule und Tempel für Jungfrauen, die nach christl. Vollkommenheit streben. Lehr- und Gebetbuch in 5 Abtheilungen. I. Tugendschule; II. Lehrschule; III. Berufsschule; IV. Lebensschule; V. Tempel für Jungfrauen. Bearbeitet nach „Philothea", „Braut Christi" &c. Mit Approbation. 7te Aufl. Mit 6 Bild. 8. 1862. (588 Seiten.) 18 Ngr. 1 fl. Fr. 2. 10 C.

Schutzengel, der heilige. Vollständiges Gebetbuch. 36. Auflage. 2 Bilder. 12. 1862. (360 Seiten.) 7 Ngr. 24 kr. 85. C.

— Dasselbe, in Einfassung, mit Vignetten und 4 Chromobildern. Eleg. Ausgabe in feinerm Druck und kleinerm Format. 2te Auflage. 32. 1862. (320 Seiten.) 5½ Ngr 18 kr. 65 C.

Sigrist, Jos., **Hausbüchlein,** für den gemeinschaftlichen **häuslichen Gottesdienst.** Mit Approbation. Mit 2 Bild. 12. 1862. (192 Seiten.) 4½ Ngr. 15 kr. 55 C.

Smets, Dr. Canonicus. **Maria hilf!** Gebetbuch für Verehrer Mariä Mit Approb. 2te Auflage. 5 Bilder. 8. 1860. (360 S.) 8 Ngr. 27 kr. 95 C.

Stöcklin, P. C., **Festblumen.** Eine Sammlung mehrstimmiger Lieder auf die Festtage des Jahres, für Kirche und Schule. 2te **revidirte und schöner ausgestattete Ausgabe,** mit neuen Noten-Typen. Gr. Quer 4. 1860. (102 S.) br. 21½ Ngr. 1 fl. 12 kr. Fr 2. 50 C.

Thut Buße, das Himmelreich ist nahe. Gebet- und Erbauungsbuch zur Feier der heiligen Fastenzeit Vorzüglich für Verehrer des bittern Leidens Christi. Mit vier Meßandachten, der Leidensgeschichte Jesu Christi, neun Betstunden und allgemeinen Andachten. Mit Approb. 5 Bilder. 12 1862. (320 Seiten.) 9½ Ngr. 30 kr. Fr. 1. 5 C.

Willam, P. Friedrich. **Das Brod des Lebens.** Vollständiges Kommunionbuch, besonders für solche, die öfter kommuniziren. Mit 30 verschiedenen Kommunionandachten und allgemeinen Andachtsübungen. Mit Approbation. 2te Auflage. 5 Bild. 12. 1858. (444 S.) 14 Ngr. 45 kr. Fr. 1. 60 C.

— **Unser Mit-Leiden mit der schmerzhaften Mutter Christi.** Betrachtungen über die sieben Schmerzen Mariä nebst besondern und allgemeinen Andachten. Aus dem Italienischen. Mit Approbation. 5 Bilder. 8. 1859. (548 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

Glarus, v. Hilarius —— S. 244.
Vintschgau (vallis venusta) : 221.
: Gott läßt sich überall finden! : 333.
Friaul — forojuliensis: S. 4. ——
St. Thomas Greifenklaue: 1, 330. !
Ein Jacob des neuen Bundes!: 1, 124. !
— „Agaunum" = Fels (Felsstift!) 2, 244.
Augia Domini = Herrenau, 2, 172.
Rorschach = Rosacium, 3, 395.
Veltlin = vallis Tellina, 1, 51.
Romainmotier = Romani monasterium 1, 14.
Aventicum = Avenche: 2, 39.
Lausodunum, Lausonium, Lausonna, Lausanne 2, [illegible]
Prothasius = Prez — 1, 90.
Gratianopolis = Grenoble — 1, 24.
Confugia — Kaufungen — 2, 405.
Bergeltal — Praegallia — 1, 258.
Mehrerau — Augia major — 2, 452.
(Vintschgau — Vallis venusta — 2, 221.)
Rapperswyl — Ruperti villa — 1, 109.
Pfäffers — Fabaria — 1, 67.
Füssen — fauces — 2, 2.
Überlingen — Iburningos — 1, 119.
Reuß — Rusa — 1, 161.
Disentis — Desertina — 2, 225.
Lützel — Lucisella, 3, 196.
Dons Regintrudis — Remiremont 3, 95.
Valesia — Wallis — 2, 143.
Vindonissa — Windisch — 1, 118.

Notwendig:

1. Spezialgeschichte der Schwäbischen Region.
2. Legende Konstanzer Heiligen.
3. Abteien der Schweiz.
4. Aufgehobene Klöster der Schweiz.
5. Geschichte der Kirchenmusik.
6. " " Kirchengesangkunde.
7. die historisch wichtigen Kriege der Schweiz.
8. Kirchlich lateinisches Lexikon
9.

[illegible] T. 330.
bei Luzern, Kriens: Gmeind Wagner T. 346
Maximus 553–561 in Konstanz 1, 81, II
Ein bekehrender Blick! ——— 2, 459.
Avitus = hl. Abt! ——— 1, 66.
Apollinar Reiß v. Sigmaringen! — 3, 89.
Für Augenleidende, St. Ilga — 3, 244.
Friedr. Überlacker v. Wollmatingen 3, 183.
[illegible] Knoff v. Konstanz — 3, 344.